



N12<522840584 021



ubTÜBINGEN







N.F. 66.67

1985. 1986

TR

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

WZ

Gh

6269

150

md5

1987

ISSN 0075 - 2762



JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge, Band 10 (1987)

Herausgeber

Prof. Dr. phil. G. G. G.

VERLAG JENSEN VEG · Jena



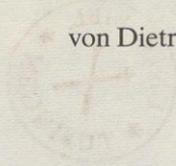
# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 66/1987

Herausgegeben

von Dietrich Meyer



VERLAG „UNSER WEG“ · Lübeck

# JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 66/1987

Herausgeber:  
Fritz Steinmeier



Gh 6269 - 66

Copyright 1987 by Verlag „Unser Weg“ Lübeck, Meesenring 15

Printed in Germany – Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Fritz Steinmeier, Nördlingen

ISBN 3 - 87836 - 353 - 2

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
E. Thiel: Samuel Hebel (1525–1574). Prediger und Dichter in der Reformationszeit . . . . .	7
J. Grünewald: Kirche und Obrigkeit. Pfarrkonvent und seelsorgliche Anliegen der Priesterschaft im Goldberger Weichbilde 1561 und 1563 . . . . .	20
E. Schwarz: Die Gegenreformation – dargestellt an der Sondersituation Schlesiens . . . . .	44
K. Feige: Was das katholische Pfarrarchiv Schmiedeberg Rsgb. über die Gegenreformation erzählt . . . . .	65
G. Hultsch: Über die Siedlungen Friedrich des Großen im Kreise Brieg . . . . .	84
H. Girke: Die Gerlachsheimer »Böhmischen Brüder« und ihr Führer Augustin Schultz . . . . .	98
C.–E. Schott: Die Herberger – Renaissance im 19. Jahrhundert . . .	125
L. Radler: Beiträge zur Siedlungs- und Kirchengeschichte des Kreises Schweidnitz: Seiferdau . . . . .	140
R. Stupperich: Karl Holls Briefe an Paul Gennrich nach Dembowalonka/Westpr., Breslau und Königsberg . . . . .	157
H.J. Fränkel: Der Kirchenkampf in Schlesien . . . . .	169
W. Schwarz: Eine Denkschrift aus dem Jahre 1945 . . . . .	187
R. Hausmann: Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte . . . . .	196
Buchbesprechungen . . . . .	201
Verzeichnis der Mitarbeiter . . . . .	237



# Samuel Hebel (1525–1574), Prediger und Dichter in der Reformationszeit

von Eberhard Thiel, Braunschweig

In seiner Ausgabe von »Judith-Dramen des 16. und 17. Jahrhunderts« (Berlin 1933) schrieb Martin Sommerfeld zu Hebels »Spil von der Belegerung der Statt Bethulia« (Wien 1566): »Von Samuel Hebel, der unbekanntens Datums zu Hirschberg in Schlesien geboren wurde, ist nicht viel mehr bekannt, als er hier in der Vorrede angibt« (s. Anhang A). Tatsächlich ist, wie sich zeigen wird, Hebel in heute zwar weit entfernt scheinenden, damals aber durch verschiedenartige Wechselströmungen verbundenen Räumen wie Mähren, Schlesien, Oberlausitz, Danzig und Altpreußen (Ostpreußen) bekannt gewesen, wenn auch nicht nur wegen seiner beiden Veröffentlichungen, die in Nachschlagewerken und Literaturgeschichten erwähnt und besprochen sind und die hier als Anhang A und B behandelt werden.

Samuel Hebel wurde in Hirschberg im Riesengebirge 1525 (vermutlich am 6. Juli) geboren.<sup>1)</sup> Die Druckausgabe von Zellers »Hirschberger Merckwürdigkeiten«<sup>2)</sup> nennt zwar nur einen David Hebel, der 1577 Pastor in Kunnerswalde wurde; Zellers Handexemplar jedoch, das im Stadtarchiv Hirschberg vorhanden war, enthielt acht weitere handschriftliche Teile, in deren sechstem auch von der Familie Hebel die Rede ist: »... sind die Hebelii aus einer alten allhiesigen Familie, gestalt Hr. Anton Hebel schon Ao. 1571 ein alter wohlverdienter Rathsherr allhier gewesen, und kann wohl seyn, daß der vorhergehende Hr. David Hebel dessen Sohn gewesen«; und: »Samuel Hebelius, allhier geboren, wurde nach absolvirtem Studio theologico Ludi-Moderator zu Iglau in Böhmen, hernach Prediger an der Minoriten-Kirche in Schweidnitz ..., der er auch von Ao. 1569 bis Ao. 1574 ... vorgestanden. Es wird ihm aber beygemessen, daß er Socinianische Principia geheget.« Hierbei stützt sich Zeller, ohne daraus das Jahr 1574 auch als Todesjahr Hebels zu übernehmen, auf Krauses »Literati Svidnicenses«.<sup>3)</sup>

»Samuel Hebelus Silesius« erscheint unter dem 17.9.1551 (Sommersemester) in der Matrikel der 1544 von Herzog Albrecht gegründeten Königsberger Universität.<sup>4)</sup> In dieser Zeit war Königsberg ein Mittelpunkt theologischer Streitigkeiten, zunächst im damaligen Preußen, seit Herzog Albrecht den Andreas

1) Datum nach dem Manuskript der in Vorbereitung befindlichen Lieferung zum Altpreußischen evgl. Pfarrerbuch Bd. 2, Hamburg; vgl. Anm. 5.

2) David Zeller, Hirschbergische Merckwürdigkeiten I, Hirschb. 1720.

3) Th. Krause, Literati Svidnicenses, Leipzig 1732.

4) G. Erler, Die Matrikel der Albertus-Universität Königsberg, Leipzig 1910/12. Dort findet sich unter dem 2.10.1577 »Samuel Hebelus Gedanensis«, vermutlich Sohn des Hirschbergers. Er war 1590 Geistlicher in Langheim (b. Bartenstein), ab 1594 und noch 1610 in Liebmühl (später Krs. Osterode).

Osiander (1498–1552) zum Pfarrer und Theologieprofessor berufen hatte (1549), dessen Rechtfertigungslehre von vielen seiner Kollegen heftig angegriffen wurde. Hebel, den Möller für 1551–1555 als Diakon in Schippenbeil (im späteren Krs. Bartenstein) verzeichnet, schloß sich am 31.5.1553 einer Protesterklärung gegen des Herzogs Stellungnahme für Osiander an, verlor, wie eine Reihe anderer Geistlicher und Lehrer, sein Amt und mußte Altpreußen verlassen. 1556–1558 war er an St. Marien, 1558–1560 (»Samuel Gebelius«) an St. Johann in Danzig.<sup>5)</sup> Der Rat der Stadt war zwar nicht ausdrücklich für Osianders Thesen eingenommen, andererseits aber bemüht, den Streit zwischen deren Anhängern und den Verteidigern strenger lutherischer Orthodoxie möglichst einzugrenzen, der noch nach dem Tod Osianders (1552) seinen Höhepunkt hatte, bis 1567 dessen Lehrmeinung in Preußen verboten wurde. In Danzig geriet Hebel bald in neuerliche Zwistigkeiten theologischer, aber wohl eher sehr persönlicher Art, als ihm, dem an St. Johann Dienstälteren, im Juni 1589 der aus Friesland stammende Johannes Hützing (bei Chr. Hartknoch<sup>6)</sup> »Hützing«) vorgesetzt wurde, der wohl der begabtere, in der Gemeinde beliebtere Prediger war. Schließlich wandte sich Hebel in einer Predigt gegen die Kirchenoberen selbst (»Wo bleibt die brüderliche Liebe? Unsr Kirchenväter sind eitel Diebe«), was den Rat veranlaßte, ihn des Amtes zu entheben und aus der Stadt zu weisen. Ebenso erging es seinen Amtsbrüdern Franciscus Burchard (St. Marien)<sup>7)</sup>, Benedict Morgenstern (St. Katharinen)<sup>8)</sup> und Heinrich Saalfeld (St. Jacob), die gleichfalls als Osiander-Gegner vertrieben und in Danzig aufgenommen worden waren und nun zugunsten Hebels gegen den Ratsentscheid im Gottesdienst protestierten (Burchard: »Bittet für das verstockte Pharaonische Hertz, daß es Gott erweichen wollte«).

Diese Vorgänge wurden ausführlich auf fünf eng beschriebenen Folioseiten abgehandelt im Ms. 438 der Danziger Stadtbibliothek: »Franciscus Burchardus, Benedict Morgenstern et Samuel Hebelus. Cur ab Officio depositi fuerint. Anno 1560.« Die seit 1945 verschollene Handschrift<sup>9)</sup> aus dem frühen 17. Jahrhundert, die auf eine zeitgenössische Quelle zurückging, wurde (nach einer Notiz späterer Hand) von Hartknoch und Curicke verwendet und ist wohl auf die-

<sup>5)</sup> Ephr. Praetorius, Danziger Lehrer-Gedächtnis, Danzig 1704; Fr. Möller (Hg.), Altpreußisches evgl. Pfarrerbuch ... (Sonderdr. d. Vereins f. Familienforschung in Ost- u. Westpr. 11) Bd. 1, Hamburg 1968, vgl. Anm. 1.

<sup>6)</sup> Chr. Hartknoch, Preußische Kirchen-Historia, Frankfurt/M., Leipzig 1686.

<sup>7)</sup> Fr. Burchard, geb. um 1512 in Löwenberg, studierte bei Luther in Wittenberg ab 1540, 1547–54 Pfarrer in Riesenburg, vermutlich schon 1555 in Danzig, 1560 nach Thorn, 1572 Danzig, dort † 1590. Vgl. J. Fligge, 5 Streitschriften zu Osianders Königsberger Theologie, in: Preußenland 9/1971; Chr. Krollmann, Altpreuß. Biographie, Königsberg 1941, Nachdr. Marburg 1974.

<sup>8)</sup> B. Morgenstern, geb. 1525 in Stolp, studierte Königsberg ab 1544, Rektor in Riesenburg, Pfarrer in Deutsch Eylau, 1559/60 Danzig, bis 1567 Thorn, 1568 Pfarrer in Königsberg, 1588 Graudenz, † 1599 Königsb.; vgl. Altpreuß. Biographie (Anm. 7); W. Hubatsch, Geschichte der evgl. Kirche Ostpreußens I, Göttingen 1968 (S. 34: »M. zeigte seine dogmatische Richtung durchaus von persönlichen Neigungen und Feindschaften bestimmt«).

<sup>9)</sup> Mitteilung der Biblioteka Gdańska 15.2.1980.

sem Wege Grundlage jüngerer Darstellungen<sup>10)</sup> geworden, bei denen mehrfach auch die Schreibung »Gebel« auftritt. Im Text der Handschrift hieß es wiederholt »D. (für Dominus) Samuel«, was Hartknoch übernimmt und zu »Doct. Samuel«, Praetorius zu »D. Samuel Gebelius« weiterführt, den schließlich E. Schnaase ohne weitere Erläuterung noch ergänzt mit »oder Instmann«.

Nach den Unterlagen für den Biographischen Teil des Altpreußischen evgl. Pfarrerbuches kehrte Hebel nach Preußen zurück, wurde in Königsberg gefangengesetzt und durch Befehl vom 4.7.1561 erneut des Landes verwiesen. In seinem weiteren Lebenslauf erscheint er regional und je nach Standpunkt des Schreibers unterschiedlich charakterisiert als socinianisch, flacianisch, manichäisch, als Anhänger Calvins, Zwinglis, ja auch Osianders, gegen dessen Lehre er in Preußen und Danzig gestritten hatte. Das Danziger Beispiel legt gewiß den Gedanken nahe, daß solche pauschale Wertung nicht zuletzt auf Hebels starrsinnige Streitsucht zurückgeht (vgl. Morgenstern, Anm. 8). Doch zeigt sich hier eine allgemeine, auf Mißtrauen, Unsicherheit, selbstverständlicher Ablehnung gründende Erscheinung, wie sie z.B. in Österreich typisch wurde, wenn zunächst »jeder Reformationsprediger als Flacianer bezeichnet wurde«.<sup>11)</sup>

»Nu sein in diesem 1562 jahr vmb Ostern hieher nach Iglaw khommen herr Samuel hebelius so von Dantzig vertrieben worden vnd Melchior Gans ...«, so der Stadtschreiber Martin Leupold von Löwenthal in seiner Chronik.<sup>12)</sup> Schenner, der sie benutzte, läßt »beide aus Preußen« kommen »als eifrige Gegner des Papismus«.<sup>13)</sup> Melch. Gans war jedoch vorher Prediger der Böhmisches Brüder in Eisgrub und schon seit 1554 Pfarrer in Rantzen (südlich von Iglau). Hebel trat zunächst in Wolframs nahe Iglau Dienst und kam noch 1562 an die Iglauer Klosterkirche Unser Lieben Frauen. In der Stadt wütete die Pest. Da »der Zulauff des Volks« groß war, die Kirche sich als zu klein erwies, wandte sich der Rat an Martin Stralitzer, den Abt des Selauer Prämonstratenserstiftes<sup>14)</sup> in Iglau, dem die Kollatur der Pfarrkirche zustand, daß Hebel »bisweilen neben herrn Simon Schönwald, der ein Ordinarius Prediger gewest«, predigen und »bei der Communion handtreichung thun möchte«. Der Abt fürchtete ebenso wie Schönwald, Hebel sei Flacianer und verteidige Zwinglis Lehre, erklärte sich jedoch nach eingehender Unterredung im Beisein von drei Ratsherren einverstanden

<sup>10)</sup> Vgl. Anm. 5; R. Curicke, *Der Stadt Danzig historische Beschreibung*, Amsterdam/Danzig 1687; D. Gralath, *Versuch einer Geschichte Danzigs II*, Königsb. 1789; G. Löschin, *Geschichte Danzigs ...*, Danzig 1822; E. Schnaase, *Geschichte der evgl. Kirche Danzigs*, D. 1863; P. Simson, *Geschichte der Stadt Danzig II*, D. 1913 ff., Nachdr. Aalen 1967.

<sup>11)</sup> Christiane Haßlinger, *Die religiöse Propaganda des ... Flacius Illyricus ...*, Diss. Wien 1970, S. 122.

<sup>12)</sup> Leupold: *Chronik der königlichen Stadt Iglau vom Iglauer Stadtschreiber Martin Leupold*, hrsg. v. Chr. d'Elvert (Quellenschr. z. Gesch. Mährens), Brünn 1861. Auf Einseitigkeit und Mängel macht E. Schwab aufmerksam: *Die Iglauer Chroniken*, in: *Igel-Land* 1/1930.

<sup>13)</sup> F. Schenner, *Beiträge zur Geschichte d. Reformation in Iglau* (Zs. d. Vereins f. Gesch. Mährens u. Schles. 16, 17) Brünn 1912, 1913.

<sup>14)</sup> Leupold, *Chronik* S. 121, 126; Schenner (Anm. 13) 1912, S. 100; 1913, S. 121; K. Werner, *D. Verhältnisse des Selauer Prämonstratenserstiftes zu Iglau* (Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 6) Prag 1868.

unter Berufung auf die Augsbургische Konfession, der auch er zugetan sei (Leupold, Schenner). Zu Neujahr 1563 wurde Hebel als Prediger der Pfarrkirche St. Jakob eingeführt, und kurz danach, an Dreikönige, nahm er die Trauung seines nunmehrigen Amtsbruders Schönwald vor.<sup>15)</sup>

Iglau, Mittelpunkt der deutschen Sprachinsel, war noch im 16. Jahrhundert berühmt durch seinen Silberbergbau; in Mitteleuropa war nur der im sächsischen Freiberg ergiebiger. Iglauer Bergrecht (seit 1249, 1345) galt vom böhmischen bis zum slowakischen Erzgebirge (Westkarpaten) und Nordungarn. Der Oberhof wurde z.B. auch von Beuthen, Kupferberg, in Siebenbürgen oder dem mit eigenem Recht ausgestatteten Freiberg befragt.<sup>16)</sup> Enge kulturelle Bindungen bestanden weit über die mährisch-böhmischen Grenzen hinaus u.a. zu Nürnberg (Meistergesang), Glatz, Breslau, Schweidnitz. Waren im frühen 16. Jahrhundert noch die Universitäten Krakau und Wien wichtig für Iglau, so wurden nach 1523 Wittenberg, dann Frankfurt/Oder, Leipzig und Helmstedt bevorzugt.<sup>17)</sup> Vor Gründung der eigenen Lateinschule (1561) besuchten die jungen Iglauer vor allem die in Joachimsthal, Zwickau, Goldberg und Görlitz. Die erste protestantische Predigt in Iglau hielt 1522 der Kirchenliederdichter Paul Speratus, der auch die Verbindung zu Wittenberg und später zu Altpreußen knüpfte, wo er die Ansiedlung von Gemeinden der nach 1547 aus Mähren vertriebenen Böhmischn Brüder förderte.<sup>18)</sup>

Daß sich der neue Glaube besonders in Mähren nicht geradlinig und schnell durchsetzte wie vielfach andernorts, lag wesentlich an manchen widerstreitenden Nebenströmungen<sup>19)</sup>, in Iglau besonders den Wiedertäufern und Schwenckfeldern; andererseits am regional wechselnden Vorgehen der katholischen Oberhirten, selbst verunsichert durch die Haltung des Kaisers Maximilian II., der den Lutheranern nicht abgeneigt war. So ließe sich die Entscheidung des Selauer Abtes für Hebel erklären: Er hatte 1554 die Entlassung des Esaias Tribauer, protestantischen Lehrers der Stadtschule, beim Rat be-

<sup>15)</sup> Schönwald wird auch genannt im Zusammenhang mit der Schulordnung der Iglauer Meistersinger und der Genehmigung einer »christlichen sing schuel«, z.B. in der 1561 gegr. Lateinschule, der ersten mährischen Gelehrtenschule; Fr. Streinz, Urkunden der Iglauer Meistersinger (Progr. Staatsgymn. III. Bezirk Wien) 1901/02; ders., Die Quellen zur Geschichte des Meistersanges in Mähren (wie Anm. 13, Jg. 25), 1923.

<sup>16)</sup> A. Altrichter, Kolonisationsgesch. der Iglauer Sprachinsel (wie Anm. 13, Jg. 12), 1908.

<sup>17)</sup> J. Hübel, Beziehungen Mährens zu den deutschen Universitäten im 16. Jh. (wie Anm. 13, Jg. 28, 29), 1926/7; Corpus Reformatorum VIII 825 Nr. 6053, IX 87 Nr. 6192, Halle 1842.

<sup>18)</sup> G. Trautenberger, P. Speratus und die evgl. Kirche in Iglau, Brünn 1868; Schenner (Anm. 13, Jg. 15), 1911; J.Th. Müller, Geschichte der Böhmischn Brüder I, Herrnhut 1922; H.J. Koenig, P. Speratus (Lebensbilder aus Schwaben 9), Stuttgart 1963; Hubatsch (Anm. 8).

<sup>19)</sup> Joh. Heidenreich (Anm. 25) sprach 1582 von 32 Sekten in Mähren. J. Loserth, Der Communismus der Mährischn Wiedertäufer ... (Arch. f. österr. Gesch. 81), Wien 1895; Fr. Hrubý, D. Wiedertäufer in Mähren (Arch. f. Ref. Gesch. 30/32), Leipzig 1933/5; vgl. Anm. 20.

wirkt<sup>20)</sup>, 1556 die des auf Empfehlung Melanchthons berufenen Predigers M. Albert Cruciger und des für ihn sprechenden Rektors Joh. Tapinaeus, die gegen die »Messe nach päpstlicher Weise« waren. Die Bürger antworteten mit einem Schmähdied gegen den Abt (im Stadtarchiv). Die bisher engen Beziehungen zu Wittenberg lockerten sich; vermutlich deshalb ging dort 1559 bis 1562 die Zahl der Immatrikulationen aus Iglau (meist Stipendiaten der Stadt) stark zurück.

Von Hebel ist in der Folgezeit kaum die Rede; auch sein Judith-Spiel wird nicht erwähnt. Als Albert Cruciger, nun Pfarrer in Leutschau in der Zips, 1563 in Iglau anfragte, ob er zurückkehren dürfe, wies Leupold auf die Berufung Hebels hin, den er »compater meus clarissimus« nannte.<sup>21)</sup> Hebels Name findet sich dann wieder in einer im früheren Mährischen Landesarchiv Brünn vorhandenen Handschrift aus den von Peter Cerroni zusammengestellten Manuskripten: Hebel schreibt am 20.8.1567 aus Wien (»im Steierhof«) an den Iglauer Rat, er habe »ihre Sache betrieben« und der Stadt Bestes gesucht; die Sache stehe noch »im Rath«. Jetzt wolle er heimkehren; man möge Roß und Wagen senden.<sup>22)</sup> – Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß Hebel wegen der Übertragung der Kollatur für die Pfarrkirche an die Stadt sondieren sollte. Doch wurde diese Frage bald darauf durch den Tod des Abtes (20.9.1567) akut. Drei Abgesandte des Rates hatten Auftrag, den Unterkämmerer in Brünn um Vermittlung beim Kaiser zu bitten. Der Bischof von Olmütz erhob Einspruch, und der Kaiser lehnte ab.<sup>23)</sup>

Unter dem 13.10.1568 verzeichnet die Matrikel der Wiener Universität<sup>24)</sup>: »Samuel Hebelus Hierspergensis Silesius, ecclesiaster Iglaiensis.« Leupolds Chronik erwähnt davon nichts, berichtet aber 1569, daß Hebel um Georgi (23. April) »seiner bösserung halber« nach Schlesien gezogen ist. Der Rat hat ihm »eine gutte kundschaft mitgetheilt, das er sich seinem ambt nach treulich vnd

<sup>20)</sup> Esaias Tribauer, in Iglau geboren, 1546 Student in Prag, dann Wittenberg, 1553 Lehrer in Iglau unter Rektor Tapinaeus, nach Entlassung erneut nach Wittenberg, 1558 Hofprediger Brieg, 1569 vom Rat nach Iglau zurückgerufen (als ehemal. Stipendiat), Nachfolger Hebels; erlag samt Familie 1571 der Pest. Schriften von ihm erschienen in Wittenberg, Leipzig, Breslau, Neiße, so gegen die Türken, und noch 1571 in Regensburg: »Ein klein Handbüchlein wider die ... Schwenckfelder«, das ihn berühmt machte (Leupold, Chronik, 145, 154; J. Wallner, Gesch. d. k.k. Gymnas. Igl., Progr. Gymn. Igl. 1879/80; S.J. Ehrhardt, Presbyterologie des evgl. Schlesiens II/1, Liegnitz 1782, S. 78).

<sup>21)</sup> Leupold, Chronik, 128, 130; Bal, Förster, Kauffmann (Hrsg.), Hain Gáspár, löcsei krónikája, Zipserische od. Leutschaverische Chronica, Löcse (Leutschau), 1910/13.

<sup>22)</sup> Landesarchiv (Zemský Archiv) Brünn; Hs. Cerroni Abt. I Nr. 19: Beyträge zur Gesch. d. Akatholischen in Mähren (Ms. 1796 4°).

<sup>23)</sup> G. Trautenberger, Chronik der Landeshauptstadt Brünn III, Br. 1896, S. 44, 121, 141.

<sup>24)</sup> F. Gall, Die Matrikel der Universität Wien III, Graz 1959.

Christlich verhalten« und sie »ihn gern lenger bei sich geduldet hetten. Dieser hat zur Schweinitz dienst angenommen.«<sup>25)</sup>

1569 »circa Palmarum Dominic.« traf Hebel in Schweidnitz ein<sup>26)</sup> und wurde am 14. April »nach gehaltener Probepredigt« in sein Amt an der Frauenkirche (Klosterkirche Zu Unser lieben Frauen im Walde, Minoritenkirche) eingeführt, der ältesten Schweidnitzer Kirche. Sie war durch kaiserlichen Erlaß (10.12.1565) bis zur Rückkehr der Franziskaner der Stadt anvertraut und wurde

<sup>25)</sup> Leupold, Chronik, S. 144. – Ein nicht nur für Iglau typisches Zeitbild vermittelt die Reihe der Hebel nachfolgenden Lehrer bzw. Geistlichen: 1569/71 E. Tribauer (Anm. 20). An seine Stelle berief der Rat Andreas Eising, geb. in Löwenberg, der in Brieg, Leobschütz, seit 1565 in Glatz predigte, wo der Rat den Kaiser (gegen den Einspruch Iglaus) bewog, Eising zum Bleiben anzuhalten (18.1.1572), damit er weiterhin die Schwenckfelder bekämpfe (G.F. Buckisch, Schlesische Religions-Acten, Ms. R. 557 der ehem. Stadtbibl. Breslau; P. v. Chlumecky, Regesten, Mähren I, 528, Brünn 1856). – Nun kam M. Mathias Eberhard, ein Iglauer, erster Rektor der Lateinschule (1561/71), an Tribauers Stelle, wurde aber 1574 Superintendent in Schemnitz. – 1574 wurde M. Joh. Heidenreich (Hedericus) eingeführt, geboren 1542 in Löwenberg, Schulbesuch in Zittau, Goldberg, Liegnitz, Schweidnitz, studierte in Frankfurt, Pfarrer in Grünberg, Brieg, 1573 Prof. in Frankfurt. Er stritt gegen Sekten (vgl. Anm. 19), besonders gegen die Böhmisches Brüder; 1586 Leipzig und (nach dem Tod des Martin Chemnitz) Superintendent in Braunschweig (Protokolle über seine dortigen Differenzen verwahrt das Stadtarchiv: Ms. B IV 11:51); als »Kryptocalvinist« 1588 verabschiedet, Theologieprofessor Helmstedt (1591/8) u. Frankfurt († 1602). Seine Schriften z.T. in Görlitz gedruckt. (Material zur Biographie im Stadtarchiv Iglau u. ehem. Staatsarch. Breslau; Ehrhardt, Presbyterologie des evgl. Schles. II, Liegnitz 1782.) – 1587 wurde durch Vermittlung des Frankfurter Theologieprof. Joachim Becker (Pistorius), der 1572–76 Rektor der Lateinschule Igl. gewesen war, als Pfarrer u. Superintendent Kaspar Stolshagen berufen, geb. 1550 Bernau b. Berlin; stud. Frankfurt, 1570–86 Magister u. Pfarrer in Stendal. Er richtete nahe Iglau (Altenberg) eine eigene Druckerei ein, mit der er sich stark verschuldete. Heftig verteidigte er Melancthons griech. Grammatik gegen Angriffe des Späthumanisten Nikodemus Frischlin, derzeit (1588–89) Rektor der Martinischule Braunschweig. Stolshagen starb 1594 in Iglau (Wallner, Anm. 20; G. Loesche, Gesch. des Protestant. im vormal. Österr., Wien 31930; Hdb. z. Evgl. Kirchengesangb. II/1, Göttingen 1957; Briefe in d. Sächs. Landesbibl. Dresden, Bd. I, Hs. C 65 Nr. 176, 182, 188).

<sup>26)</sup> De Successione Eccl. Ministrorum Schwidnic. Augustanae Confessionis additorum (Jauersche Mss. Qu. 11 im ehem. Preuß. Staatsarch. Breslau); H. Schubert, Bilder a.d. Gesch. d. Stadt Schweidn., Schw. 1911. – Im Ms. 2° 291, früher im Archiv des Schlosses Fürstenstein, wird berichtet, Hebel habe nach einem Rektorat in Iglau mehrere Jahre in Glatz gelehrt und gepredigt u. sei von dort vertrieben worden. Davon sprechen, möglicherweise direkt od. indirekt nach dieser Quelle, auch spätere Darstellungen (so Radler 1970, s. Anm. 27). Sicher ist Hebel über Glatz gereist. Es bestanden dorthin auch verwandtschaftliche Beziehungen, wie von Zeller angedeutet (Anm. 2). Der dort erwähnte David Hebel aus Hirschberg war Heidelberger Student (Immatr. 31.1.1573); am 20.6.1573 ließ sich Christophorus Hebelius Glacensis Silesia dort einschreiben (G. Toepke, D. Matr. d. Univ. Heidelb. II, H. 1886). Heidelberg war zu dieser Zeit bevorzugter Studienort und der »Heidelberger Katechismus« (1563) seit 1568 die Richtschnur der Reformierten vieler Länder. Hier könnte Hebels Ruf als Calvinist eine gewisse Stütze erhalten haben. Der 1588 in der Frankfurter Matrikel vermerkte Bartholomäus Hebelius Glacensis unterrichtete 1597 in Glatz (Glückwünsche zu seiner Hochzeit mit Ursula Sturm aus Brieg druckte Andr. Reinheckel in Neiße). – J. Hemmerle, Die calvin. Reformation in Böhmen (Stifter-Jb. 8), München 1964; A.A. v. Schelven, Het calvinisme gedurende zijn bloeitijd III, Amsterd. 1965.

seit Weihnachten 1565 von Geistlichen der Pfarrkirche betreut<sup>27)</sup>, zuletzt versorgt durch M. Joh. Pelargus. Dieser bekam nun die Stelle seines Schwagers Dr. Esaias Heidenreich, Primarius der Pfarrkirche, der zum Pfarrherrn an St. Elisabeth in Breslau berufen worden war (21.3.1569).<sup>28)</sup> Anders als in Iglau stand Hebel in Schweidnitz offenbar in heftigem Streit mit seinen Amtsbrüdern. Die Klosterkirche unterstand noch der Pfarrkirche. Wir wollen nicht auf die Einzelheiten der Differenzen zwischen ihm und den Geistlichen eingehen, die deutlich schlechter gestellt waren als er, was Bezahlung und Wohnung angeht. Beschwerden beider Seiten waren in den Ratsakten reichlich vorhanden, auf die sich wohl die in Anm. 26 und 28 erwähnten Breslauer und Fürstensteiner Manuskripte stützten, auf diese die später gedruckten Berichte. Aus ihnen sei übernommen, was J.A. Kopietz (Anm. 27) aus der Pfarrchronik unter 1571 zitiert: »Im April H. Mathias Vilhauer Diakonus. Nimbt unter der Predigt Urlaub, dessen E.E.Rath wohl zufrieden war, da er hatt M. Samuelem zu Unser lb. Frauen sambt seiner Frau (Kopietz erwähnte vorher: die allerdings im Verdachte des Calvinismus standen) wider seinen Vertrag ohne Vorwissen seiner Kollegen communicirt«. <sup>29)</sup>

Offenbar war Hebel vor allem in der Gemeinde beliebt, vielleicht auch, weil er bestrebt war, die Klosterkirche (und seinen Dienst dort) ganz aus der Aufsicht durch die Pfarrkirche zu lösen. In diesem Sinne entschied dann auch der Rat, als er 1574 M. Joh. Gigas aus Nordhausen zum Nachfolger Hebels stellte.<sup>30)</sup>

In arge Bedrängnis kam die Stadt, als der aus böhmischem Adel stammende Caspar Tausdorf, genannt von Sporenberg (auch Sparrenberg), am 27.7.1572 auf dem Heimweg mit dem Bürgermeistersohn Franz Freund in Streit geriet und ihn unweit des damaligen Peterstores erstach. Er konnte bis in die Nähe von Salzbrunn (damals Saltzborn) fliehen, das zur Gerichtsbarkeit der Fürstensteiner Herrschaft v. Hochberg gehörte, wurde aber von seinen Verfolgern eingeholt und vermutlich nachts nach Schweidnitz zurückgebracht. Am 28. Juli »stellet man ihn für das Stadtgerichte und nach dem Urtheil communiciret man ihn« (Thommendorf), und »ohne weiteres Verhör oder Verantwortung« (Zimmer-

<sup>27)</sup> J.A. Kopietz, Das Franziskanerkloster zu Unser lb. Frauen im Walde in Schweidnitz (Zs. d. Vereins f. Gesch. Schlesiens 15), 1880; L. Radler, Das Franziskanerkloster zu Schweidn. im Mittelalter (Arch. f. schles. Kirchengesch. 27), 1969; ders., Das Schweidnitzer Franziskanerkloster im Besitz der Evangelischen (Jb. f. schles. Kirchengesch. 49), 1970.

<sup>28)</sup> Esaias Heidenreich (d. Ält.), geb. 1532 in Löwenberg, Dr. theol. Frankf., 1555 in Görlitz, seit 1536 Schweidnitz, † 1589 Breslau; Bruder des Joh. Heidenreich (Anm. 25).

<sup>29)</sup> Dazu Staatsarch. Breslau; Jauersche Mss. Qu. 11: »1571. 5. Jul. hat man allhier in Unser lieben Frauen Kirchen zum ersten mahl angefangen in zweyerley gestalt das Hochwürdigē Abendmahl zu reichen, ist auch nicht mehr nachmals geschehen.«

<sup>30)</sup> F.J. Schmidt, Gesch. d. Stadt Schw. I, Schw. 1846; Radler (Anm. 27).

mann) wurde er auf dem Ring (Marktplatz) enthauptet.<sup>31)</sup> Das geschah zu einer Zeit, da die Spannungen wuchsen zwischen dem Adel mit immer größerem und vielseitig genutzten Grundbesitz und Städten, die sich beengt und bedrängt fühlten, auch in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung. Der Landadel klagte beim Kaiser, die Familie Tausdorf forderte Schadenersatz (der Kurfürst von Brandenburg sprach 1581 für sie). Die Juristenfakultät der Universität Ingolstadt gutachtete 1574 für die Stadt (Tausdorf habe nicht in Notwehr gehandelt; die Stadt brauchte nicht »langsamer« vorzugehen). Am 7.6.1575 entschied der Kaiser u. a., daß die Stadt ihre freie Gerichtsbarkeit verliert, weil sie in die des Kaisers eingegriffen hat. Erst unter Kaiser Rudolf II. gelang es der Stadt bis 1580, die früheren Rechte im wesentlichen wieder einzunehmen.<sup>32)</sup>

Samuel Hebel, der sicher einige Anerkennung genoß, seit 1571 seine »Sonn- tagsevangelien« in Görlitz erschienen waren, nutzte im November 1573 den Höhepunkt des Tausdorf-Streites, nahm von der Kanzel aus Stellung gegen »die vom Lande« und brauchte die dann oft zitierten Wörter »Pluthund und meuchelmörder«; es gäbe in der Stadt *auch* Leute, und wenn »die von Schweidnitz nicht also verfahren hätten, wolt er von ihnen, da er nitt gehen können, gekrochen seyn.« Damit eröffnete er eine Art Nebenkriegsschauplatz, der – wie die Akten zumindest vermuten lassen – nicht eben unwillkommen war. Der Adel führte Beschwerde beim Kaiser, und dieser entschied (23.12.1573), der Predicant sei zu entlassen, mit einem halben Jahr Gefängnis zu bestrafen und aus dem Lande zu weisen. Der Rat antwortete, »daß derselbige ehe Ew. Kays. Mayt. Bevehlich uns uberantwortet, albereit mit Todt Verblichen«. Hebel starb am 18.1.1574, »ward den anderen Tag begraben, konnte sich nicht mit M. Pelargo vergleichen, ward wegen des Flacianismi verdächtigt.«<sup>33)</sup>

Auffallend ist, daß in den Schreiben der verschiedenen Seiten nur vom »Predicanten« die Rede ist, aber Hebel nicht namentlich genannt wird. Deshalb wohl konnte F.J. Schmidt (Anm. 30) die Identität nur vermuten, die dann Schimmelpfennig, Herausgeber der Thommendorfschen Chronik (Anm. 31), bestätigte.

Der »Tausdorfsche Pönfall« hatte noch ein literarisches Nachspiel im Roman »Die Patrizier« von Carl Franz van der Velde (1779–1824), dem Stadtrichter in Zobten, dann Justizkommissar in Breslau, der zahlreiche historische Erzählungen mit nicht zu großem Tiefgang schrieb und hier sich zwischen Realismus und

31) Fr. A. Zimmermann, Beiträge z. Beschreibung von Schlesien V/4. Brieg 1785, S. 323; Kopietz (Anm. 27); Script. rer. Sil. XI (Thommendorfsche Chronik), Breslau 1878, S. 59; »Da schlug ihm der Henker den Kopf ab; kamen also beyde in ein Grab, welches der Stadt Schw. zum großen Nachtheil gereicht ist.«; J. Schmidt, Der Tausdorfsche Pönfall (Schles. Prov.-Bll. NF), 1872, 329/34, 396/400.

32) Stadtarchiv Schweidn. I, 43, Regal I, 3. Reihe; I 43e ebd., I 46 ebd., I 51, Reg. I, 4. Reihe. – Staatsarch. Bresl.: Jauersche Mss. Qu. 23, Qu. 52, Fol. 67. – Th. Goerlitz, P. Gantzer, Rechtsdenkmäler d. Stadt Schweidn. (Dt. Rechtsdenkmäler aus Schles. 1), Stuttgart. 1939.

33) Staatsarch. Bresl.: Jauersche Mss. Qu. 23, S. 542; Qu 28, S. 1277.

Pseudoromantik bewegt. Er kannte sicherlich die Akten, blieb dicht bei den Tatsachen, hielt dennoch eine »Agathe« als belebendes Element für erforderlich. Der »Predicant« fehlt ganz.<sup>34)</sup>

Das Franziskanerkloster an der Schweidnitzer Köppenstraße wurde 1852 für den Bau des Gymnasiums abgerissen (vgl. Anm. 27; Radler 1970).

## Anhang

*A. Ein Spil von der Belegerung der Statt Bethulia / und wie sie Gott wunderlich durch ein Witfraw Judith genant/ die Holofernen den obersten Hauptman im Läger vmbracht / erlöset hat / nützlich und lustig zu lesen / in Reym beschrieben Durch Samuelem Hebelum Ceruimontanum ... Getruckt zu Wienn in Osterreich bey Caspar Stainhofer. Anno M.D.LXVI.*<sup>35)</sup>

Das Buch ist dem Bürgermeister und dem Rat »der Stadt Iglaw in Mehrherrn« gewidmet. Am Schluß der Vorrede heißt es: »Geben aus meiner Behausung, die Juden Schul genant, den 4. Julij des 1566. jares.«

Möglicherweise wollte Hebel mit seinem Schuldrama dem Hinweis Luthers folgen, das Thema sei brauchbar für »eine gute, ernste, tapfere Tragödie«. Vielleicht auch nahm er nur die damit angeregte Modewelle wahr mit den Judith-Dramen vor ihm: W. Schmeltzl (1542), S. Birck (lateinisch 1536, deutsch 1539), J. Greff (1536), H. Sachs (1551). (Daß auch Beziehungen zwischen den Meistersingerschulen in Nürnberg und Iglau Einfluß hatten, ist wahrscheinlich.) Greffs Stück wurde von M. Konáč († 1546) ins Tschechische übersetzt<sup>36)</sup>, und 1565 gab das Thema den Stoff zu einer Jesuitenaufführung in München.<sup>37)</sup>

Hebels Buch umfaßt 32 Blätter 8°. Die vier Akte des Spiels haben 906, der Prolog hat 62, die Peroratio 40 Verse; dazu kommen 210 Zeilen für das Gebet der Judith (17 Strophen zu 6 Zeilen) und das Danklied der Gemeinde (12 Str. zu 9 Zl.). Die Verse sind unterschiedlich lang und meist paarweise (oft grob) ge-

<sup>34)</sup> C. Fr. van der Velde, Sämtl. Schriften, Dresden 1825; M. Vaillant, Beitr. z. Leben u. Charakteristik v. C.F. v.d. Velde (Diss. Bresl.), 1912; W. Matthey, Die histor. Erzählungen des C.F. v.d.V. (Tübinger Germanist. Arbeiten 4), Stuttg. 1928.

<sup>35)</sup> Staats- u. U.B. Göttingen; Goedeke II, 406; M. Sommerfeld, Judith-Dramen des 16. u. 17. Jh., Berlin 1933; O. Baltzer, Die dram. Bearbeitungen des Judith-Stoffes, Diss. Greifswald 1922 (ungedr.); ders., Judith in d. dt. Lit. (Stoff- u. Motivgesch. d. dt. Lit., hg. v. P. Merker u. G. Lüdtko 7) Berlin 1930; E. Purdie, The Story of Judith in German and Engl. Lit., Paris 1927 (Verfasserin schreibt »Bethania« statt »Bethulia«); H.M. Schletterer, Das dt. Singspiel ..., Augsb. 1863; H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dram. Lit., Halle 1886, S. 104 f.; J.G.Th. Gräbe, Lehrb. d. allg. Literärgesch. ..., Leipzig 1852, S. 654.

<sup>36)</sup> J. Jungmann, Historie literatury české, Prag 2<sup>1849</sup>.

<sup>37)</sup> J. Müller, Das Jesuitendrama in d. Ländern dt. Zunge, Augsb. 1930.

reimt. Die dramatische Handlung scheint dem Verfasser zu entgleiten, wenn er sie kurzatmig im vierten Akt zusammendrängt und z.B. innerhalb der Rede Ort und Sprechrichtung wechselt, also auch die (sicherlich beabsichtigte) verdeckte Handlung bei der Enthauptung des Holofernes im Sprechtext nicht hervorhebt. Das »Danklied« soll im Ton »Ein feste Burg« gesungen werden. Dazu hier als Beispiel die sechste Strophe:

Jhr Schuch verblendten jn in lieb,  
Jhr schönheit sein hertze fieng,  
Aber sie jm den Kopff abhieb,  
das er noch ein wenig hieng.  
Von solcher that frey  
Ward ein gros geschrey.  
Es entsetzten sich  
(Denn es war sehr schrecklich)  
Persen, Meden vnd Assyrer.

Der übliche Teufel fehlt nicht (vgl. Luthers Vorrede zum Buch Tobias), hier der »Hoffteufel« Asmodod, eher ein Hofnarr, der jedoch nur zweimal auftritt (mit insgesamt drei Versen). Wie überhaupt viele Personen nur sporadisch auftreten als Illustration und in der Reihenfolge des alttestamentlichen apokryphen Buches Judith, hier mit der pädagogischen Absicht des Geistlichen dargeboten. Daher auch die häufigen Anklänge an Bibeltexte und Choralzeilen (»Mit vnser macht wers nichts gethan, Wo er nicht mit wer auff dem plan«). – Der sonst streitbare Hebel hält sich mit religiöser Polemik hier vorsichtig zurück, auch gegenüber Bewegungen etwa der Schwenckfelder und Hutterer, die ihn allgemein in Mähren und besonders in Iglau geärgert haben werden.<sup>38)</sup> An Ereignisse der Zeit erinnert nur die Erwähnung des »Türck« im Prolog.

Über eine Aufführung wird nichts berichtet. Wenn tatsächlich 44 verschiedene Sprecher eingesetzt wurden (der Name Tarquinius fehlt im Personenverzeichnis), dazu, wie angewiesen, weitere Soldaten und weitere Bürger von Bethulia, ließe das auf eine Aufführung im Freien schließen mit den Möglichkeiten einer flächigen Simultanbühne mit zwei Zentren: Lager des Holofernes – Stadt Bethulia. Das hätte man auf dem für Schauspiele schon früher genutzten, sehr weiträumigen Iglauer Marktplatz leicht bewerkstelligen können, z.B. die Anwerbung der Soldaten, die zweimal »auff einer andern gassen« erfolgen soll.

Das Buch war in Iglau selbst nicht zu finden. 1624 und 1626 wurden dort alle Bücher protestantischen Ursprungs eingezogen.<sup>39)</sup>

<sup>38)</sup> Vgl. Anm. 19.

<sup>39)</sup> P. Cerroni, Beiträge z. Gesch. d. protestant. Religion in Iglau, Hss. Abt. I Nr. 17, 1790, Mähr. Landesarchiv Brünn.

*B. Die Sonntags Euangelia / vber das gantze Jahr in Gesenge verfasst / für Christliche Hauß Veter vnd jre Kinder / in der Keyserlichen Stad Schweidnitz in Schlesien / Durch Samuelem Hebelum, Ecclesiasten daselbst ... Gedruckt zu Görlitz / durch Ambrosium Fritsch M.D.LXXI.<sup>40)</sup> Widmung: »Dem Edlen / Gestrengen Herrn / Niclas Waltern von Waltersperck / Röm. Key. May. etc. Rath / Vnd der Kron Behaim trewen Secretario / meinem vielgeliebten Herrn vnd Patrono. Vnd dem Edlen / Ehrenewesten / Wolweisen Herrn Danieli Wintenbergern / Herrn Matthie Lydio / vnd Herrn Johanni Leopoldo / Bürgern vnd Rathmannen der Stadt Iglaw inn Merhern / meinen günstigen lieben Gefattern.«*

In der Vorrede sagt Hebel, seine Arbeit sei nicht aus Ehrgeiz oder zum Ruhm geleistet, sondern aus Dankbarkeit »wegen viel empfangener wolthat vnd förderung meiner vnd der meinen ...«, obwohl diese »dedication beneficijs in me collatis non respondet ... Geschrieben zur Schweidnitz, im Kloster Deiparae virginis Mariae, vnd geben den Sontag Misericordia, Anno 1571.«

Das Buch hat 396 Seiten 8°. Auf Widmung und Inhaltsübersicht (»Elenchus. Summa vnd kurtzer Inhalt«) folgen »Zum Christlichen Leser« und die zwei für alle Liedtexte vorgesehenen Melodien, hier zu den Worten »Christus vnser Heyland, vns zu trost gesandt«, die eine im Satz für vier Stimmen (Primus, Secundus, Tertius Discantus, Quarta Vox), die andere einstimmig wiedergegeben. Der Hauptteil enthält 67 Liedtexte mit 3 bis 38 Strophen (Passion) und Angaben der Sonn- oder Festtage und der Bibelstellen.

Als Anhang folgen: »Historia von bekehrung S. Pauli« (30 Strophen, dazu eine Str. »Zum Leser«, 3 als »Beschluß«), ferner jeweils: Purificationis, Annunciationis, Visitationis Mariae, Natiuitatis Joannis Baptistae (9, 9, 13, 20 Str.; alle, wie im Hauptteil, 7zeilig). Danach fünf »kindergesenge« (2 vier-, 3 siebenzeilig). Sie sollen nach der Melodie der Sonntagsevangelien gesungen werden oder nach einer neuen, hier zum »Gesang vor dem Essen« notierten; für die vierzeiligen Strophen wird keine bestimmte Weise genannt. – Am Ende: Register (mit Seitenalphabet) und »Klagrede der sieben Weysen vber den Todt Alexandri Magni« (lateinischer Text, dazu 6zeilige deutsche Strophen). – Die 67 Holzschnitte beziehen sich auf den Inhalt der Gedichte und verteilen sich über Hauptteil und »Anhang« des Buches. Die zwei unterschiedlichen Signaturen finden sich auch in anderen Görlitzer Drucken, so das Monogramm PF in Adam Hoppes Sonntags-Evangelia von 1584. Auch die drei Vignetten sind aus Fritsch-Drucken bekannt.<sup>41)</sup>

<sup>40)</sup> Staats- u. U.B. Göttingen; Goedeke II, 171; Ph. Wackernagel, Bibliogr. z. Gesch. d. dt. Kirchenliedes ..., Frankf./M. 1855, 368 b.

<sup>41)</sup> Adam Hoppe, Die Sontags vnd ... Fest Euangelia, durchs gantze Jahr, In ... dem Volck bekandte Melodien ... gefasset ..., Görlitz o. J. (Vorrede 1584, Frankfurter Meßkatalog: 1585); vgl. E. Thiel, Ambrosius Fritsch in Görlitz und seine Drucke (Arch. f. Gesch. d. Buchwesens VI, Frankf./M. 1965). Schon für 1573 u. 1575 werden 2 latein. Sammlungen Hoppes (Cantiones Dierum Dominicalium) als Görlitzer Drucke von G. Draudius (Bibliotheca classica, Frankf./M. 1611) genannt. – Der Schweidnitzer Kantor Joach. Sartorius brachte einen »Psalter. Gesangweiß. Inn ... Deutsche Reim vnd auff ... gebrauchliche Thön ...« heraus (Breslau 1591).

Hebels Vorbilder sind »Die Sontags Euangelia ... vber das gantze Jar« (Wittenberg 1560 u. öfter), die Nikolaus Herman, Kantor in der Bergstadt Joachimsthal, schrieb.<sup>42)</sup> Vorher war schon Martin Agricolus musikalisch bedeutendes »Sangbüchlein aller Sontags Evangelien« (Magdeburg 1541) erschienen, dessen erweiterte Neuauflage Wolfgang Figulus besorgte: »Deutsche Musica und Gesangbüchlein« (Nürnberg, zuerst 1560). Ebenfalls in Nürnberg kamen 1565 die »Evangelien auf alle Sonn- u. Festtage« von Matthias Seydel aus Zwickau heraus, sicher beeinflusst durch Hermans Sammlung. Diese zielte, entsprechend der reformatorischen Auffassung vom »Gottesdienst«, insbesondere auf die Hausandacht. Also brachte sie neue, volkstümliche, eingängige Texte und Weisen, die schnell aufgenommen und verbreitet wurden und vielerorts Nachahmer fanden. Es entstanden in der Folgezeit unterschiedlich zu bewertende Ausgaben von Evangelienparaphrasen, z.T. mit Melodien, auch im vierstimmigen Satz. Wie in Hebels »Judith« können wir auch in dieser Sammlung auf Einflüsse aus dem Iglauer und Nürnberger Meistersang schließen wie aus den kulturellen Beziehungen zwischen Joachimsthal und Iglau. Die Frage, ob Hebel diese Arbeit erst in Schweidnitz begonnen habe, ist sicher müßig. Viele seiner Strophen jedenfalls deuten auf eine sehr geschwinde Produktion ohne kritische Feinarbeit.

Herman bietet verschiedene Melodien und benennt zudem andere Liedweisen zur Auswahl. Seine Liedstrophen haben 4–8 Zeilen. Die siebenzeiligen (7 und 8 Silben) ähneln der Meistersingerstrophe. So auch die Strophen bei Hebel, die einheitlich siebenzeilig, oft schwerfällig, kurzatmig, unbeholfen sind. Hebel schreibt (»Zum Christlichen Leser«): »... Vnd da Hausueter weren, die vier, drey, oder mehr Kinder hetten ..., sie sie in einer oder vier stimen singen lassen ..., auch in der Melodey wie am ende vber die Tisch gesenge notirt«. Wie Herman, jedoch weniger ausführlich, begründet auch Hebel sein Vorhaben in der Vorrede: »... Zu dem ist singen ein anzeigung der freude des Gewissens im heiligen Geist ... Auß diesen vnd andern mehr vrsachen, bin ich bewegt vnd angereizt worden, die Sontags Euangelen für mich zunemen vnd meinen lieben Kindern auff solche form vnd weise fürzuschreiben, damit sie des Texts von jugend auff gewoneten vnd jmmer leufftiger darinne würden ...« Urheberrecht war zu jener Zeit zwar eine Seltenheit (z.B. 1581 für Orlando di Lasso), bemerkenswert bleibt immerhin, daß Hebel seine »Vor-Arbeiter« Luther und Herman mit keinem Wort erwähnt. Darauf verwies schon Wolkan (1890).<sup>43)</sup> Hart urteilte Gervinus (1872).<sup>44)</sup> Joh. Caspar Wetzel schrieb 1751: »Es bestehen die-

<sup>42)</sup> Neuausgabe durch R. Wolkan, Prag 1895; W. Blankenburg in: Hdb. z. Evgl. Kirchengesangb. II, 2, Göttingen 1957; vgl. H. Wolf, Beitr. z. Mathesius-Bibliogr. (Bohemia. Jb. d. Colleg. Carolinum V) München 1964.

<sup>43)</sup> R. Wolkan, Böhmens Anteil a.d. dt. Lit. des 16. Jh. III, Prag 1890/4.

<sup>44)</sup> G.G. Gervinus, Gesch. d. dt. Dichtung, Leipzig 1853.

selben in solchen Reimen, dergleichen man damals zu machen pflegte, da die teutsche Poesie noch in ihrer Wiege lag«. <sup>45)</sup> Nehmen wir als Beispiel Herman (Str. 4, 5) und Hebel (Str. 2) zu Joh. 10:

(Herman) 4. Ein guter Hirt aber bin ich,  
Mein Schefflin fein erkennen mich,  
Desgleich sind mir auch wol bekindt  
Die schefflin, so mir sind verwandt.

5. Gleich wie mein Vater kendet mich,  
Also kenn auch mein Vater ich  
Vnd las das leben für mein Schaff,  
Trag jr schuld, leid für sie die straff.

(Hebel) 2. Ein guter Hirt bin ich,  
Die meinen kennen mich.  
Vnd ich die meinen kenne  
Vnd mit namen nenne,  
Wie mein Vater kent mich  
Vnd den Vater kenne ich  
Vnd sind vnzertrennlich.

Schließlich Hebels »Kinderlied auff die Weynachten«:

Vom Himmel bringt uns her  
Der Engel neue Mehr  
Der guten Mehr bringt er viel  
Dauon ich singen wil  
Vns ist heute geborn  
Ein Kindlein so löblich  
Ohn welchs wir wern verlorn.

<sup>45)</sup> J.C. Wetzel, Analecta Hymnica I/5, Gotha 1751.

# Kirche und Obrigkeit. Pfarrkonvent und seelsorgliche Anliegen der Priesterschaft im Goldberger Weichbilde 1561 und 1563

von Johannes Grünewald, Göttingen

Die hier zum erstenmal im Wortlaut veröffentlichten Originalhandschriften gehören zu den Überresten des an Ortsakten so reichen Breslauer Staatsarchivs und befinden sich heute in dem polnischen Archiwum Państwowe in Breslau.<sup>1)</sup> Der älteren und neueren Literatur bekannt und wiederholt auch benutzt, sind die in vielfacher Hinsicht aufschlußreichen Dokumente inhaltlich jedoch bis jetzt nicht ausgeschöpft worden. Sie korrigieren in ihren sehr anschaulichen Berichten ein einseitiges und zu ideales Bild von den innerkirchlichen Verhältnissen nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, sie zeigen die Probleme einer von der Obrigkeit abhängigen und geleiteten Kirche. Sie geben Einblick in die sich bildende kirchliche Organisation auf der unteren Ebene eines Seniorats und bieten das vielleicht einzige noch vorhandene Protokoll von den Verhandlungen eines Pfarrkonvents in dieser Zeit. Sie demonstrieren die Schwierigkeiten der Behandlung von heiklen Seelsorgefällen und der Durchführung von Kirchenzuchtsmaßnahmen, wie sie auch das brüderliche Eintreten der Pfarrerschaft für ihre gemaßregelten Kollegen zum Ausdruck bringen. Und schließlich wird durch die eigenhändigen Unterschriften der anwesenden Konventsteilnehmer die Pfarrergeschichte der Goldberger Synode um einige bisher unbekannt Namen ergänzt.

## I

Herzog Georg II. von Brieg werden die nachstehend aufgeführten Artikel der Goldberger Priesterschaft durch den Hauptmann Albrecht von Bock auf Hermsdorf vorgetragen. Das Schriftstück trägt auf dem Umschlag die Jahreszahl 1561.

*Memoriall der Artickell wegen der Pristerschafft Jm Goldpergischen, durch den Herrn Hauptman F. G. fürtzutragen, vnd vmb gnedige Declaration antzuhalten.*

<sup>1)</sup> Signatur: Fürstentum Liegnitz Rep. 28, X 51 (KS Leg. 426).

Zur Literatur:

Gerhard Eberlein, Ein Zusammenstoß zwischen Kirche und Staat im Herzogtum Brieg im 16. Jahrhundert, in: Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evang. Kirche Schlesiens V, 1 (1896), S. 39–54.

Gerhard Eberlein, Die evangelischen Kirchenordnungen Schlesiens im 16. Jahrhundert, in: Silesiaca. Festschrift für Colmar Grünhagen. Breslau 1898, S. 230.

Horst Weigelt, Spiritualistische Tradition im Protestantismus. Die Geschichte des Schwenckfelderturns in Schlesien. Berlin–New York 1973, S. 199–200.

1. *Wie wir vom Pfarherr vnnnd hoffprediger zum Brieg<sup>2)</sup> muntlich vnnnd schriftlich bericht sein, das sich die Brigischen Kirchenn nach der Agenda, von F. G. vbergebenn,<sup>3)</sup> richten, wollen wir auch thuen, wiewoll alhie in diesen vnsern Kirchenn auch bisher in Ceremonien wenig vngleicheit gewesen.*
2. *Weill das Seniorat vnd die Conuentiones an stad der Superintendentz vnd visitation sollen gehalten werdenn,<sup>4)</sup> vnd aber mancherley schwere hendell fürfallenn, welcher sich der Senior aus wichtigen vrsachen alleine zu vnderstehen beschweret, ist seine vnd der pristerschafft vnderthenige bitte, F. G. wolle Jme drey oder vier von der pristerschafft zu Beisitzern zugebenn, der Radt Er pflegen moge. Doch also, das Inn den schwersten fellen das fürstliche Ampt alwege vmb Rad vnnnd helffe angesucht werde vnnnd die gnedige verordnung thuen, das durch den hern Hauptman die Execution geschehe, vnd die angetzeigten gebrechen gewandelt werdenn, denn weil mhan sonst auff die armen Diener wenig gibet, vnnnd also konte zum teill ausgericht werden, was die Agenda vom Ampt des Consistorij zu halten ordnett.<sup>5)</sup>*
3. *Unnd weill beyde in der Agenda, vnd auch in dem fürstlichen Mandat<sup>6)</sup> viell nutzer vnd notiger Artickell zu christlicher Zucht dienstlich, verfasst sein, sehen wirs für gutt an, das dieselbigen jerlich ein moll oder zwien offentlich von der Cantzell verlesen würden. So ferne nur F. G. auch mit ernst darüber hal-*

<sup>2)</sup> Pfarrer von Brieg war 1554–1563 M. Martin Zenckfrey, geb. (1513) in Sprottau, 1541 Univ. Wittenberg, dort ord. 22.2.1548 für Freystadt, in Brieg zugleich mit Eisigk Superintendent, ehrenvoller Abschied 6.8.1563, 1564 Prediger in Troppau, gest. 1569 (Ehrhardt, Presbyterologie des evang. Schlesiens II, Liegnitz 1782, S. 55; R. Scholz, Predigergeschichte des Kirchenkreises Brieg, 1930, S. 10. Der Text der »Kundschaft« Herzog Georgs II. vom 6.8.1563 bei C. W. Peschel, Geschichte der Stadt Goldberg, 1841, S. 219).

Hofprediger in Brieg 1553–1563 Andreas Eisig (Jsing), geb. 1523 in Löwenberg, 1543 Univ. Wittenberg, 1546 Kaplan, 1548 Pfr. in Löwenberg, Dez. 1553 Hofprediger und Sup. in Brieg, am gleichen Tage wie Zenckfrey und ebenso würdig entlassen, 1563 Leobschütz, 1565 P. und Inspektor in Glatz, gest. 18.8.1591 (Ehrhardt II, S. 53–54; Scholz, Brieg, S. 7; Grünwald, Predigergeschichte von Löwenberg, 1940, S. 27).

<sup>3)</sup> Die Mecklenburgische Agende und Kirchenordnung wurde durch Mandat Herzog Georgs d.d. Brieg am Abend Thomae Apostoli (20.12.) 1558 in den Brieger Kirchen eingeführt (C. A. Schimmelpfennig, Die Organisation der evang. Kirche im Fürstenthum Brieg während des 16. Jahrhunderts, in: Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. u. Altert. Schlesiens IX, 1 (1868), S. 19; G. Eberlein, Ein Gutachten für eine zu erlassende Kirchenordnung für das Fürstentum Brieg, in: Correspondenzblatt VIII, 1 (1902, S. 103; H. Jessen und W. Schwarz, Schlesische Kirchen- und Schulordnungen. Quellen zur schlesischen Kirchengeschichte 1. Bd., Görlitz 1938, S. 43–44).

<sup>4)</sup> »So sollen auch die Conuentiones anstatt der Visitation aller Orthen in unsern Landen, wie bey Zeiten und Leben unsers Herrn und Vatters gehalten (werden), daß demjenigen, so vorkommen möchte, gebühlich abgeholfen werden mochte« (Jessen-Schwarz, a. a. O., S. 44).

<sup>5)</sup> Mecklenburger Kirchenordnung (Wittenberg 1552) »Von den Kirchengerichten« S. 72 b–73. Kirchenordnung von Liegnitz (Liegnitz 1594): Über der Reinheit der Lehre zu wachen, Irrtum und Spaltungen in der Kirche abzuwenden, Laster, Ehebruch oder andere Unzucht, Verachtung der christlichen Lehre und Sakramente zu strafen (S. 69).

<sup>6)</sup> Das Mandat oder Patent des Herzogs erfolgte auf Grund einer Eingabe von 14 Geistlichen des Fürstentums Brieg als Ergebnis ihrer Beratung von Dienstag nach Ostern 1557 (Schimmelpfennig, Zeitschr. IX, 1, 1868, S. 15 und Nachträge dazu XI, 2, 1872, S. 418).

tenn vnnd gegen den mutwilligen verbrechern mit gebürlicher straff verfahren wollenn, daran es bisher gemangelt.<sup>7)</sup>

4. Das mhan die Jenigen so aus<sup>8)</sup> Ehe vntzucht begangen, wenn sie sich schon nach gethaner Busse vnd erlittener straff ehelich zusammen zugebenn begerenn, doch nicht treuen, sondern vngetreuet des Landes verweisen soll. Die aber one Busse in Jrer vntzucht verharren oder sich selber miteinander vertragenn vngestrafft dulden soll, wie bisher geschehen, kompt vns beschwerlich für. Bitten der halbenn vmb eine gnedige declaration vnd Bericht, Sonderlich was die personenn so uffm Lande vnter den Jungkern vnnd nicht uff vnsers gnedigen Hern Kammerguttern sein, weme dieselbenn sollen angetzeiget werdenn.<sup>9)</sup>

#### Senior vnd Aufschuß der Psterschafft im Goldpergischenn

Welche Antwort der Fürst den Goldbergern auf ihr Memorial gegeben hat, wissen wir nicht; in dem nur unvollständig erhaltenen Aktenstück des Breslauer Staatsarchivs war nichts zu finden. Daß weder die Bitte um Entlastung des Seniors noch die um Verschärfung der Kirchenzucht Erfolg hatte, geht aus dem folgenden Bericht des Goldberger Konvents hervor.

Im Frühjahr 1563 ereignete sich ein Konsistorialfall, der nicht nur in Goldberg durch des Herzogs spontanes Eingreifen die Gemüter bewegte, sondern folgenschwer sich auf die gesamte Geistlichkeit des Fürstentums Brieg auswirkte. Es sei hier die älteste und kürzeste Schilderung des Vorfalles aus der handschriftlichen »Goldberga« des Goldberger Diakonus M. Caspar Wenzel (1658)<sup>10)</sup> wiedergegeben: »Anno 1563 hat J.F.G. Hertzog George Pastorem

7) G. Eberlein in Silesiaca, S. 230.

8) Außerhalb der Ehe, noch unverheiratet.

9) Fürstliche Kammergüter waren im 16. Jahrhundert im Goldberger Weichbilde nur Modelsdorf, Röchlitz und Wilhelmsdorf-Gröditzberg, später kam noch Alzenau dazu, alle übrigen Landpfarreien hatten »Junker« als Patronatsherrschaft.

10) Goldberga. Hoc est Res Goldbergenses. Der Stadt Goldberg Liegnitzischen Fürstenthums in Nieder-Schlesien Beschreibung und allerhand Begebenheiten. Zusammengetragen von M. Caspare Wencelio, Ecclesiae patriae Symmista. Handschrift von 1658 (Abschrift in der Univ.-Bibl. Breslau, Kopie in meinem Besitz), S. 89.

Georgium Tilenum sammt dem Diacono Jona Asmann zum Goldberg<sup>11)</sup> enturlaubet, darum daß sie den Christoph Grimmen, Eich scholtzen genant, einen Knappen<sup>12)</sup> welcher lange Zeit ein unordentlich, ergerlich Leben geführet, auf seinem Todtbette nicht communiciren wollen, sondern also hinsterben laßen«. Es folgt darauf sehr ausführlich die »Kurtze und wahrhaftige Erzehlung warum die Predicanten zum Brieg vnd Goldberg verurlaubet worden«. <sup>13)</sup> Die Angehörigen des Verstorbenen hatten sich unmittelbar beschwerdeführend an Herzog Georg als dem damaligen Pfandherrn von Goldberg und nicht an den Goldberger Senior oder den Liegnitzer Superintendenten gewandt, und der Fürst brief

<sup>11)</sup> M. Georg Tilenus aus Sorau, 10.9.1533 Univ. Wittenberg. Bis 1541 Schulmeister in Mansfeld, 1541 von Valentin Trozendorf als Rektor in Görlitz eingeführt. Ord. in Wittenberg 17.9.1544 für Hartmannsdorf Kr. Sagan. 1551 Pfr. in Goldberg. 1563 ohne Amt in Liegnitz, 1565 Pfr. in Naumburg am Queis. Gest. 4.11.1570 noch nicht 60 Jahre alt. Verh. Martha Lubel. Der Sohn Georg, geb. 1557 in Goldberg, gest. 1590 als Dr. jur. und herzogl. ölsnischer Rat in Breslau, ist Verfasser von *Poematum libri octo* (hrsg. von Johannes Mehl 1597), worin er seinen 1570 und 1566 verstorbenen Eltern 2 Distichen widmet. Dort steht in des Autoris vita, der Vater sei in Rotenburg (welches?) gestorben.

Jonas Asmann, aus Breslau (oder wohl richtiger aus Goldberg). Keine Immatrikulation nachzuweisen, auch sonst nichts weiteres von ihm bekannt, seit 1561 Diakonus in Goldberg (Ehrhardt, *Presbyterologie IV*, 1789, S. 426–428 – dort auch der Goldberger »Fall« ausführlich dargestellt –, S. 437; *Predigergeschichte von Goldberg*, 1940, S. 11 und 15).

Der junge Lehrer Johannes Clajus (1535–1592), seit 1560 in Goldberg und 1561 zugleich Kantor an der Pfarrkirche, hat im 3. Buch seiner *Variorum carminum* (Görlitz 1568), das er Sebastian von Zedlitz auf Lehnhaus sowie den Brüdern Heinrich und Sigismund von Zedlitz auf Neukirch dedizierte, eine 1563 verfaßte poetische Inschrift »In aedes M. Georgii Tileni Pastoris Goldbergensis« aufgenommen, die seine Verbundenheit mit dem abgesetzten Freunde bekundet:

Charae domus quondam, dum fata Deusque sinebant,

Nil, merito de me quod quereris, erat.

Nunc tibi dico vale, possessoremque repono

Insignem studiis et pietate virum.

Cui precor ex animo felicia cuncta fidelis,

At tibi tutelam praesidiumque Dei.

(Einst Haus der Freude, solange Schicksal und Gott es erlaubten, Keineswegs von mir war verschuldet, was du beklagst.

Jetzt sag ich ade dir und setze wieder ein den Besitzer,

Einen durch Fleiß und Frömmigkeit ausgezeichneten Mann.

Für ihn erbitt ich aus treuem Herzen alles aufrichtige Glück,

Dir dagegen aber Obhut und Beistand von Gott). – In der Widmung zur wiederholten Ausgabe seiner *Evangelia anniversaria* (Leipzig 1586) gedenkt Clajus noch des Freundes: »M. Georgius Tilenus, piae memoriae, Goldbergensis Ecclesiae in Silesia pastor orthodoxos et fidelis, compater meus charissimus« (Bauch, Trozendorf, S. 231).

Als Nachfolger des Tilenus hatten die Goldberger um den Pfarrer von Neukirch, Johannes Hauptmann, gebeten, doch Sebastian von Zedlitz als Patron hatte dem Herzog Georg auf dessen Anfrage nicht geantwortet. Aus dem Briefe vom 16.10.1563 des Goldberger Hauptmanns Albrecht von Bock spricht die Furcht der Petenten vor dem an vielen Orten mit Gewalt einreißenden Calvinismus, der auch in ihrer Stadt Fuß fassen könnte, falls eine fremde, unbekannte Person berufen würde. Die Pfarrei erhielt der bereits als Kaplan angenommene Vinzenz Feige, ein gebürtiger Goldberger (G. Bauch, Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule, Berlin 1921, S. 204–205).

<sup>12)</sup> Es kann kein »Berg« knappe gewesen sein, wie überall in der berichtenden Literatur steht (Schönwälder, Die Piasten zum Brieg II, 1855, S. 130, Schimmelpfennig, Die evang. Kirche Schlesiens im 16. Jahrhundert, 1877, S. 17, G. Eberlein, *Correspondenzblatt V*, 1, 1896, S. 42), da im 16. Jh. längst kein Bergbau in Goldberg mehr betrieben wurde. Knappe = jüngerer Mann in dienender Stellung, ein Gesell im bürgerlichen Gewerbsleben, vielleicht Mühl- oder Tuchknappe.

<sup>13)</sup> S. 89–101.

sich nicht nur auf die Sakramentsordnung seines Vaters Friedrichs II. von 1535<sup>14)</sup>, sondern er wollte als summus episcopus und oberster Superattendent eine endgültige Norm für die Krankenseelsorge und Kirchengucht überhaupt aufstellen und verordnete daher, die Prädikanten sollten auch in Zukunft niemandem, der das Sakrament begehrte, es verweigern.<sup>15)</sup> Die Absetzung der Pastoren zog weite Kreise, der Liegnitzer Superintendent M. Heinrich Dietherich bestritt in Gegenwart des Herzogs auf der Kanzel von St. Peter Paul dem Fürsten das Recht, »geistliche und Gewissenssachen mit Übersehung des geistlichen Ministerii« durch weltlichen Richterspruch zu entscheiden<sup>16)</sup>, zumal die beiden betroffenen Pastoren betont hatten, sie hätten dem auch als »ruchlos« bezeichneten Knappen<sup>17)</sup> das Sakrament nicht verweigert, es nur hinausgeschoben, bis er Zeichen bußfertiger Gesinnung erkennen ließe. Der Herzog legte nun bei dem für den 27. April 1563 einberufenen Generalkonvent der Geistlichkeit seines Brieger Fürstentums seine getroffene Entscheidung zugleich mit der Frage vor, ob es ihm von Amts wegen zustehe, auch in Kirchfällen und über Kirchenpersonen zu statuieren, urteilen und Abschied zu geben.<sup>18)</sup> Während die Strehleiner und Nimptscher Landpfarrer ihre Zustimmung erklärten, lehnten die von Brieg und Ohlau ein solches Entscheidungsrecht des Fürsten rundweg ab, worauf die Spitzen der Opposition, die beiden Superintendenten Eisigk und M. Zenckfrey, ihre Ämter verloren und den Pfarrern der Rat erteilt wurde, entweder »sich anderweit ihre Besserung zu suchen« oder den Anordnungen der Obrigkeit sich zu fügen.<sup>19)</sup> Das taten denn auch letztere hinterher fast ausnahmslos, die Superintendenten blieben als aufrichtige Männer bei ihrer Überzeugung<sup>20)</sup>, und sie müssen auch ein »Ausschreiben« veröffentlicht haben, worin sie die Gründe für ihre Entlassung und das Festhalten an ihrer getroffenen Entscheidung dargelegt haben werden. Dieses Schreiben wird auch in Goldberg bekannt geworden sein, wo sich wohl – wie aus dem nachfolgenden Konventsbericht geschlossen werden darf – die abgesetzten Pastoren noch aufhielten, an deren Schicksal man offenbar mehr Anteil genommen hat als man Verständnis

14) »Zum Eilfften So jemand aus den Krancken des Herrn Nachtmahl begehret zu halten, solls ihm nach fleißiger Erforschung vnd Vnterricht des Dieners nicht geweyert werden« (Wenzel, Goldberga, S. 89. – Jessen-Schwarz, a.O. S. 31.

15) Eberlein, Correspondenzblatt V, 1, 1896, S. 43. – Es lag natürlich dem streng lutherischen Herzog fern, »daß wir die h. Sacramenta ohne vorhergegangene Exploration oder Beicht calvinischer Weise austheilen, viel weniger dieselben Unbußfertigen reichen lassen wollen, sondern es sollen die Kirchendiener bei ihren Kirckkindern gebührlchen christlichen Fleiß anwenden, damit sie diese auf ihr Begehren ohne Vorbitt, Trost, Absolution, Darreichung der h. Sacramenta nach gewöhnlichem christlichem Bericht und Exploration nicht versterben lassen.« (Schimmelpfennig, Zeitschrift XI, 2, 1872, S. 423; G. Bauch, Valentin Trozendorf, S. 248).

16) Ehrhardt II (1782), S. 53, Anm. p. – Schimmelpfennig, Die evang. Kirche Schlesiens, S. 18.

17) Schimmelpfennig a.a.O. maßtaß in ihm einen Schwenckfelder, dessen Ruchlosigkeit eben seine Separation war. Georg Jaeckel, Geschichte der Liegnitz-Brieger Piasten (Lorch/Württ. 1980), nennt ihn »liederlich«, S. 130.

18) Eberlein, Correspondenzbl. 1896, S. 44.

19) Schimmelpfennig, Die evang. Kirche, S. 18.

20) Vgl. die ausführliche Wiedergabe bei Eberlein, a.a.O. S. 44–51.

für das Vorgehen des Herzogs aufbrachte.<sup>21)</sup> Sonst hätte dieser gewiß nicht zwei »Instruktionen« oder »Sentenzen« ausfertigen lassen mit dem Auftrag an den Goldberger Hauptmann Albrecht von Bock<sup>22)</sup>, durch verordnete Kommissarien eine Untersuchung anstellen zu lassen, die Auskunft über verschiedene Punkte (wie Konventstermin, Kirchenguchtsfälle u. ä.) verlangt, von denen der letzte das Verhältnis des Goldberger Konvents zu den gemäßregelten Amtsbrüdern betrifft. Die zweite Sentenz vom 8. November 1563 ist an den Senior und die Pfarrer und Kapläne im Goldbergischen gerichtet. Der Senior hat daraufhin den Pfarrkonvent einberufen und gibt über den Verlauf der Verhandlungen einen ausführlichen undatierten Bericht, den die anwesenden Pfarrer eigenhändig unterschrieben haben.

## II

*Kurtz Begrieff des Münttlichen Berichtes so der Senior im Golpergischen Weichbillt auff Fürstlicher Gnaden vnser aller Gnedigsten Herren Commissarien Inquisition gethon hatt.*

*Edele Gestreng wol Ehr vnd veste auch Achbare wolgelarte Wirdige Herren, auf die angezeigten von Euern Gestrengen Herschaften etc. frogten vnd Artikel<sup>23)</sup>, Nemlich, worum diese Conuention aus wendick<sup>24)</sup> dem Quartall zuwieder Fürstlichen Gnaden vnsers Gnedigen Fürsten vnd Herren voordenungk angestalt sey. Vnd was die vrsachen sein, dieses notiges zu handeln vorgefallen, welche in vorschiner<sup>25)</sup> Conuention nicht haben können entscheiden werden, der auch aufs Neue sich zugetragen, das sie dis mohl der Conuention bedürfften, Gebe ich diese Warhaftigen gewissen Bericht:*

*Erstlich das die Brüder oft mols dorum gebeten vnd angehalten haben, das wir das Quartall Luciae<sup>26)</sup> Anticipiren solten, dieweil der Tagk zum selben mohl am kürztzten vnd der weck oft mols sehr böse ist, do zu ettlich der Brüder allt sein, das oft mols vnser gar wenick zusammen kommen. Domit solchem Hindernis abgeholfen würde und desto weniger behelff weren des Aussenbleibens, demnach haben wir mit gemeyner bewilligung dieses mohl den Tagk anticipirt wie zwor auch vormols vngeferlich zwier geschen ist, hoffende das wir hiemitt mehr zu er-*

<sup>21)</sup> Ebendort S. 51.

<sup>22)</sup> Albrecht von Bock auf Hermsdorf, das der Familie seit 1480 gehörte. Er ist der Bruder des Kanzlers Herzog Friedrichs II. von Liegnitz, Wolfgang v. Bock, (gest. 1550), und wohnte in Goldberg, wo er mit seiner Gemahlin Sabina von Mauschwitz a. d. H. Armenruh nach dem großen Stadtbrande das steinerne Haus 1555 neu erbaute, in welches 1704 die lateinische Stadtschule verlegt wurde (L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg, 1888, S. 656; E. H. Kneschke, Neues allgemeines Adelslexicon 1. Bd., 1859, Neudruck 1973, S. 497; J. Sinapius, Curiositäten des schlesischen Adels, 1. Bd. 1720, S. 272).

<sup>23)</sup> Diese liegen im Wortlaut nicht vor (Eberlein, Correspondenzblatt 1896, S. 53).

<sup>24)</sup> »Aus Abwendung, in Abkehr von«.

<sup>25)</sup> letzt vergangen

<sup>26)</sup> 13. Dezember

haltung Hochgedochter Fürstlicher Gnaden Ordnungk den der selben zu wieder gedinet haben. Auch hat die Brüder dieses mohl dorzu bewogen, das wir noch der Recitation der Thematum würden zu wenig zeit behalten, in so kurtzen Tagen zu handeln von den vorgefallenden Artickeln, deren eines teiles auf Crucis<sup>27)</sup> allweit vor der handt woren.

Wir berichten aber Euer Gestrengkheitt vnd Achbar wurden auch mitt warheit, das dieses mohl so wol als zuvor allewege die Erste action so noch Anruffungk der Gnaden Gottes vor die handt genommen, gewesen ist, die Explicatio des Locj doctrinae christianae<sup>28)</sup>, welchen die Ordenunck mit sich gebrocht hat. Vnd haben dieses mohl eben den Locum de Ecclesia et eius Potestate zu tractiren gehabt, aus keiner andern vrsache, dan das ihn die Ordnungk vnd Consequentia Locorum also getroffen hat, vnd das die Kirchen von diesem so herlichen vnd trostlichen Punct auch guttes Berichtes bedürfften<sup>29)</sup>, vnd die Diener auch mitt vleiss betrachteten, welche Gewalt ihnen vertrauet sey, vnd wie sie dieselbige zu Erbauungk vnd nicht zu verterbungk füren sollen.<sup>30)</sup>

Noch vollendungk dieses Ersten vnd allewege fürnembsten Handels ist der noch tractiret, so was In sonderheitt vorgefallen ist, als dissmohl, so hetten wir das Schreiben des Gewesenen Predigers vnd diaconj, so in vorschierer Conuention an vns gestalt war, sollen lesen, vnd beantworten vnd wes der Forme das bekentnis, so sie von vnser Conuention begeren, sollen vereinigen.<sup>31)</sup>

Es haben mich aber auch jenes mohl kegenwertigen Brüder als Jhren Seniorenm angesprochen, das ich zur fürderungk dieses handels solte ein vngeferlich Formular stellen, welches in Itziger Conuention, mitt Rott der Andern aller mochte gebessert oder geendert werden, Das habe ich also in Simpler Einfalt gethon Vnuerfenglicher Meynungk, vnd mehr vmb des publici Ministerij willen seine geburlich Reputacion zu erhalten, den der personen halben.

Zum Andern ist der Casus von der Offendlichen Poenitentz vnd Reconciliation<sup>32)</sup>, so des Valten Krantzen Eydam vnd Tochter betrifft vnd aufs Quartall Pentecostez auch proponiret wartt, nicht der mossen exequiret<sup>33)</sup> worden, wie die Priesterschaft jenes mohles Einhelligk haben für gutt vnd nott angesehen, Nemlich das es solte domit gehalten werden vermoge der Angerichten Kirchen Orde-

<sup>27)</sup> Kreuzerhöhung 14. September.

<sup>28)</sup> Heubartikel Christlicher Lere / im Latein genandt / Loci Theologici / Etwa von Doctor Justo Jona in Deudsche sprach gebracht / Jetzund aber im MDLV. jar / Von Philippo Melanthon widerumb durchsehen. Wittenberg 1561. Der oben angeführte locus »Von Kirchen gewalt / Oder von den Schlüssel« steht Kap. CCLXIII, wo besonders die »Vierde Regel wichtig ist: »Man ist den rechten Seelsorgern oder Bischoue aus Göttlichem befehl gehorsam schuldig / nemlich / offentliche Sünder für zu fordern / vnd so sie sich nach der vermanung nicht bessern / zuerbannen/ vnd von Christlicher versamlung vnd Ceremonien auszuschließen durchs Wort«.

<sup>29)</sup> Die Berufung auf die potestas ecclesiae wird freimütig der potestas principis entgegengesetzt, gerade in dem besonderen Fall, wo der Fürst seine Macht gezeigt und durchgesetzt hat.

<sup>30)</sup> Das ist wohl auch als Kritik am Verhalten der beiden Goldberger Pfarrer anzusehen.

<sup>31)</sup> In Übereinstimmung bringen.

<sup>32)</sup> Öffentliche Kirchenbuße und Wiederversöhnung.

<sup>33)</sup> Ausführen (exsequi).

nungk, wie den die Brüder ihr wolmeynende bedencken dem Herrn Heuptman S. G. zum selben mohle durch mich den Senioerem neben dem gewesen Prediger haben anzeigen lossen.<sup>34)</sup>

Von derselben Ergerlichen Zurruttungk dieser so schlechten kirchen disciplin vnd exploration an lapsi serio doleant de admissis publicis facinoribus<sup>35)</sup>, haben wir auch dieses mohl conferiren wollen vnd sollen, das solch handelungen nicht zum exempel vnd Jmitation gereichen mochten, doran wir müsten schuldig werden.

Zum Dritten So haben wir auch mit dem Itzigen Pfarherr zu Altzenaw<sup>36)</sup> zu reden gehabt, welcher auch nechste vnser Conuention nicht besucht hatt, wie er den auch dieses mohl aus stendick bleibt. Von welchem vns auch sonst ergerliche handelungen für komme(n). Dem allen wolten wir gerne zuuor kommen propter uilandam deformationem Ministerij.<sup>37)</sup>

Zum Vierden So ist eine Neue Ergerliche Vnordenunge mit vngewonlicher Anzall der Gefattern durch den Glockner alhie Zum Golperge fürgenomen, das vns mit stilschweygen zu vbergehen, nicht beburen will, In ansehungk, das es one verletzliche Nochrrede nicht abgehen würde.

Vber das würden villeichte die Brüder auch ettwan bekümmertliche hendel haben anZuZeigen gehabt wie den der pfarherr Zu Harpersdorff deren einer ist<sup>38)</sup> vnd seine Beschwerunge auch dem Herren Heuptman recitiret hatt.

In diesen berurten Puncten würden wir des Herrn Heuptmans Seiner gestrengkeit Radt vnd beistandt haben bedurfft wie wir den auch offtmols (als seine Gestrengkeit sich wirt zu erynnern wissen) in vrschiener Zeit gethon.

Ap (ob) nu solche Notige Kirchenhandelunge neben der Confession vnd Tractation Christlicher Lehre nicht schuldigg sein Zu betrachten vnd ap nicht auch Zeit doZu wolle nott sein, damit was Fruchtbarches mochte ausgerichtett werden das werden Euer Gestrenghe Herschaften vnd Achbare Wirden, als die wolverstendigen christlichen Personen günstiglichen bedencken, vnd als wir trostlich hoffen, befinden, das vnserere Actiones nur dohin gerichtet sein, das wir mochten als die Treuen Haushalter der Kirchen Gottes yn vnd vor allen dingen die Ehre Gottliches Namens, Ausbreitung vnd Erbauungk seyynes Reiches vnd Volbrenungk seines heiligen willens zum trewlichsten befürdern helfen, damit dem leydigen Sathan vnd allerley Ergernissen gewehret, vnd Gottliche Stroffen abgewendet werden mochten.

<sup>34)</sup> Dieser Seelsorgefall betraf anscheinend die Stadt Goldberg, da auch der gewesene Pfarrer damit befaßt war, und der Pfarrkonvent war mit Anwendung der nicht genügend strengen Kirchenzucht nicht einverstanden.

<sup>35)</sup> oder schwere Fehltritte Ärgernis erregen bei Zulassung öffentlicher Missetäter.

<sup>36)</sup> Der Pfarrer von Alzenau hieß nach Hensels Aurimontium II (1760) Jacobus Seyffert (nicht Johann, wie bei Ehrhardt IV, S. 514 angegeben). Über ihn bei den Erläuterungen.

<sup>37)</sup> wegen verderblicher Verunstaltung des Amtes.

<sup>38)</sup> Es handelte sich um Schwierigkeiten, die durch sein Verhalten gegenüber den Schwenckfeldern entstanden waren.

Es werden die Herrn auch befinden, das wir nicht one Nott vnd Vrsachen die Nochlessigen oder Absenten mit bedrewungk einer vnnochlessigen Stroffe zu solchen vnseren Conuentionibus conuociren müssen, vnd werden die Herren vns günstiglichen Rodt mitteylen, wie sich kegen einen Vngehorsamen Absenten Zuerhalten sey.

Letzlich was betrifft des gewesenen hern Predigers vnd diaconj schreiben, dorynne sie vns brüderlich valediciren vnd sich zu stetem Consensu in professione orthodoxae fidei et doctrinae mit vns zu halten obligiren, vnd auch Zulezt ein testimonium suae nobiscum concordiae hactenus servatae<sup>39)</sup> von vns begeren, Vrnd das vnser Senior auf ettlicher aus vns Begeren ein Vngeferlich<sup>40)</sup> Formular solte stellen, das mit vnser aller Rodt mochte gebessert oder geendert werden, von diesem allen thun wir sempitlich disen Bericht. Das wir oben gedochter Zweer Pfarner Brieff haben angenommen vnd verlesen vnd ihr Brüderlich Valediciren für eynes, vnd erbithungk, den Angefangenen vnd bisher gehaltenen Consensum in Orthodoxa doctrina auch Zukünftigte feste Zu halten, fürs ander, vns nicht können missfallen lassen noch dem valediciren vnd drauff dancken nicht allein Christen, sondern auch wol heyden breuchlich vnd unuerweislich sein kan.

Die Concordia vnd Consensio aber in sana doctrina et Vnitas fidei solche selige Tugenden sein, dorauff, noch dem Exempel des Sones Gottes, Joannis 17. billigh aller christgleubiger fürnemlich aber der Diener Christi hochste vota vnd suspiria sollen gerichtet sein: So befunden wir vns schuldigh, gemelten Consensum so wol mit Jhnen beyden als mit allen vnd iedern rechtschaffenen dienern Christi illibatum<sup>41)</sup> zu erhalten. Wir müssen auch noch dem Achten gebot Gottes bekennen, das sie beyde vnser Conuentiones gehorsamlich besucht, vnd ihre Explicationes locorum doctrinae, wie bey vns noch hergebrochter Verordnungk vbelich, haben schriftlich eingelegt, Zu einem Testimonio, dorauff sie sich beruffen, vnd wir ihnen auch nicht leugnen konden.

Was aber belanget das Testimonium, wie sie es von vns begeren, vnd in was Forme vnd gestalt es konnt gegeben werden, do sie ferner würden drum anhalten, geben wir diesen Bescheidt Erstlich (?) das wir im selbigen, wieder (gegen) vnsern Gestern von vns gegebenen bericht, auf die Abgelesene vnd von vns vnterthenlich gehorte Actiones, weder im wenigsten noch großen handeln wollen noch können, vnd vns im selbigen hendel vor wissen vnd Rodt des Fürstlichen Ampts nichts Zu thun vnterstehen,: Solches alles haben wir Einfeltigk vnd deutlich als wir hoffen auf Euer Gestrengkeitten Achbarn würden frogen vnd begeren zur Antwort geben, bittende die Herren wolten gunstiklich dermassen von vns annehmen vnd Im besten verstehen.

<sup>39)</sup> Ein Zeugnis ihrer bisher mit uns gehaltenen Einigkeit.

<sup>40)</sup> Ungefähr.

<sup>41)</sup> unvermindert.

<sup>42)</sup> Bei aller Wahrung des Respekts gegenüber der obrigkeitlichen Entscheidung bekennt sich der Konvent zu den gemäßgelten Amtsbrüdern.

*Der goldpergischen Sinody priesterschaft  
 Sebastianus Schubart pastor zu Adelsdorf vnd Senior  
 von seyn selbs wegen, Vnd der absenten, so mit vrlauben  
 der Herren nechten<sup>43)</sup> anheim gegangen  
 Nemlich Joannis Hancke zu modelsdorf pastoris,  
 Casparus Fleischer pastoris zu Hermaßdorf vnd Balthasarus Lange  
 pastoris zu Olbersdorf. – (Eigenhändig unterschreiben:).  
 Melchior Liewaldus Pastor in probesthayn,  
 Caspar Asman pastor in wilmesdorff vnter dem Grödisberge.  
 Melchior weiseman zu Röchlicz  
 Jacobüs scholcze zu harppersdorff  
 Casparus Hoppe pastor zu pilgersdorff  
 Casparus Seyffert pastor in Neundorff.*

Das ist fast der ganze damalige Goldberger Pfarrkonvent, es fehlen nur die beiden dienstentlassenen Pastoren der Stadt und das »schwarze Schaf« aus Alzenau. Allein diese älteste Goldberger Pfarrerverzeichnis, die einige bis jetzt völlig unbekannt Namen enthält, rechtfertigt schon eine Veröffentlichung des aufgefundenen Quellenmaterials. G. Eberlein hatte nicht einmal in seiner eingehenden Beschäftigung mit dem Goldberger »Fall« den Namen des Seniors genannt, obwohl er das Aktenstück mehrfach zitiert und den Verlauf der Konventsverhandlungen summarisch wiedergibt!<sup>44)</sup>

Sebastian Schubart ist eine bemerkenswerte Erscheinung in der schlesischen Reformationsgeschichte<sup>45)</sup> mit einem äußerlich und auch seiner inneren Entwicklung nach höchst bewegten Lebenslauf<sup>46)</sup>: Mönch, lutherischer Prediger, Schwenckfelder, wieder Lutheraner, Franken, Liegnitz, Ostpreußen, zurück nach Schlesien, 82 Jahre alt, an 56 Jahre Prediger! In Liegnitz hatte er als erster

<sup>43)</sup> nächten(s), bei einbrechender Nacht.

<sup>44)</sup> Im Correspondenzblatt V, 1, 1896, S. 53–54.

<sup>45)</sup> Zur Literatur: Christian Runge, *Miscellanea literaria de quibusdam ineditis Historiae Silesiacae scriptoribus ac operibus specimen III*. Wratislaviae 1714, S. 49–55; Gottlob Kluge, *Schlesischer Jubelpriester*, Breslau 1763, S. 167–168; Ehrhardt, *Presbyterologie IV*, 1789, S. 155–157; Ferdinand Bahlow, *Die Reformation in Liegnitz*, 1918; F. Bahlow, Sebastian Schubart (1498–1580), in: *Jahrbuch des Vereins für Schles. Kirchengeschichte XXIX/1938*, S. 28–54; Horst Weigelt, *Spiritualistische Tradition im Protestantismus. Die Geschichte des Schwenckfeldertums in Schlesien*, Berlin–New York 1973, S. 6 u. passim.

<sup>46)</sup> Geb. 1498 in Kulmbach in Franken, früh Eintritt in den Minoritenorden, in den Klöstern Neustadt/Aisch, Bamberg und Bautzen, 1520 nach Liegnitz ins graue Kloster, wo er sich bald dem Luthertum zuwendet und predigt. Ende 1524 Austritt aus dem Orden und Prediger in Rüstern bei Liegnitz. Vor 1534, wie die gesamte Liegnitzer Geistlichkeit, Anhänger Schwenckfelds. 1534 in Johannisburg (Ostpreußen) schwenckfeldischer Prediger, 1536 zurück nach Liegnitz, Abkehr vom Schwenckfeldertum, offiziell 1542 in einem Brief an Bischof Speratus in Marienwerder. Seine »Bekehrung« mehr durch Buzer und Capito als durch Luther und Melancthon beeinflusst. 1548 nach Frankenstein, zuerst als Kaplan, bis 1551 dort Pfarrer. 1551 Liegnitz, Pfr. an der Niederkirche zu Unser Lieben Frauen, 1552 bereits ohne Amt, 1553 Diakonus in Steinau (in Braunau bei Lüben kann er ab 1555 nicht gewesen sein). Weiteres in den folgenden Noten.

dortiger Prediger in der Fasten- oder Osterzeit 1524 das heilige Abendmahl in der Klosterkirche der Franziskaner St. Johannis unter beiderlei Gestalt ausgeteilt.<sup>47)</sup> Nach seiner Rückkehr aus Ostpreußen, wo er von 1534–36 als schwenckfeldischer Prediger in Johannsburg gewirkt hatte, hielt er sich in Liegnitz auf, anscheinend ohne Amt, und wechselte nach seiner (1542? verfaßten und verloren gegangenen<sup>48)</sup>) »Widerlegung der Schwenckfeldischen Irrtümer« auffallend rasch die Pfarrstellen. Nach Adelsdorf muß er spätestens 1554 gekommen sein<sup>49)</sup>, da ihn, wie aus dem nachstehend mitgeteilten Schriftstück hervorgeht, noch der 1554 verstorbene Superintendent George Grißbauer zum Senior des Goldberger Weichbildes eingesetzt hatte. Bis wann er dieses Amt inne hatte, läßt sich nicht genau bestimmen, da der nachfolgende Bericht der Goldberger Pfarrer und datiert ist. Aus dem Adelsdorfer Pfarramt muß er spätestens 1566 ausgeschieden sein, da in diesem Jahr Jacob Coler dorthin berufen wurde.<sup>50)</sup> Er scheint dann in den Kreis Lüben gegangen zu sein<sup>51)</sup>, seine letzte Station war das Stadtpfarramt in Lüben bis zu seinem am 20.4.1580 erfolgten Tode<sup>52)</sup>. Aus einer erst spät – zwischen 1548 und 1551 – eingegangenen Ehe hatte er eine Tochter, die um 1571 der Pastor Abraham Girbig in Berndorf bei Liegnitz (als seine erste Frau) heiratete<sup>53)</sup>.

47) Bahlow, Reformation, S. 48; Weigelt, S. 20.

48) Text bei Bahlow, Reformation, S. 149–154.

49) Für 1557 ist er dort bezeugt durch seine Anwesenheit bei dem von Hans Schleußer auf Steudnitz Dienstag nach Petri Stuhlfeier (22. Februar) veranlaßten und von dem Landeshauptmann Siegmund von Bock abgehaltenen Verhör über die Entstehung des Gerüchts von einer bevorstehenden (von der Goldberger Pfarerschaft gewünschten) Visitation im Fürstentum Liegnitz (C.A. Schimmelpfennig, Nachträge und Berichtigungen zu Ehrhardts Presbyterologie, in: Schlesische Provinzialblätter, neue Folge, »Rübezahl« XII (1873), S. 531.

50) Über ihn (zuletzt) Manfred P. Fleischer, Späthumanismus in Schlesien, München 1984, S. 19, 28–29, 234, 264, Portrait neben S. 224.

51) Doch ist Braunau 1555–62 auf jeden Fall bei Ehrhardt IV, S. 676 zu streichen, nach Pilgramsdorf (Kr. Lüben) kann er frühestens 1566 (nicht 1562, wie bei Ehrhardt S. 681 steht) gekommen sein, ob Groß-Rinnersdorf 1571–74 (S. 679), ist fraglich. F. Bahlow, Sebastian Schubart (Jahrbuch 1939), S. 51, ist gleichfalls entsprechend zu berichtigen.

Interessant ist, daß schon Chr. Runge (1714) die nach Liegnitz 1552 von Schubart inne gehaltenen Pfarrstellen nicht mehr gewußt hat: Hinc tamen abiens, in aliis locis Deo Ecclesiam plantavit (S. 50, ebenso Ehrhardt IV, S. 157).

52) Sein »sorgfältig geschmücktes Epitaph« (Runge S. 50), das heut in der Pfarrkirche zu Lüben nicht mehr vorhanden ist, hatte folgende Inschrift: »D.M.S. Reverendus Vir Pietate & Eruditione praestans SEBASTIANUS SCHUBARTUS, Pastor hujus Ecclesiae, placidissima morte ex hac mortali vita evocatus est A. Chr. M.D.XXC. die XX. mens. Apr. Aetatis suae LXXXII. cum in Ministerio Evangelii vixisset Annos plures quam L. Ecclesiae vero huic praefuisset Annos non totos VII. Cujus anima requiescit in manu Filii Dei, corporis autem exuviae sub hoc lapide laetam Pastorum resurrectionem expectans. Vivit Polo Doctor Salutis et Solo.

Primus Evangelii Doctor fuit ille Ducatus

Lignessii, praesens quem tegit iste Lapis.«

(Jener, der erster Lehrer des Evangeliums gewesen / im Fürstentum Liegnitz, jetzt ihn bedeckt dieser Stein).

(Runge, S. 50; Kluge, Jubelpriester, S. 168; Ehrhardt IV, S. 157)

53) Ehrhardt IV, S. 716. Bahlow, Sebastian Schubart, S. 51.

Zu den alten Brüdern, die der Senior in den Konventsverhandlungen nennt, gehört als erster der Landpastoren für die er das Protokoll unterzeichnet, Johannes Hancke aus Modelsdorf. Er war dort um 1500 geboren und studierte seit 1523 in Wittenberg<sup>54</sup>) als Schüler Luthers. Herzog Friedrich II. berief ihn auf sein fürstliches Kammergut Modelsdorf, wo er 1527 das Amt als erster evangelischer Pfarrer antrat<sup>55</sup>) und kurz nach seiner am 8. p. Trin. 1567 gehaltenen letzten Predigt gestorben ist<sup>56</sup>).

Mit dem auf Hancke folgenden, möglicherweise noch älteren Caspar Fleischer begegnet uns als Pastor von Hermsdorf ein ganz neuer Name, der dem bisher dort im Pfarrerkatalog an erster Stelle von 1527 bis 1572 stehenden M. Ambrosius Eichler (oder Richter) den Platz streitig macht<sup>57</sup>). Nun hat bereits Gerhard Eberlein, der ja die Konventsverhandlung kannte, darauf hingewiesen – leider ohne Angabe der Fundstelle –<sup>58</sup>), daß für 1561 Caspar Fleischer urkundlich in Hermsdorf bezeugt sei, doch hat mich seinerzeit<sup>59</sup>) die Autorität Ehrhardts und die von ihm mitgeteilte, inzwischen verlorengegangene Grabsteininschrift aus einem Manuskript des Liegnitzer Superintendenten M. Simon Grünäus (um 1600) dazu verleitet, dies zu ignorieren! Die Frage, wie das Nebeneinander der beiden Namen am gleichen Ort und zu etwa der gleichen Zeit erklärt werden soll, ist nicht zu beantworten. Durch die Protokollunterschrift steht fest, daß Fleischer in den Hermsdorfer Pfarrerkatalog gehört, und er ist zweifellos identisch mit dem S 1508 in Frankfurt immatrikulierten Caspar Fleischer de Pilmansdorf, der unter dem 7.6.1513 auch in der Wittenberger Universitätsmatrikel als de Wilmansdorf in der Breslauer Diözese steht. Wilmansdorf dürfte ein Schreibfehler für richtig Pilgramsdorf (4 km westlich von Hermsdorf) sein<sup>60</sup>). Es fällt auf, daß in dem Verzeichnis der Hermsdorfer Pastoren, das 1736 der Hermsdorfer Pfarrer M. Johann David Matthaeus herausgegeben hat<sup>61</sup>), weder Eichler noch Fleischer genannt wird; der erste dem Verfasser bekannte

<sup>54</sup>) Joannes Hanecke de aureo monte 9.5.1523 immatrikuliert (Foerstemann, Album Academiae Vitebergensis 1841, S. 117 b 33).

<sup>55</sup>) Ad. Emil Leonh. Preuß, Chronik von Modelsdorf (Liegnitz 1846), S. 16 berichtet, daß »er mit Gottes Wort und guter Bescheidenheit die päpstlichen Greuel und Mißbräuche von Grund aus bei seinen Kirchkindern gehoben, und um seinem Lehramte desto ruhiger vorzustehen, ein gemessenes Stück des Pfarrackers mit Genehmigung des Herzogs zu einem Haus und Garten für seinen Großknecht habe aussetzen und durch diesen seine Widmuth habe beurbaren lassen« (nach den 1945 verlorengegangenen handschriftlichen Modelsdorfer Kirchennachrichten von P. Georg Sperer 1665).

<sup>56</sup>) Ehrhardt IV, S. 516; Predigergeschichte von Goldberg (1940), S. 26.

<sup>57</sup>) Ehrhardt IV, S. 488.

<sup>58</sup>) Aus einem bischöflichen Kopialbuch des 16. Jahrhunderts, in: Correspondenzblatt V, 2, 1897, S. 163 Anm. 8, wo der von ihm für das Goldberger Hermsdorf vermutete Pfr. Johann Girlach in das bei Glogau liegende Dorf gehört.

<sup>59</sup>) Predigergeschichte von Goldberg, 1940, S. 22.

<sup>60</sup>) So Pilmansdorf = Pilgramsdorf im Register der Frankfurter Matrikel (Friedlaender I, S. 21 b) richtig gedeutet.

<sup>61</sup>) Pastorum Hermsdorffiensium in agro Goldbergensi Memoria, Lauban 1736, S. 7, ebenso Th. Krause, Die berühmte schlesische Priester-Qvelle, 1. Öffnung, Schweidnitz 1714, S. 36.

Pastor nach der Reformation Luthers ist Laurentius Heinrici, der einem 1584 verstorbenen Söhnlein ein heut noch vorhandenes Figurengrabmal setzen ließ. Von dem Grabstein für einen 1572 verstorbenen Pfarrer weiß Matthaeus nichts. Schon damals verloren oder gar nie in 'unserem' Hermsdorf vorhanden gewesen? Sollte dem Superintendenten Grunäus, der selber von 1587–1592 Pastor von Hermsdorf gewesen ist, ein Irrtum in der Ortszuweisung des Grabsteins unterlaufen sein? Kaum denkbar (auch nicht dem abschreibenden Ehrhardt), ebensowenig eine Namenverwechslung Eichler-Fleischer! Alles Fragen, die nur ein glücklicher Zufallsfund lösen könnte!

Der Ulbersdorfer Pastor Balthasar Lange kommt nirgends in der Literatur vor, seine Namensunterschrift bedeutet für das dortige Pfarrerverzeichnis eine erfreuliche Bereicherung, wo er nunmehr die erste Stelle einnimmt<sup>62</sup>). Lange fehlt in den Universitätsmatrikeln, er könnte vor der Reformation katholischer Pfarrer in Ulbersdorf gewesen sein.

Melchior Libaldus Boleslaviensis studierte seit S 1543 in Wittenberg, wurde bereits 1544 als Catechista – Katechismuslehrer für die kleineren Schüler – unterster Kollege an der fürstlichen Schule in Goldberg unter Valentin Trozendorf und 1545 oder 1546 Diakonus in Bunzlau. An Reminiscere 1550 kam er als erster evangelischer Pfarrer nach Probsthain. Er hatte im Jahre seines Amtsantritts ein Seelenregister angelegt, das in fast 100 Häusern der Gemeinde 935 Personen namentlich aufführt. Darunter müssen zahlreiche Schwenckfelder gewesen sein, er beklagt sich 1554 im Kirchenbuch, daß Weihnachten niemand zum hl. Abendmahl erschienen sei, »sie haben alle das Laufen zum Zobten (bei Löwenberg) auf dies Jahr gehabt, weil dort ein solcher Lehrer (Michael Hiller) aufgestanden ist«. Hensel berichtet von der Teilnahme Liebalds die Woche vor Pfingsten 1558 am Konvent in Goldberg nebst andern Predigern, wo gute Kirchenordnung beredet wurde. Am Abend des Palmsonntags, 14.4.1565, ist er um 20 (der ganzen) Uhr in der Kirche vorm hohen Altare im Amte schwach und krank geworden und dieselbe Stunde selig entschlafen. 5 Kinder waren ihm im Tode vorangegangen<sup>63</sup>).

<sup>62</sup>) Ehrhardt IV, S. 505; Predigergeschichte von Goldberg, S. 38; Jahrbuch 61/1982, S. 27.

<sup>63</sup>) G. Bauch, Aus dem Hausbuche des Goldberger Lehrers Zacharias Bart 1529–1612. Programm der Evang. Realschule II zu Breslau, wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht Ostern 1907, S. 20 und 21; G. Bauch, Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule, Berlin 1921, S. 82 und 102; Ehrhardt III, 2, 1784, S. 458 und IV, S. 493; O. Kadelbach, Geschichte des Dorfes Probsthain, 1846, S. 19, 119–20, 145; Joh. Adam Hensel, Aurimontium II (Manuskript von 1760, seit 1945 verschollen); Predigergeschichte von Goldberg, S. 33; H. Weigelt, Spritualistische Tradition, S. 197. Interessant ist ein Inventarverzeichnis, das Liebald aufgestellt hat von den ihm bei seinem Amtsantritt aus katholischer Zeit übergebenen Gegenständen: 3 alte Meßbücher, 3 Choralbücher, 4 Kaseln, 2 Glöckchen, 2 Kelche, 2 Kapitale (?), 3 Altarbekleidungen, 4 zinnerne und 2 hölzerne Leuchter (Kadelbach, S. 83).

Caspar Asmann füllt die Lücke aus im Pfarrerkatalog von Wilhelmsdorf und Gröditzberg, die zwischen 1554 und 1576 besteht<sup>64</sup>). Als gebürtiger Goldberger – vielleicht ein Verwandter des 1563 abgesetzten Diakon<sup>65</sup>) – hatte er 2 Universitäten besucht: 1546 Frankfurt und 1549 Wittenberg. G. Eberlein hat ihn für 1561 und noch 1572 im Wilhelmsdorfer Pfarramt nachgewiesen<sup>66</sup>).

Der Röchlitzer Pastor Melchior Weisemann berichtet dem Goldberger Hauptmann in einem Schreiben Sonnabend nach Laurentius (die Jahreszahl fehlt) von der alten Hans Jungferin, daß sie »die Zehen iar, weil (solange) ich zu Röchlicz im predig Ampt bin, kein mal in der Kirche predigd gehört, auch drinnen des Herrn Abendmal nie hat empffangen«<sup>67</sup>). Da Weisemann 1553 das Amt in Röchlitz angetreten hat<sup>68</sup>), muß der Bericht von 1563 sein. Er studierte als Goldberger S 1545 in Frankfurt, seit dem 15. 10. 1550 in Wittenberg. Er kann nicht, wie Ehrhardt angibt<sup>69</sup>), schon 1565 nach Heinzenburg (Groß-Heinzen-dorf) gegangen sein, denn der 1565 in Probsthain antretende neue Pfarrer kann kein anderer als der bisherige Röchlitzer sein. Nach Hensels Manuskript wird dort 1568 sein Sohn Matthäus getauft, die Tochter Anna ist 1573 Patin, so daß seine dortige Amtstätigkeit um ein oder 2 Jahre länger als bisher angenommen gedauert haben muß<sup>70</sup>). Gestorben ist er in Heinzendorf 1598 nach insgesamt 47 Amtsjahren im Alter von 71 Jahren<sup>71</sup>).

Von Jacob Scholze als Pfarrer von Harpersdorf hat bis jetzt niemand etwas gewußt<sup>72</sup>), auch in den Universitätsmatrikeln kommt er nicht vor. Interessant ist, was Hensel aus dem ältesten Probsthainer Kirchenbuch berichtet<sup>73</sup>), daß Pastor Liebald aus Mißvergnügen über die Schwenckfelder eingeschrieben habe,

<sup>64</sup>) G. Eberlein, Leonhard Krentzheim, Nachtrag zu Correspondenzblatt IV, 1, 1893, S. 19, in: Correspondenzbl. IV, 2, 1894, S. 112, Anm. 2.

<sup>65</sup>) Zur Familie gehörte vermutlich auch der Bürger Johann Aßmann, dem wegen Ehebruchs eine Strafe auferlegt worden war, davon überwies Herzog Georg 1559 zum Aufbau der 1554 abgebrannten Schule 100 Taler (G. Bauch, Valentin Trozendorf, S. 171).

<sup>66</sup>) Correspondenzblatt IV, 2, 1894, S. 112. Der Ortsname wird verschieden wiedergegeben: 1305 Wilhelmi villa, 1399 Willehelmsdorff, später Willßdorf, Wildmannsdorf. Das Gerichtssiegel zeigte noch am Anfang des 19. Jahrhunderts eine 'wilden' Mann (J.G. Bergemann, Beschreibung und Geschichte der alten Burgveste Gröditzberg, Löwenberg 1827, S. 163).

<sup>67</sup>) Staatsarchiv Breslau im gleichen Aktenstück wie die beiden vorgenannten und das nachfolgende. Die Alte wird also Schwenckfelderin gewesen sein, sie hielt das dem Pfarrer auf ihrem Krankenbett gegebene Versprechen nicht, falls sie gesund werde, fleißiger in die Kirche und öfter »zun Sacramenten« zu kommen.

<sup>68</sup>) Ehrhardt IV, S. 525; Predigergeschichte von Goldberg, S. 36.

<sup>69</sup>) Presbyterologie III, 2, S. 185 und IV, a.a.O.

<sup>70</sup>) Wenn Ehrhardt IV, S. 493 und III, 2, S. 291 behauptet, ein Melchior Weißmann junior aus Goldberg sei von Probsthain 1572 nach Berbisdorf gegangen und dort 1572 gestorben, so ist das ohne Frage unzutreffend. Der von ihm junior genannte war möglicherweise der 1607 als Lehrer in Goldberg gestorbene Melchior Weisemann, für den die bei Bauch, Trozendorf S. 422 gemachten Angaben (er verwechselt ihn offensichtlich mit seinem Vater und nennt ihn deshalb hochbejahrt) nicht stimmen können.

<sup>71</sup>) Ehrhardt III, 1 (1783), S. 185; B. Burkert, Chronik von Heinzenburg, 1905, S. 19–20.

<sup>72</sup>) E. Goldmann, Zur Geschichte der Kirchengemeinde Harpersdorf, 1. Heft Görlitz 1927, S. 29.

<sup>73</sup>) »Harpersdorffische und Armenruher Nachrichten« 1760 (Autograph in meinem Besitz).

wenn etliche als »Schwermer« ohne sein Abendmahl gestorben und auch sine Lux et Crux, ohne Läuten und Schule, begraben worden seien, und er beschwert sich, daß der Pfarr in Harpersdorff diesen Unterschied nicht hielt, sondern solche Leute mit ehrlich gewöhnlichen Ceremonien begrübe. Der Name ist nicht genannt, es kann nur Scholze gemeint sein, der durch seine Toleranz »gleich etwas verdächtig in der Lehre sich gemacht hätte«, wie der orthodoxe Hensel hinzufügt. An dem lockeren Lebenswandel seines Nachfolgers Georg Etzler (1579) nahmen die Schwenckfelder Anstoß<sup>74</sup>).

Die Namensunterschrift von Caspar Hoppe als Pastor in Pilgramsdorf weist ihn um einige Jahre früher als bis jetzt bekannt im dortigen Pfarramt aus, nicht erst seit 1567<sup>75</sup>). Sein Lebenslauf ist genau bekannt: 1532 in Löwenberg geboren, Schüler Trozendorfs in Goldberg, 1553 in Frankfurt und 1554 Student in Wittenberg. 1571 Diakonus in Goldberg, wo er am 31. 12. 1600 starb. Er war verheiratet mit Barbara Günther, Tochter des Buchführers Oswald G. in Liegnitz; die Tochter Anna starb 1606 in Frankenstein als Witwe des Pastors Georg Etzler, der 1604 in Tepliwoda (dort seit 1596, vorher in Harpersdorf und in Röhrsdorf bei Bolkenhain [?] gestorben war. Der Sohn Johannes Hoppe war 1603–1613 Pastor in Hermsdorf bei Goldberg, ein weiterer Sohn ist wahrscheinlich Adam H., Aurimontanus, der 1607 als Kantor in Frankenstein starb<sup>76</sup>).

Mit dem letzten Unterzeichner, Caspar Seyffert in Neudorf am Gröditzberge, begegnet uns noch ein völlig unbekannter Name, der im dortigen Pfarrerkatalog an die erste Stelle gesetzt werden kann<sup>77</sup>), doch es muß beim bloßen Namen bleiben.

Er hat aber einen amtsbrüderlichen Namensvetter in dem den Konventen fernbleibenden Außenseiter gehabt, dessen Namen der Senior in seinem Protokoll vielleicht absichtlich verschweigt, den wir aber kennen<sup>78</sup>), und dieser Pfarrer von Alzenau, Jacobus Seiffert, könnte ein leiblicher Bruder des Neudorfer Pastors gewesen sein. Gebürtiger Goldberger – Studium nicht nachweisbar –, trat er 1553 das Amt hier an, wie er selbst in einem von ihm angelegten Hausbuche geschrieben hatte, das vor allem wirtschaftliche Dinge behandelte und in einem Dezemregister alle Besitzer der Pfarrei namentlich aufführte. Der Alzenauer Chronist<sup>79</sup>) bemerkt, daß Pastor Seiffert gemeinsam mit dem Grundherrn

<sup>74</sup>) H. Weigelt, *Spiritualistische Tradition*, S. 201.

<sup>75</sup>) Ehrhardt IV, S. 502 und 437, *Predigergeschichte von Goldberg*, S. 31 und 16.

<sup>76</sup>) Helmut Bahlow, *Aus der Frühzeit des Liegnitzer Buchhandels und Buchgewerbes*, in: *Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins Liegnitz* 16, 1936/37, 1938, S. 224; »Unsere Heimat«, Beilage zur *Frankenstein-Münsterberger Zeitung*, 2. Jahrgang 1925/26, S. 21; C. Grünhagen, *Die Aufzeichnungen des Braunauer Schullehrers Joh. Matthäus Breßler (1546–1624)*, in: *Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. und Altert. Schlesiens* X, 1, 1870, S. 180.

<sup>77</sup>) Ehrhardt IV, S. 506; *Predigergeschichte von Goldberg*, S. 28.

<sup>78</sup>) Ehrhardt IV, S. 514; *Predigergeschichte von Goldberg*, S. 8.

<sup>79</sup>) Friedrich Adolf Quellmalz, *Heimatsbuch der evang. Kirchgemeinde Alzenau (Liegnitz 1920)*, S. 55–58.

Ludwig von Zedlitz auf das Wohl der Kirche bedacht war und zu seiner Zeit, 1565, an den spätmittelalterlichen Chor Kirchenschiff und Turm neu angebaut wurden. Bald danach, 1566, soll er gestorben sein, seine Frau hieß Barbara.

### III

In einem undatierten Schreiben bittet die Pfarrrerschaft des Goldberger Weichbildes Herzog Georg II. um Bestellung eines neuen Seniors und um Anweisung für das Verhalten gegenüber Verächtern der Kirchendienste und Übertretern des 6. Gebots.

*Durchlauchtiger vnd hochgeborener Fürst Gnediger Herr, EFG sind vnserer vnwürdige Gebeth gegen Gott den Herrn, neben vnsern vnterthenigen gehorsamen Diensten iederzeit in tieffster Demut zuuor an bereit. Gnediger Fürst vnd Herr, nachdem aus EFG. gnedigen bedencken die visitation der Superattendenten auffgeschuben, durch welche visitation die Synodi der Priesterschaft, vnd durch die Synodi einigkeit der lehr, vnnd eine Disciplin erhalten wird, vnd aber gemelte Synodi one presidenten vnd on öffentliche autoritet nicht können bestehen vnd fruchtbarlichen volzogen werden, vnd nu auch der bisher gewesene Senior, nemlich der pffarrherr zu Adelsdorff von wegen seiner abnemenden Krefften vnd vnschickligkeit flehlich bethet vmb entledung des amptes, welches yhm durch den Herrn Grissawer<sup>80)</sup> zu selbigen Zeitt verordneten Superattendenten auferleget worden: So ist an EFG. der priesterschaft dieses Goltbergischen Weichbildes gantz vntertheniges ersuchen vnnd bithen, vns gnediglich zu bescheiden, wie wir vns mit den Conuentionen ferner sollen verhalten, wer drinnen presidiren, Vnd wer in solchen Sachen, so in den Synoden fürfallen, für autoritet sol haben. Auch wie es EFG mit eines Senioris ampt wollen gnediglich bestellt vnd gehalten haben. Jtem der Inuestur der anzihenden Pffarrherrn, so itzund nachblieben, ob vnd von wem dis sol geschehen.*

*EFG wissen, vnnd können wir armen Diener der Kirchen in diesem Weichbilde mit betrüben vnnd bekömmerten gemüthen nicht verhalten, das leyder grose Verachtung der Kirchen Dienste, vnnd schwere öffentliche ergernüs des lebens vberhand nemen, die sich mit lehre nicht wollen lassen erwehren<sup>81)</sup>, als nemlich die Kirchendienste belangende, do kommen etliche gantz selten an dem Sontage des morgens auch zur vesper predigd in die Kirchen wol nimmer, do wol ein theiles*

<sup>80)</sup> George Grißbauer, der Überlieferung nach aus Kärnten, 1536 Hofprediger in Liegnitz, 1541 Pfr. in Goldberg, 1542 wieder im Liegnitzer Hofpredigeramt, 1549 an Peter und Paul, Ende 1553 Superintendent, gest. bei einem Aufenthalt in Goldberg am 7.6.1554, begraben in der Pfarrkirche vor dem hohen Altar in der von ihm erbauten Gruft unter Herrn Trocedorffii Bildnis. Seine Frau Anna. Der Sohn Heinrich starb 1597 als Ratsherr in Liegnitz, der Sohn Georg S 1561 Univ. Frankfurt. (Ehrhardt IV, S. 166; Bahlow, Reformation, S. 130; Bauch, Zacharias Bart, S. 12; Predigergeschichte von Goldberg, S. 11)

<sup>81)</sup> Zurückhalten, verwehren.

in den schenckhäusern beim gebranten wein bleiben sitzen<sup>82</sup>). Die aber selten gnung Zun predigden kommen, hören aber etwas, dauon sie sich strefflich<sup>83</sup> fühlen, prellen auff<sup>84</sup>), lauffen dauon, zu weilen billet<sup>85</sup>) man auch wol den prediger auff der Cantzel, viel males schicket man vnter der predigd nach den Leuten in die Kirchen, die müssen Gottes Dinst verlassen, vnnd auff menschen Dinst warthen.

So seien auch noch viel personen in etlichen Kirchen irriger schwermerischer lehr anhengig, die auch eines theiles lesterlich dauon reden, Andere, die nicht wol wollen schwermerischer meinunge beschuldiget seien, gehen auch in die predigden, so gehen sie doch in vielen iaren kaum einmal zum hochwirdigen Sacrament des leibes vnnd bluttes Christi, Andere wol betägete habens noch nie empfangen, die wollen gleichwol auch Christen leut seien, bei der heiligen Tauff zu gevatren stehen, in den heiligen Ehstand zugelassen werden vnnd Christliche begebnisse haben.

Bei diesen artickeln können EFG wir nicht verhalten, das der ergerliche mißbrauch mit der menge der gevatern bei der heiligen Tauff bei vielen nicht wil ablassen, wiewol EFG ausgeganener befehl wid solchen misbrauch<sup>86</sup>) von den Cantzeln treulich ist vorkündiget vnnd oft wiederholet wordenn, vnd wissen wir armen Diener von solcher Menge nichts, bis wir zur administration der heiligen Tauffe in die häuser anheim gefordert werden, solches aller erst sehen, vnnd aber auff's mal nicht können noch wissen, wie yhm zu thuen seie.

Belange aber die Laster, vnd öffentlich ergerliches leben, so nimmt das gott lestern also zu, vnnd vberhand, das es zu besorgen, es werde solches niemande, denn alleine die Zukunfft des Herrn können erwerben, oder abschaffen, wie auch das vnflätige füllerei vnnd gesäuftte.

Aber die öffentliche Concubinat, hurerei vnd ehbruch solten können mit ernstem einsehen puniret werden, das sich einer nicht solte vnterziehen, so vnscheulich eine dirne zu schwengern im haar vnd vnter dem krantz mit grosem schwangern leibe gehen lassen, darwieder edel noch vnedel<sup>87</sup>) frawen die es sehen vnd be-

<sup>82</sup>) H. Weigelt, *Spiritualistische Tradition*, S. 199. Sollten das nicht diejenigen sein, um deretwillen die Schwenckfelder die Kirche mieden, weil die »reine Lehre« Luthers so wenig sittliche Besserung bewirkt hatte?

<sup>83</sup>) sträflich = gestraft. Das könnten die Schwenckfelder sein, die gelegentlich in die Kirche kamen und von den Pastoren angegriffen wurden.

<sup>84</sup>) hier wohl nicht brüllen, sondern auffahren, in die Höhe schnellen (Grimm, *Wörterbuch I 1854/1984*, Sp. 701).

<sup>85</sup>) (an=) bellen (ebenda, II 1860/1984, Sp. 26–27). G. Eberlein, *Silesiaca*, S. 228; H. Weigelt, S. 200, Anm. 29 und 30.

<sup>86</sup>) Bereits die Sakramentsordnung Friedrichs II von 1535 hatte Artikel 9 (»Worauff beym Kindertauff achtzugeben«) unter dem »gottlosen Wesen« die Menge der Paten abzuschaffen befohlen (Bahlow, *Reformation*, S. 160; Jessen-Schwarz, *Schlesische Kirchen- und Schulordnungen*, 1938, S. 27).

<sup>87</sup>) Adelige und nicht adelige.

schwer dran tragen, dennoch nicht dürffen schlawen<sup>88)</sup>, biß die Geburth verhanden. Do man aber dieselbe Vettel<sup>89)</sup> vortan im hause behelt (worzu ist leicht abzunehmen), da gibet man denn weder auff öffentliche noch geheimen vormanungen.

Es werden megde<sup>90)</sup> vnnnd vedtteln geschwengert, vnd wens zu ansichtig wird, vorschicket, so ist man from, vnd hats niemand gethan. Vnter dem iungen volck ist auch viel des beschlafens vnd schwengerns, da etliche denn on vorgehende ponititz oder öffentliche busse wollen getrewet seien, vnnnd sol yhre schande vnd laster one versönung Gottes vnd seiner Kirchen so bald ein ehe vnd thugend werden. Es wird auch wol eine ledige person bei einer ehlichen begriffen, die nach gebür nicht werden gestraffet, auch auff vermanung zur Buss nicht sich gestellen wollenn.

Wie ofte vnd viel die ergerlichen nacht tentze zu allerlei lastern dienen, beweiset sich nachmals im werck, vnd wil vnser weren mit der predigd auch das vrgiren<sup>91)</sup> auff EFG. ausgegangenes verboth eines so viel gelten als das ander.

Dieweil in diesem allem vnser armen Diener weren nichts kan schaffen, vnnnd auch die Kirchen censur vnd disciplin wenig oder nichts gilt: so haben wir auff wolmeinen des Herr Hauptmans (da wir seine gestreng: in itzigem quartal in diesem allem vmb rath samptlich angesucht) solches an EFG. als den hochlöblichen Christlichen, regirenden Landesfürsten, wollen gelangen lassen in gantz tröstlicher Zuversicht, EFG. werden es in allen gnads vernehmen von vns, als armen Dienern, die des höchsten Gottes ehre vnd des lieben Vaterlandes wolfart vnd seligkeit, gerne wolten fördern helfen, dieweil nur auff aller gewiesset ist, das durch öffentliche Laster vnnnd ergernüsse nicht alleine die gantze gemeine, darinne sie geschehen, sondern auch wol ein Land damit beflecket wird, vnnnd an der schuld vnnnd strafe müssen theilhaftig werden. Vornemlich aber die Amptes, so von dem höchsten Richter Gott befehl vnd macht haben, das sie mit Worten vnd thaten weren sollen vnnnd können. Es sollen wol auch gantze gemeinen vmb so öffentliche Sünden busse thuen, als der h. Paulus seine Corinther lehret in dem fahl, do einer nur eine verbothene person als die Stieffmutter dennoch zur ehe hatte genommen<sup>92)</sup>.

Ist demnach an EFG Vnser gantz vntertheniges flehlichs bithen, EFG wolten sich solch grosrichtige vnnnd nöthige vnser bekümmertliche anliegen in gnediges

<sup>88)</sup> Schlawen als Nebenform von schlauben, Schlaube = Schale, Hülse, also aus einer Schale lösen, enthülsen (Grimm, Wörterbuch Bd. 9/15, 1984, Sp. 512, 504). Eine nochmalige Nachprüfung der Textstelle am 29.8.1986, wobei mir eine polnische Germanistin im Breslauer Staatsarchiv behilflich war, ergab als eindeutige Lesung »schlewer n« (Häkchen hinterm r), nicht schlawen. Nach Grimm 15, Sp. 656 ist schleuen ein Fleischerwort = ausspülen. Im vorliegenden »Fall«: Es soll Stillschweigen bewahrt werden!

<sup>89)</sup> Von vetula, die Alte, ältere Frau mit den negativen Attributen leichtfertig, liederlich, unzüchtig.

<sup>90)</sup> Junge Mädchen »Magd heißt im Deutschen ein solch Weibsbild, das noch jung ist und mit Ehren den Kranz trägt und im Haar gehet, das man spricht, es ist noch ein Magd und keine Frau« (Luther, nach Grimm, Wörterbuch 6/12, 1885/1984, Sp. 1430).

<sup>91)</sup> Drängen.

<sup>92)</sup> 1. Korinther 5, 1.

bedencken nehmen, vnd mit gnedigem rath bescheiden, wie sich seie zu halten gegen die vorechter der Kirchen Dienste, vnnd Vorsteher oder auch nachlasser des hochwirdigen Sacraments des altars, in der menge der gevatterschafft, Item gegen die vnverschempten öffentlichen Gottes lesterer vnd versoffenen truncken bolden, dartzu gegen die, so öffentlicher laster wider das sechste Geboth schuldig, vnnd zu vberweisen seien, ob der einen der güttige Gott dermal eine gebe, buss zu thuen, wie sich mit öffentlicher Busse zu halten seie, was form, Zeitt vnd stelle belanget. Denn ob wir wol wissen aus der eltisten Kirchen historien vnd Regeln, wie es in solchen fehlen ist gehalten worden: so wolten wir doch auch gerne EFG. gnedig bedencken hierin wissen, damit wir als die armen Diener vns allenthalben köndten bewaren. Sein der gantz tröstlichen Zuuersicht, EFG wolten in ansehung yhres hohen göttlichen beruffes an förderung des reiches Christi das beste tuen. Das wird der reiche treue Gott EFG. so wol derselben hertzliebsten Gemahl, iungen Herrschafften vnnd freulin mit gnaden vnnd wolfart zu glüglicher friedlicher regierung, vnd seligen langen vnd hernach auch ewigen Leben (vmb solcher alles wir mit priuat vnd öffentlichen Gebethen trewlich bithen) miltiglich vergelten.

Befehlen vnns in EFG gnedigen schutz mit gehorsamer demütiger bith, EFG geruhen vnnd wolten vnser gnediger Fürst vnd herr sein vnnd bleiben.

EFG gehorsame vntertenige Caplan vnd vorbither. Die Diener der Kirchen im Goldtbergischen weichbilde<sup>93</sup>).

Im gleichen Aktenstück des Breslauer Staatsarchivs (Fürstentum Liegnitz, Rep. 28, X 59, neue Signatur 426) befinden sich zwei Briefe von Sebastian von Zedlitz auf Neukirch an Herzog Georg II. von Brieg aus dem Jahre 1555, die dem Inhalt nach aus der Literatur wohl bekannt<sup>94</sup>), aber noch nicht veröffentlicht worden sind und deshalb hier als um einige Jahre frühere Zeitdokumente im Wortlaut mitgeteilt werden sollen. Der Briefschreiber, den Sinapius einen »überaus gelehrten Edelmann« nennt<sup>95</sup>), war 1521 in Neukirch an der Katzbach als ältester Sohn Georgs von Zedlitz in zweiter Ehe mit Margarete von Hohberg geboren; seit 1532 Schüler Trozendorfs in Goldberg, studierte er in Wittenberg (als Sebastianus Zedlitz a Newnkirch Silesius am 26.9.1540 immatrikuliert) unter Luther und Melanchthon. Als strenger Lutheraner und geschworener Feind der Schwenckfelder trat er entschieden für die reine Lehre ein, was aus den beiden Briefen deutlich hervorgeht. Bei der großen Teuerung 1552 erwies er sich

<sup>93</sup>) Da nach dem Konventsbericht unter II 1563 der Senior Sebastian Schubart noch in diesem Amte war, wird diese undatierte Eingabe der Goldberger Pfarrerschaft von Ende dieses Jahres oder Anfang 1564 stammen (H. Weigelt, S. 199 Anm. 28 nimmt – wohl zu früh – um 1560 an). Wann ein Nachfolger für den ausscheidenden Senior ernannt wurde und wer er war, wissen wir nicht.

<sup>94</sup>) G. Eberlein, Kirchenordnungen, in Silesiaca 1898, S. 228; G. Bauch, Valentin Trozendorf, S. 114–115; H. Weigelt, Spiritualistische Tradition, S. 178.

<sup>95</sup>) Curiositäten des Schlesischen Adels 1. Teil, Leipzig 1720, S. 1056; Zur Kirchengeschichte von Neukirch an der Katzbach, in: Jahrbuch für schles. Kirchengesch. 41/1962, S. 20–21.

als Wohltäter seiner bedrängten Untertanen, gemeinsam mit seinem Bruder Sigismund vor allem auch der Goldberger fürstlichen Schule, und ermöglichte durch Spenden von Lebensmitteln ihren Fortbestand. Seit 1560 war er als herzoglich Liegnitz-Brieger Rat zugleich Kaiserlicher Rat, Oberrechtssitzer und Landesältester der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer und wohnte seit 1567 auf Burg Lehnhaus, wohin er 1574 seinen früheren Wittenberger Lehrer Matthias Flacius Jlyricus einlud zu dem dort am 8. Mai begonnenen und am 12. auf dem Schlosse Langenau fortgesetzten Religionsgespräch über die Lehre von der Erbsünde mit dem gelehrten Neukircher Pfarrer Dr. Jacob Coler und anderen Pastoren der benachbarten Zedlitz'schen Patronatspfarreien<sup>96</sup>). Am 20. Februar 1575 traute ihn der Lähner Pastor Michael (von) Stabenau mit der jungen, 1559 geborenen Anna Helena von Schaffgotsch, der hinterlassenen Tochter Balthasar von Schaffgotsch's und Magdalena geb. von Kittlitz auf Langenau, und bei drei ihm geborenen Kindern – 1577, 1589 und 1593 – bat er den noch 1575 nach Neukirch berufenen Pfarrer mit seiner Frau zu Gevattern<sup>97</sup>). 1581 überließ Sebastian von Zedlitz Lehnhaus seinem mündig gewordenen Schwager Balthasar von Schaffgotsch<sup>98</sup>) und scheint seitdem wieder in Neukirch gelebt zu haben. Merkwürdigerweise ist sein Todesjahr unbekannt, es gibt weder eine gedruckte Leichenpredigt noch war für ihn in Neukirch ein Grabstein vorhanden<sup>99</sup>). 1596 lebte er noch und ist vermutlich zwischen 1601 und 1607 gestorben<sup>100</sup>). Seine Witwe heiratete in zweiter Ehe Hermann von Czetztritz, seit 1591 Besitzer von Langhelwigsdorf Kr. Bolkenhain<sup>101</sup>), wo sie nach dem in der dortigen katholischen Kirche vorhandenen Grabstein am 27. Oktober 1627 starb.

<sup>96</sup>) Colloquium de peccato originis inter Jacobum Colerum et Matthiam Flacium Jlyricum, Berlin 1585, neu herausgegeben von Gregor Langemack, Leipzig 1740; Hermann Buschbeck, Des Matthias Flacius Jlyricus Religionsgespräche auf Burg Lehnhaus und Schloß Langenau im Jahre 1574, in: Jahrbuch des Vereins für schles. Kirchengeschichte XXIV, 1934, S. 3–23; Manfred P. Fleischer, Späthumanismus in Schlesien, München 1984, S. 227–229; Ferdinand Bahlow, Leonhard Krentzheim, der »heimliche Calvinist« in Liegnitz, in: Mitteilungen des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Liegnitz, 15. Bd. für 1934 und 1935, Liegnitz 1936, S. 157–158.

<sup>97</sup>) Gotthold Leberecht Grimmer, Nachricht von den evangelischen Predigern zu Neukirch, in: Neue Bunzlauische Monatschrift zum Nutzen und Vergnügen, 7. Jahrgang 1780, S. 341 (nach handschriftlichen Nachrichten von der Zedlitzischen Familie im Schlosse zu Neukirch).

<sup>98</sup>) Augustin Knoblich, Chronik von Lähn und Burg Lähnhaus am Bober, Breslau 1863, S. 113.

<sup>99</sup>) Wie die Figurengrabsteine für seinen Bruder, den Kammerpräsidenten Sigismund von Zedlitz (1536–1616) und dessen beiden ersten Ehefrauen Barbara von Logau (gest. 1575) und Katharina von Seidlitz (gest. 1600), die aus der eingestürzten kath. Kirche in den Schloßhof versetzt worden waren, wo sie beim Abbruch der Schloßruine nach 1945 zugrunde gingen.

<sup>100</sup>) Sinapius, Curiositäten I, S. 1056; Fleischer, Späthumanismus, S. 227; Robert Frhr. v. Zedlitz und Neukirch, Das Geschlecht der Herren, Freiherren und Grafen von Zedlitz in Stammtafeln vom ersten Auftreten bis zur Gegenwart, Berlin 1938, Tafel 38. Demnach lebte Sebastian v. Zedlitz noch nach 1581 in Reichwaldau bei Schönau.

<sup>101</sup>) J. Berg, Geschichte Langhelwigsdorf 5, Jauer 1843, S. 9. Sie hatte dort mit ihrem Gatten die schöne Renaissanceausstattung der Kirche gestiftet, 1618 die Kanzel, 1620 den Altar und 1622 den Taufstein sowie die 1517 erbaute Orgel 1619 erneuern lassen, die nach 1945 aus der heute leer stehenden und verfallenden Kirche entfernt worden ist.

Dem Erlauchten Hochgebornen Fürstenn vñnd Herren, Herrn georgenn Herczogken yn Slesien, zur Lignicz Brigk, meinem gnedigen fürsten vñnd Herren,

(darunter Kanzleivermerk:)

Von Sebastian Czedliczen Magister Zenkefrey belangende, vñnd die superatendenten zu Lygnicz, pst Sonnabents nach Reminiscere 1555.

Erlauchter Hochgeborner fuerst gnadiger Herr, E.f.G. gnadigem geschafftem willen den 7 dieses monats belangende einen seel sorger, vñnd pffar Hern der Efg. stadt Briga, habe ich aller massen als billichen gehorsamlichen vnuorzuegliichen nach gesaczt, Vñnd nach deme ich auff efg ferner verschaffen, wegen der efg vorgeschlagnen personen als des Ern m. senckenfreyes<sup>102)</sup> mit dem Ern Andre Eyseneck<sup>103)</sup> als dem konfftiigen Efg Hofe prediger fleisiegel, Notdorfftiige vnterredung Jm abschide gehalten, Vñnd aber so viel von Jme vorstanden, das er den bemelten senckenfrey als einen bekanten, in leer vñnd wandel rein vñnd gesunden, fuer anderen neben sich in dem H. ampt vñnd seelsorge gerne sehen vñnd wissen wolte, Habe ich ane fernere weit laufftiige erkundung, vñnd vberfluessige erforschung so Zuen auffZuegen gereichen hat wollen, den 10 wie ich Zuen Hause kommen, selbe stunde einen boten zun Jme abgefertieget vñnd kegen der lignicz auff den 12 frue sich zun mir zun vorfuegen vorschrieben, Aldawie, vñnd selber orth vñnd Zeit, Ob er wol auff efg gnadieger begheren, willen, vñnd meinung so Jme von mir fleisiegel vñnd notdorfftiig angemeldet wess wegerung vñnd auffzuege thuen vñnd nehmen wolten, Als das ane der gewiessen vorlezung, Er das Arme Jme Entpfolene voelklein in solcher eil nit woll lassen doerffte, Hat sich auch auff dies kegen wertiege Jarr in die Haushaltung der massen gerichtet, das er mit schaden nicht weichen koennet oder mechte, Jdoch dies nit angesehen, So ist von Jme entliche gehorsamme bewillung than vñnd bescheen, beforderlichen sintemal Jme von mir gewisse Vortroestung darauff eruolget Doe ferne von Efg mir gnadig Committiert vñnd aufferleget wurde, einen fromen gotfuerchtiigen man vñnd seelsorger an die seynieg stelle dero auch alweit fur der Handt zun ordnen vñnd schaffenn etc. Dero-wegenn gnadieger fuerst vñnd Herr wirt nuen an nichtes meher der mangel hierin vñnd dicz falles erscheinen, dan vñnd alleine, die weile vñnd sintemal efg in erwegung der kurz konfftiigen H. Zeit<sup>104)</sup> gnadiege meinung sich Zum foedersten ein Zue stellen, das Jme die fuer verordnet<sup>105)</sup> vñnd die Zeit seines abreysens darnach er sich zue richten habe ankondet werde, vñnd was efg ferner gnadieger willen sein

<sup>102)</sup> Vgl. Anm. 2. Anscheinend ist Zenckfrey nur ganz kurze Zeit in Liegnitz gewesen, seit Anfang 1555, und zwar als erster Kaplan an Unser Lieben Frauen, wo bis Ende 1554 Martin Neumann sein Vorgänger war (Bahlow, Krentzheim, in den Mitteilungen 15. Bd., 1936, S. 120). Die Angaben bei Ehrhardt, Presbyterologie IV, S. 239 und R. Scholz, Predigergeschichte von Brieg (1930), S. 10, daß er ab 1534 in Liegnitz gewesen und schon 1554 nach Brieg gekommen sei, sind unzutreffend.

<sup>103)</sup> Vgl. anm. 2.

<sup>104)</sup> Die bevorstehende Osterzeit.

<sup>105)</sup> Die für den Umzug nach Brieg erforderlichen Fuhren.

wirt, etc. Vor das ander gnadiger fuerst vnd Herr, Ob vnd wol Efg dem fürstenthumb lignicz in dieser iczigen vnd kegenwertiger gancz gefeuerlicher Zeit Zweene gelerte, frome, got foerchtige, vnd Zweifels frey auch got gefellige menner zun superattendenten gnedig vnd loeblichen vor ordnet hat<sup>106)</sup>, So ist doch an deme, weil die Visitation Hoch Notwendig, als dero orth doe der schwenckfelt seinen Samen bede vnder geistlich vnd weltlich, gelerte vnd leen der massen geseet, das er alweit hefftig eingewurczelt, steiff vnd feste Zun stehen vormeinert vnd hoffet, Vnd aber Efg so vil die sumptus so auff die Reyse der Visitation gehen, nach Zur Zeit den icziegen, Als den vorfarenden nicht geschaffet, das Efg aus dem fürstlichen gemuet, vnd Christlichen Eiuer Zun erhaltung der waren reinen Religion in denen Landen Ire gerechtikeit gnedig erhalten vnd ferner vorordnen wolte. In welchem sie gleich icz dato durch ein schreiben Efg In aller vnderthenigkeit Zu ErInnern vnd Zuuerbitten mich angefloen haben, Vnderthenighenn Efg vor die Jering vnd meyning person<sup>107)</sup> solches zun keinen vngnaden AnZuehmen bittende, welchem nach ich Efg mich zun gnaden mit allen vnd Jeden meynigen Hoehstes Vermoegens diensten vnderthenighen Enntpfelen thue dat(um) Neukirchen den 13 martij Ao 55

Efg willig gehorsamer vnderthaner Sebastian von Zedlicz

## II

Dem Durchlauchtigen vnnnd Hochgebornen Fuersten vnnnd Hern, Hern Georgen Herczogen In Slesien zur Liegnicz Brig etc. meinem genedigen Fursten vnnnd Herren

(darunter Kanzleivermerk:)

Von Sebastian Zedliczen die pfarher zur Lignicz belangende Ire fg können dem troschendorf nitt erlauben vyllwenig zulossen das yczig Zeiten was in druck solt gegeben werden Donnerstags noch Exaudj 1555 auf die andern artickell seind die pfarrer schriftlichen beschiden wordenn.

Durchlauchtiger Hochgeborner fuerst gnadiger Herr, Efg. bin vnd bleib ich mit allen schuldigen diensten gehorsamlich willig vnd bereit. Gnediger fuerst vnd Herr Efg. werden Zweifels frey in gnedigem gedencken halten, was not, gefar vnd beschwernus so der Kirchen Christi Im fuerstenthumb Liegnicz vnter Handen stost, die Superattendenten daselbst kurz vrschiener Zeit Efg vnterthenighen in schriffthen Zur Lignicz furgetragen<sup>108)</sup>, Darauff sie dan Efg gar genedigli-

<sup>106)</sup> Nachdem Superintendent Georg Grissauer am 7.6.1554 plötzlich in Goldberg gestorben war, wurden wohl noch Ende dieses Jahres die in die Liegnitzer Pfarrämter von St. Peter und Paul und Unser Lieben Frauen 1554 berufenen Pastoren M. Heinrich Dieterich (Theodoricus) und M. George Seiler zu Superintendenten ernannt, so daß keine längere Vakanz bis zur Neubesetzung eingetreten ist (Leonhard Krentzheim, Chronologia, Görlitz 1577, S. 388 b).

<sup>107)</sup> für die ihrige und meine Person (sie und mich). Die Mittel für die Visitationsreisen hatte der Herzog weder jetzt noch früher beschaffen können, so möge er doch die nötigen Verordnungen zum Schutze der wahren, reinen Lehre treffen.

<sup>108)</sup> Eingabe und Bericht vom 22.4.1555 (vgl. Eberlein, Silesiaca, S. 229, Weigelt, Spiritualistische Tradition, S. 179).

chen In Christlichen solt verabschidet haben, vnd dahin vngeferlichen gerichtet, die sachen vnd vberreichte beschwernus bis auff EfG glückliche widerumb Ankunfft so In dreien wochen bescheen wuerde in gedult Zue stellen, solten sie als dan spoeren vnd vermercken, das EfG An den vorstehenden Irthumben vnd so der Kirchen Christj Zue kegen vnd wider, kein gefallen tragen wuerden etc. Dieweil aber EfG. aus fuerfallenden hochwichtigen Vrsachen auff ausgeschriebenem Land tage zun erscheinen vorhindert, Vnd aber das Jammer vnd elent hefftiger vnd gewaltiger ein Reissen wil, auch stil, steiff vnd fest Zue stehen vormeinert, Sind sie die superattendenten beide, mit vnd beineben dem Hern Trotschendorff vnd pffarhern der stat goltperg<sup>109)</sup> gestringes tages vor dato weis nit aus was zuuersicht mit betruebet vnd bekommertem hercz vnd gemuet in eil Zue mir khomen, betruebet vnd hertzlichen die vorstehende der Kirchen gefar, Jammer vnd allerley beschwernussen erzalt, daZue vnd vberdiss sammetlich Embsieg gebeten, Sintemal Jnen Jr tragendes Ampt vnd dienst EfG eigner person dero halben vnthertheniglichen Zue ersuchen vnd ferner Zue Er Inneren nit vergonnen wolte, dem Hern Christo des sachen vnd kheines menschen es weren, die Reise Zuen EfG volgende tage Zue thuen, Nach deme sie aber vor mercket mir in solcher eill aus allerley fuerfallenden vrsachen ein vnmoegliches sein wolte, Haben sie vnabschleglichen von mir gefodert, EfG In Namen Jr schriftlichen in dem hoen obliegen Christj vnd seiner teuer erkaufften Kirchen vnthertheniglichen zuen ersuchen. Vnd bitten dero halben also vnd hiemit EfG Jren gnediegen fursten vnd herren In aller demut mit kurz. Dieweil vnd sintemal das quartal fur der Hand, Zue welcher Zeit die sachen vnd obliegen der Kirchen, so sie vngeferlichen in Acht Artikel solten verfasset vnd EfG vberreicht haben, Zue befoedern vnd Zue entrichten hoch notwendig sein wolte, Das EfG wo moeglichen vmb Gottes ehre vnd vieler menschen heil willen sie darauff vor der Zeit gnediglichen bescheiden vnd darInne der rechte vnd Ernste superattendens sein wolte<sup>110)</sup>, weil an derselben EfG rath, huelff vnd beystand nicht alleine in der Kirchen Christj nichts erbauet werden mag, sonder viel mehr hefftiger allerley secten, Irthumb vnd beschwernussen einreissen vnd die ober hand nemen müssen, wie solches EfG aus hoem von gott gebnem verstand genedig Zue erwegen haben. Vor das Ander weil auch die Visitacion nach absterben des Herr grissauerj<sup>111)</sup> bis anhero nach blieben, daraus,

<sup>109)</sup> Trozendorf war nach dem Brande der Goldberger Schule im Juli 1554 mit seinen Schülern nach Liegnitz gezogen, wo er mit seinen Kollegen bis zu seinem Tode 1556 unterrichtete und den Wiederaufbau der Schulgebäude im ehemaligen Franziskanerkloster in Goldberg nicht mehr erlebte; Stadtpfarrer von Goldberg war seit 1551 M. Georg Tilenus.

<sup>110)</sup> Die schwerwiegenden Folgen dieser freiwilligen Anerkennung des landesherrlichen Kirchenregiments sollten nach der Absetzung der Goldberger Pastoren wenig später die beiden »enturlaubten« Brieger Kollegen der Liegnitzer Superintendenten erfahren, als sie der Entscheidung des rechten Superattendenten zu widersprechen wagten (vgl. Anm. 2; G. Eberlein, Kirchenordnungen, in Silesiaca 1898, S. 229).

<sup>111)</sup> Den Tod des Superintendenten Grissauer hatte Zedlitz in einem Briefe an Herzog Georg vom 12.6.1554 als Strafe Gottes für nicht genügende Wachsamkeit über die reine Lehre bezeichnet (G. Eberlein, a. a. O., S. 227).

wie ich dan fur die meynig person guet wissen trage, allerley schismata vnd spaltung alweit in der kirchen erfolgen wollen, welches gross Ergernus so wol als in anderen landen offter males bescheen geben vnd geberen wuerde, So bitten sie EfG sie auch auff den Artickel neben den anderen gnedig Zue beschaiden. So wol vnd fuer das dritt sie auch gnedig Zue beschaiden, Weil am tage das die Jrthumb auff den doerffern vnter gemeinem volcklein gewaltig einreissen, wes sie sich selber ort so viel die examiniation, die da notwendig sein wil<sup>112)</sup>, verhalten solten. Vor das vierd, So ist der Herr Trotschendorf des Christlichen erbietens, do ferne EfG Jme gnedig erlauben, vnd beineben den seinigen Collegaten der schuelen vleissig vnd treulich fuer Zuestehen befehlen werden, das er Ane verZuckh nechstes tages auff seine vnkosten sich nach wittenberg Zue begeben entschlossenn, alda er Rath vnd beistant Zue suchen, wie vnd auff was weg durch vormittels goetlicher gnaden grosser AnZall seelen Zue trost dem groben Jedoch verterblichen Jrthumb möchte begegnet werden etc. Disem nach gnedieger fuerst vnd herr, ob mir wol nit geboeren noch zymen wil, mich auch gar Zue wenig vnd vnuerstendig befinde vnd vermercke, Jn den Zuuor EfG fürgetragenen auch yeczt mit kurz bemelten Artickeln mich gegen EfG. dem Christlichen fuersten vnd der selben loeblichen Ratte, was Jammer do Jnen nit Zeitlichen abgeholfen erfolgen wolte, Zue erclaren, So wil ich doch neben den bemelten seelsorgern, vnd vil andern guethertigen EfG. so hoch moeglichen vmb Ernsts einsehung demütiglichen gebeten haben, dan die schedliche vorfuerung wil gewaltig vberhand nemen, Christus, Sein wort, Seine Sacramenta, Seine Kirchen, mechtig ausgestossen werden. Jch Zweifel auch gar nit sondern bin gewiss, doe EfG dem Hern Trotschendorff, derogleichen den superattendenten, vnd anderen pastorn vnd pffarhern Jn EfG landen aufferlegen wuerde, wider die Jrthumb Jre Confesion einmuetig vnd ein hellig Zue stellen vnd Jn druckh Zue geben, sie wuerden demselben gehorsamlich auch mit freiden nach satzen, Auß deme wuerde als denne auch gantz Zweiffels frey neben goetlicher begnadung vnd Erbarmung meher trost, Nutz vnd frucht als doe wess hierin vnd disfalles von ander Nation auch hoch vorstendigen personen was geschrieben vnd widerleget, erfolgen muessen. Damit bin ich auch vngeZweiffelter Zuen EfG Hoffnung vnd Zuuersicht EfG der Christliche fuerst, werde in denen sachen, diss mein vorwitzig eilent schreiben, so ich doch nit habe vmbgehen moegen, mit gnaden An nehmen, mich gnedig beAntworten, vnd mein gnediger fuerst vnd Herr sein vnd bleiben. Datum Neukirchen Montag nach Exaudj Ao 55

*EFG gehorsamer vnterthener Sebastian von Zedlicz zue Neukirchen.*

<sup>112)</sup> Eberlein, a.a.O., S. 227. Die Superintendenten halten anscheinend die Feststellung der Qualifikation der Landpastoren für erforderlich, um den Jrlehrern zu begegnen.

<sup>113)</sup> Dem greisen Goldberger Schulmeister Trozendorf wurde die Reise nach Wittenberg nicht bewilligt und den Superintendenten und Pfarrern nichts in Druck zu geben erlaubt (G. Bauch, Trozendorf 1921, S. 115), weil der Fürst »aller kräftigen kirchlichen Initiative abhold war«, bemerkt G. Eberlein (Silesiaca S. 228).

# Die Gegenreformation — dargestellt an der Sondersituation Schlesiens

von Eberhard Schwarz, Kiel

Jedem Schlesier ist in Breslau der Ring mit dem gotischen Rathaus, flankiert von den Pfarrkirchen St. Elisabeth und St. Maria Magdalena auf der einen Seite und der Dominsel mit der Domkirche, dem fürstbischöflichen Palais und dem Priesterseminar auf der anderen Seite ein eindruckliches Gegenüber im Stadtbild. Dieses Gegenüber stehe sinnbildlich beim Thema Gegenreformation vor uns. Denn die Kräfte der Zeit verkörperten sich im Rat der Stadt und im Domkapitel gleichsam repräsentativ für das ganze Land in seiner großen Vielfältigkeit.

Eine umfassende Darstellung der verwickelten Vorgänge des Zeitalters der Gegenreformation in ganz Europa dürfte jedoch in einem Referat kaum möglich sein. Selbst eine Beschränkung auf den mitteleuropäischen Osten würde noch verwirrend genug sein. Ich will mich daher so abgrenzen, daß ich Grundzüge des Geschehens an der schlesischen Sondersituation verdeutliche, die in sich selbst noch kompliziert genug bleibt, aber in ihrer Einzigartigkeit das Geschick des Landes und seiner Menschen für Jahrhunderte geprägt hat und bei allen Sonderzügen doch auch allgemeine Bedeutung beanspruchen kann.

## 1. Die Spätzündung des gegenreformatorischen Sturms in Schlesien

Während die Reformationsbewegung in West- und Osteuropa im wesentlichen bis zur Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert bereits zurückgedrängt oder über ihr Geschick so gut wie entschieden war, befand sich Schlesien in einer eigenen, ja einzigartigen Situation, wie sie sich so an keiner anderen Stelle der christlichen Kirche ergeben hat. Das rechtfertigt vielleicht die Sonderbehandlung, wiewohl das Geschehen in die gesamteuropäische Geschichte eingebettet bleibt. Für das Wiedererstarken des Katholizismus sind u. a. zwei Faktoren als bestimmend herauszuheben:

- 1) die Bedeutung der Konzilsbeschlüsse von Trient für innere Reformen, und
- 2) das auf weite Sicht angelegte Erziehungsprogramm der *societas Jesu*, des Jesuitenordens.

Die Wirkungen beider haben nicht zuletzt dazu beigetragen, daß die Reformation in Europa, die die Völker in einem kaum vorstellbaren Maße ergriffen hatte, in so weitgehendem Maße bis zur Jahrhundertwende in ihren Positionen erschüttert war. Nur nebenbei sei erwähnt, daß keiner der Breslauer Bischöfe an einer der Konzilsverhandlungen teilgenommen hat. Sie ließen sich wegen ih-

rer Inanspruchnahme als Oberlandeshauptleute, also um einer weltlichen Funktion willen, entschuldigen<sup>1)</sup>.

In der Folgezeit wurden die geringen Ansätze der Reformation in Spanien und Italien buchstäblich ausgerottet. Dort, wo sie große Teile der nationalen Kraftfelder erobert hatte wie in Frankreich und Innerösterreich, wurde sie z. T. in blutigen Auseinandersetzungen zurückgedrängt oder praktisch ausgeschaltet (36 Jahre sich hinziehende Hugenottenkriege). Die Gegenreformation gewann sogar Bereiche völlig zurück wie z.B. die geistlichen Gebiete Würzburg und Bamberg, das Königreich Böhmen oder das jagiellonische Wahlkönigreich Polen, wo die Uneinigkeit den zersplitterten Protestantismus trotz des berühmten Consensus von Sandomierz (1570) schwächte und er gegenüber den konzentrierten Gegenangriffen fast ganz zum Erliegen kam. Lediglich in Britannien, Skandinavien und Norddeutschland gelang es dem Protestantismus sich zu behaupten.

In Schlesien, diesem in viele Fürstentümer, freie Standesherrschaften und Minderherrschaften aufgesplitterten Nebenland der böhmischen Krone, blieb es aber fast das ganze 16. Jahrhundert über noch bei einem eigentümlichen Schwebezustand. Den Habsburgern war die böhmische Krone ja erst nach dem Tode des Ungarnkönigs Ludwig in der Türken Schlacht von Mohacz (1527) gefallen. Wohin sich der Kurs des neuen Königs Ferdinand neigen würde, ließ er die Breslauer Abgesandten zwar bereits bei der Krönungsfeier auf der Prager Burg sehr deutlich spüren. Er mißbilligte nämlich die kirchlichen Neuerungen, forderte die Landesverweisung aller vom Glauben abgefallenen Priester, insbesondere derer, die in den Ehestand getreten waren<sup>2)</sup>.

Aber seiner Gewalt waren noch Grenzen gesetzt. Er stieß auf den Widerstand der Stände und Magistrate, die überhaupt im Lande zu Protektoren der Reformation geworden waren. Sie widersetzten sich der kaiserlichen Zentralgewalt. Selbst in den sogenannten Erbherzogtümern Glogau, Jauer und Schweidnitz, die der böhmischen Krone unmittelbar unterstanden, war die Ausübung der vollen landesherrlichen Gewalt nur auf den »Domanial«- (d.h. den Kron-)gütern möglich. Im übrigen hinderte die politische Großwetterlage die Habsburger im 16. Jahrhundert an einem schärferen Durchgreifen, so daß die Reformation sich selbst in den fürstbischöflichen Gebieten noch bis in das ausgehende 16. Jahrhundert ausbreiten und weitgehend durchsetzen konnte. Die ständig drohende Türkengefahr und die Auseinandersetzungen mit Frankreich wirkten sich so aus, daß Schlesien gleichsam im Windschatten des europäischen Geschehens lag. Lediglich gegen extreme Äußerungen des Protestantismus unter den Schwenkfeldern und Taufgesinnten richteten sich die Maßnahmen in den Jahren 1528 und 1529, also noch am Anfang der Regierungszeit Fer-

<sup>1)</sup> Werner Marschall, Geschichte des Bistums Breslau, Stuttgart 1980, S. 70.

<sup>2)</sup> Vgl. Herbert Schöfflers, Deutsches Geistesleben zwischen Reformation und Aufklärung, Frankfurt/M., 2. Aufl., 1956, S. 4.

dinands I. Während seiner langen Regierungszeit erlangte er 1558 auch noch die Kaiserkrone. Selbst unter seinen beiden Nachfolgern, Kaiser Maximilian II. (1546–76) und Rudolf II. (1576–1611), blieben dem Protestantismus in Schlesien Auseinandersetzungen größeren Umfangs weithin erspart, wengleich sich die Gegenkräfte formierten und das Vordringen der kaiserlichen Zentralgewalt nur noch mühsam aufgehalten werden konnte. Doch der Höhepunkt der reformatorischen Bewegung war überschritten. Rudolf II. machte kein Hehl aus seiner feindseligen Einstellung, die der Jägerndorfer Markgraf Georg, vor allem aber auch Troppau, Glogau und Gr. Wartenberg, zu spüren bekamen. Nur durch eine Kette außenpolitischer, staatsrechtlicher und religiöser Tatsachen sah sich der Habsburger bis auf weiteres an einem schärferen Vorgehen noch gehindert. Der Bruderkzwist im Hause Habsburg schwächte sodann seine Position so sehr, daß er den mit den böhmischen Ständen verbündeten schlesischen 1609 den berühmten Majestätsbrief mit weitgehenden Zugeständnissen gewähren mußte, aber nur, weil er sich in einer Zwangslage befand. Zwei Jahre später bestätigte sein Bruder Matthias diese Freiheiten, als die Schlesier ihm nur unter dieser Bedingung zu huldigen bereit waren. Die Gleichberechtigung beider Bekenntnisse und der Genuß der Religionsfreiheit waren feierlich darin verbrieft. Ebenso sollte es mit dem Schul- und Kirchbau in den Erbfürstentümern und im Bistumsland gehalten werden. Die Maßnahmen im Glogauer und Troppauer Streit sollten zurückgenommen, und das Oberamt im Lande sollte nicht mehr durch den Breslauer Bischof, sondern von einem weltlichen Fürsten wahrgenommen werden.

Der damalige Breslauer Bischof, Erzherzog Karl aus der durch ihre Unduldsamkeit berüchtigten steiermärkischen Nebenlinie der Habsburger, protestierte denn auch energisch und erachtete sich an den Majestätsbrief nicht gebunden. Doch hatten ihm schon vordem die schlesischen Stände im Jahre 1608 auf sein mancherorts rigoroses Vorgehen erwidert: »Sie haben niemals die Anhänger der katholischen Religion vergewaltigt, sondern den katholisch Geblienen ihre Stifte allezeit ruhig belassen, ihnen kirchliche Handlungen allezeit gestattet, wie denn dieselben auch in etlichen Städten ihre Kirchen und Friedhöfe haben. Sie wünschten nichts mehr, als daß zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse Liebe und Freundschaft herrschten und beide sich als Glieder eines Körpers ansähen«<sup>3)</sup>.

So ließ Schlesien am Vorabend des 30jährigen Krieges, seiner Zeit voraussehlend, für einen Augenblick ein Bild konfessioneller Verständigung und Befriedung aufleuchten oder jedenfalls als geschichtliche Möglichkeit ahnen, wengleich sich die Gewitterwolken schon am Horizont zusammensogen. Denn an dem in den Habsburger Herrschern verkörperten römisch-katholischen Gegensatz zu der weithin lutherisch gesinnten Bevölkerung in den Fürstentümern und

<sup>3)</sup> Jahrbuch für schlesische Kirchengeschichte, 1954, S. 188.

dem sich zum Gegenschlag formierenden, im Breslauer Domkapitel verkörpert erneuerten Katholizismus konnte kein Zweifel sein. Ich erinnere an das anfangs geschilderte Gegenüber des Rathauses der Bürgerschaft auf dem Ring und der Dominsel in der Hauptstadt des schlesischen Landes.

## 2. Die innerkatholische Vorbereitung des Gegenschlags

Zwei Faktoren, die miteinander Hand in Hand gingen, haben die Gegenreformation in Schlesien ermöglicht:

- 1) die Stärkung der weltlichen Zentralgewalt durch eine zielstrebige, auf lange Sicht angelegte habsburgische Hausmachtspolitik, zu der Ferdinand I. während einer fast 40jährigen Regierungszeit den Grund gelegt hat, und
- 2) die Bildung eines Horts des Widerstands und der Erneuerung im Breslauer Domkapitel, das mit Hilfe der Schüler des Collegiums Germanicum in Rom langfristig auf das Feld der Erziehung und Bildung und die Gewinnung der Führungsschicht des Adels setzte.

Die schlesischen Fürsten und Stände schränkten, wie bereits erwähnt, die Regierungsgewalt der Habsburger als Könige Böhmens und Oberherren Schlesiens ganz wesentlich ein. Ferdinand I. hatte das wohl erkannt und setzte daher seinem unabhässigen Bemühen das Ziel, Gesamtschlesien zu einer staatlichen Einheit innerhalb eines umfassenderen Staatsganzen zu verschmelzen und umzuformen. Das erforderte nicht nur eine Stärkung seiner Position in den Erbfürstentümern Glogau, Jauer und Schweidnitz, sondern auch eine weitgehende Mediatisierung der übrigen Fürstentümer und Standesherrschaften, d.h. ihre Unterwerfung unter die königliche Zentralgewalt. Alle nach dem schmalkaldischen Krieg ab 1548 getroffenen Maßnahmen Ferdinands lagen im Zuge dieser großen Idee, die zur Krone Böhmens gehörenden Länder einschließlich der sogenannten Nebenländer, also auch Schlesiens, nach antiker Staats- und Rechtslehre umzubilden und sie zu Gliedern eines homogenen Habsburger Reiches umzuformen. Nichts hat in dem Jahrhundert bis zum Ausgang des 30jährigen Krieges so dazu beigetragen wie das lange und starke Regiment Ferdinands I.

Seine Vorstöße, die Herzogtümer in seine Hand zu bekommen, erfolgten neben der strafmäßigen Heranziehung zu Abgaben und Leistungen planmäßig auf dem Gebiet der Verwaltung, die seither weithin in der Hand der Fürsten, Stände und Magistrate gelegen hatte: Finanzen, Münze und Zoll, aber auch die Rechtsprechung bekamen die eingreifende Hand des Oberherren zu spüren. U.a. wurden alle Druckereien bis auf eine in Breslau geschlossen und diese noch unter strenge Zensur gestellt<sup>4)</sup>.

Mit Zielstrebigkeit nutzte Ferdinand alle Möglichkeiten zur Festigung und Erweiterung seiner oberherrlichen Befugnisse. In seiner Territorialpolitik erreichte er erfolgreiche Besitzverschiebungen innerhalb des schlesischen Für-

<sup>4)</sup> Vgl. H. Schöffler, a.a.O., S. 6.

stenstandes. Besonders lag ihm an der Ausschaltung der Reichsfürsten auf schlesischem Boden, so der Wettiner im Fürstentum Sagan und der fränkischen Hohenzollern in Oberschlesien. Der Tod von Markgraf Georg von Jägerndorf 1543 bot Ferdinand die Aussicht, dessen Geschlecht aus Schlesien zu verdrängen und damit dessen auf verschiedenen Rechtstiteln beruhende, sich über Oberschlesien ausweitende Herrschaft zu zersplittern. Zugleich verlor der protestantische Herzog Friedrich von Liegnitz damit den Reichsfürsten, der sein stärkster Bundesgenosse gewesen war<sup>5)</sup>.

Aber 1546 verlor Schlesien auch seine von Böhmen immer scheinbar angesehenen Sonderrechte. Nach Untersagung des freien Verfügungsrechts der Herzöge wurde nämlich nunmehr jede Neuvergabe heimfallender schlesischer Fürstentümer vom neugeschaffenen und böhmisch besetzten Oberamt in Prag abhängig. Das traf sehr bald das alte piastische Herzogtum Liegnitz, Brieg und Wohlau, wie sich besonders bei den dem Tode Herzog Friedrich II. folgenden Erbteilungen zeigte.

Zwar führte diese habsburgische Territorialpolitik noch nicht zu einer unmittelbaren Erweiterung des Kronbesitzes, zumal Ferdinand die Herzogtümer Opatowitz und Ratibor zunächst der ständigen Finanznöte wegen in lauter Einzelfürstentümern der ertragreichen Kammergüter umwandelte und somit eine ganze Reihe oberschlesischer Herrschaften ins Leben rief, die lange die Struktur des Landes bestimmt haben.

Aber auch das muß gesehen werden, daß nach Mitte des Jahrhunderts der alle Möglichkeiten nutzenden habsburgischen Hausmachtspolitik ein Mangel wirklich bedeutender Persönlichkeiten im protestantischen schlesischen Fürstenstande gegenüberstand.

Wer das Streben Ferdinands I., der Krone vermehrten Einfluß zu verschaffen, verfolgt, der wird über seine relative Zurückhaltung und sogar Nachgiebigkeit in Glaubensfragen verwundert sein, zumal seine Anfangsäußerungen anderes befürchten ließen. Auf dem Breslauer Fürstentag 1546 beispielsweise spielte die Glaubensfrage noch keine wesentliche Rolle<sup>6)</sup>.

Allerdings muß man wissen, daß die katholische Seite unter den schlesischen Fürsten damals auch keinen Sprecher besaß. Der Breslauer Bischof Balthasar von Promnitz (1540–62), der einzige katholische Vertreter auf dem Fürstentag, gehörte nämlich nicht zu den Eiferern, sondern war um gutes Einvernehmen sowohl mit Ferdinand als auch den Fürsten bemüht. In seiner Toleranz duldet er sogar im Bistumsland am Neiße Gymnasium protestantische Geistliche und Lehrer, ja die Kommunion in beiderlei Gestalt. Seine Schwester ließ er protestantisch erziehen<sup>7)</sup>.

<sup>5)</sup> Vgl. Ludwig Petry, Politische Geschichte unter den Habsburgern, in: Geschichte Schlesiens, Bd. 2, Die Habsburger Zeit 1526–1740, J.G. Bläschke Verlag, Darmstadt 1973, S. 17/18.

<sup>6)</sup> L. Petry, a.a.O., S. 20.

<sup>7)</sup> Vgl. W. Marschall, a.a.O., S. 66.

Am Niedergang der katholischen Kirche konnte selbst ein so entschiedener und fanatischer Luthergegnere wie der Breslauer Domherr Johann Cochläus nichts ändern. Bischof Balthasar hinterließ bei seinem Tode seinem Nachfolger »eine zerrüttete Diözese mit großen Verlusten an die Protestanten, mit bedrohlichem Priestermangel, verwaorlosten, z.T. aussterbenden oder bereits aufgegebenen Klöstern und wenig Hoffnung, den Bestand der katholischen Kirche in Schlesien wahren zu können« (Sabisch)<sup>8)</sup>. Selbst in den Erbherzogtümern war mit Ausnahme von vier Städten und einigen Dörfern katholischer Gottesdienst erloschen. Auch im Fürstentum Neiße, in dem ja der Bischof zugleich Landesherr war, hing die Bevölkerung schon zum überwiegenden Teil dem neuen Glauben an.

Als eigentlicher Hort des altkirchlichen Widerstands erwies sich jedoch weiterhin das Breslauer Domkapitel. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte auch, daß der alte Kirchenbesitz so gut wie nicht angetastet worden war und die römische Kirche insofern auf eine Grundstruktur bei ihrer Reorganisation zurückgreifen konnte.

Bemerkenswert ist nun, wie stark in der Folgezeit Absolventen des römischen Collegiums Germanicum im Breslauer Bistum gewirkt haben. Diese Institution war auf die Heranbildung von Priestern zur Beseitigung des Protestantismus im Sinne des Jesuitenordens ausgerichtet. Seit 1565 bildete der Niederländer Theodor Lindanus am Breslauer Seminar Priester nach den gleichen Grundsätzen aus, nach denen er selbst im Germanicum erzogen worden war. Als erster Ausländer auf dem Breslauer Bischofsstuhl wirkte sodann Andreas Jerin (1585–96), der, 1567 in das Germanicum eingetragen, seit 1572 als Breslauer Domherr das Priesterseminar geschickt leitete. Seinem Einfluß war es zu danken, daß weitere schwäbische Kanoniker ins Domkapitel berufen wurden und sich dadurch der Einfluß seiner Landsleute verstärkte. Aus dem Nachfolgestreit um den Breslauer Bischofsstuhl ging denn auch der Kandidat der Schwabenpartei Paul Albert siegreich hervor; auch er ein Germaniker (1596–1600). Unter dessen Nachfolger Johann von Sitzsch (1600–08) machten einige schlesische Germaniker den vergeblichen Versuch einer Klosterreform unter den schlesischen Zisterziensern.

Die folgenden schlesischen Bischöfe entstammten dann wieder katholischen Fürstenhäusern und entsprochen keineswegs dem tridentinischen Bischofideal, im Gegenteil: es fehlten ihnen teilweise sogar die entsprechenden Weihen. In gestärkter Machtposition sollten sie sich jedoch der protestantischen Fürsten und Stadtmagistrate erwehren können. Der erste von ihnen, Erzherzog Karl (1608–24), hatte im Breslauer Domkapitel nicht weniger als 17 Germaniker als Domherren. Sein Nachfolger, Karl Ferdinand, Sohn des polnischen Königs aus dem Hause Wasa (1625–55), residierte zwar im wesentlichen in Warschau, ließ

<sup>8)</sup> W. Marschall, a.a.O., S. 68.

sich aber in Breslau und Neiße durch Bevollmächtigte sowie den Weihbischof Johann Balthasar Liesch von Hornau, die alle Germaniker waren, vertreten. Insgesamt sind in den Jahren 1554–1620 38 schlesische Theologiestudenten in das Germanicum eingetreten; dazu sind noch 26 nicht-schlesische Germaniker zu zählen, die später Stellen im Bistum innehatten<sup>9)</sup>. Hieraus wird deutlich – modern ausgedrückt –, welche Kaderschmiede der Gegenreformation das Collegium Germanicum für die Geschehnisse in Schlesien gewesen ist.

### **3. Der drei Generationen währende Widerstand gegen die zwangsweise Rekatholisierung**

Vorgeplänkel hatte es schon unter Bischof Martin Gerstmann (1547–85), einem Konvertiten, gegeben. Er hatte auf einer Diözesansynode von 1580 die Konzilsbeschlüsse von Trient für verbindlich erklären lassen. Zwar scheiterte damals sein Plan, Jesuiten nach Schlesien zu berufen, noch am Widerspruch des Breslauer Rats, der Fürsten und Stände, obwohl ab 1581 zwei Patres als Beichtväter, Prediger und Seelsorger bereits am Dom wirkten. Der Plan der Errichtung eines Kollegs ist mit Zähigkeit weiter verfolgt worden. Vorerst studierten viele junge Schlesier an den Jesuiten-Akademien in Olmütz und Prag. In Breslau entstand erst 1638 zunächst ein Gymnasium als Jesuitengründung, das den Grundstock für ein späteres Kolleg und die erst 1702 errichtete Jesuitenuniversität abgeben sollte. Gerstmann ergriff aber, wenn auch noch vorsichtig, die ersten gegenreformatorischen Maßnahmen in den Landesteilen, in denen er zugleich als Fürst regierte, also vor allem in Neiße und Grottkau. Auch Rudolf II. ließ bereits in den Johanniterkommenden und den kaiserlichen Patronatskirchen des Erbfürstentums Oppeln-Ratibor die protestantischen Geistlichen durch altgläubige Priester ersetzen.

Die Erregung stieg und machte sich bisweilen auch in Zusammenstößen Luft. So bemächtigten sich die Evangelischen in Glogau der katholischen Pfarrkirche mit Gewalt, aber erst – was meist verschwiegen wird –, nachdem eine ihnen zugewiesene Landkirche geschlossen und ihr Prediger ausgewiesen worden war. Eine Beilegung dieses Kirchenstreits erfolgte diesmal noch unter Verzicht auf Bestrafung durch einen Kommissionsspruch, der zunächst eine wechselseitige Benutzung der Kirche durch beide Bekenntnisse regelte. Doch das war nicht von Dauer.

Die schlesischen Fürsten sahen sich bald durch weitere Vorgänge alarmiert und unter Zurückstellung innerer Gegensätze zum gemeinsamen Schutz ihres Bekenntnisses herausgefordert. Rudolf II. hatte durch erneutes Vorgehen gegen Glogau, Gr. Wartenberg und vor allem das zum Olmützer Bistum gehörige Troppau das Visier geschlossen und seine Bereitschaft zum Kampf signalisiert. Über die Stadt Troppau wurde nach einem Aufruhr die Acht verhängt; sie

<sup>9)</sup> Vgl. W. Marshall, a. a. O., S. 71.

mußte die Strafe einer achtmonatigen Besetzung durch das Regiment des Obersten von Geisberg erdulden.

Zwar gewährten der dem Kaiser abgetrotzte Majestätsbrief von 1609 und das Bündnis mit den böhmischen Ständen noch eine Atempause, ehe sich der volle Stoß gegen die schlesischen Fürstentümer richten konnte und der Protestantismus allmählich in den Untergrund abgedrängt wurde.

Allerdings wird man auch zugeben müssen, daß der Bekenntniswechsel der Fürsten zum reformierten Glauben, bei dem sie fast ausnahmslos dem Beispiel der brandenburgischen Hohenzollern folgten, zur Schwächung ihrer Position im Lande beigetragen hat. Auch wenn das Bekenntnis der Untertanen hiervon unberührt blieb, hat dieser Einbruch in die lutherische Front die Zusammenfassung des Widerstands gehemmt und gemindert.

Hatte schon der Augsburger Religionsfriede von 1555 dem Grundsatz 'cuius regio eius religio' allgemeine Anerkennung verschafft, so nutzte nun die Habsburger Hausmachtspolitik die landesherrliche Kirchengewalt – nebenbei gesagt: keineswegs eine protestantische Erfindung – rigoros zugunsten des Katholizismus aus. Wurde schon die Frage gestellt, ob der Religionsfriede für ein Nebenland der Krone, dem die Reichsstandschaft eigentlich fehlte, überhaupt gültig sei, so war der Übertritt der Fürsten zum Calvinismus in diesem Zeitpunkt geradezu verhängnisvoll, da die Geltung des Religionsfriedens ausdrücklich auf die Augsburger Religionsverwandten beschränkt war; die Calvinisten konnten sich also auf seine Bestimmungen nicht berufen.

Auf römischer Seite hatte sich zudem schon über ein halbes Jahrhundert die Zusammenfassung aller Kräfte vorbereitet. Der Besitz der alten Kirche im Lande war kaum angetastet. Mit dem Domkapitel als Rückhalt in der Hauptstadt behauptete die römische Kirche immer noch eine beachtliche Position, auch wenn es um die Gemeinden und die Breite des Kirchenvolks schlecht bestellt war. Die Trienter Beschlüsse hatten zu greifen begonnen und zeigten Auswirkungen. Mit dem fanatischen steirischen Erzherzog Karl auf dem Bischofsstuhl und dem streng gegenreformatorischen Regiment der Ferdinande II und III sowie des Jesuitenzöglings Leopold I. waren die Ausgangsstellungen für das ungleiche Ringen während des 17. Jahrhunderts bezogen und die Weichen gestellt. Hatte doch der Staatsminister Lobkowitz in Wien das klare Prinzip verkündet: »Die Staaten werden am friedlichsten und glücklichsten (!) regiert, die nur *einen* König, *einen* Glauben und *ein* Gesetz haben«<sup>10)</sup>.

Die eigentlichen gegenreformatorischen Maßnahmen sind mit dem Geschehen des 30jährigen Krieges engstens verflochten. Sie vollzogen sich in drei großen Wellen 1620, 1629 und 1643/4. Anfangs entgingen die Schlesier noch dem großen Strafgericht für ihre Parteinahme zugunsten des Winterkönigs, der 1620 in der Schlacht am Weißen Berge aufs Haupt geschlagen worden war. Politische

<sup>10)</sup> Jahrbuch 1954, S. 14.

Gründe bewogen Ferdinand II., dem sächsischen Kurfürsten Johann Georg die Überwindung des schlesischen Widerstands zu überlassen. Im Dresdener Akkord 1621 kamen die Schlesier noch einmal gegen Zahlung großer Bußsummen glimpflich davon. Die Grafschaft Glatz wurde jedoch damals bereits erneut zum Hort des alten Glaubens mit einer wiederhergestellten Jesuitenniederlassung und Wartha mit dem Gnadenbild als Wallfahrtsort. Auch das gesamte alte Bisthofsland wurde zur römischen Kirche zurückgeführt. Katholischer Adel kam ins Land und erhielt die Beamtenstellen. Der Konvertit Karl Hannibal Graf Dohna trat an die Spitze der von Ferdinand II. eingesetzten Reformkommission. In diesen Kriegsjahren begannen auch die Kirchenreduktionen; 1622 und 1629 waren es bereits 450 Kirchen, die rekatholisiert wurden.

Schlesien als Einfallstor in die Habsburger Binnenlande erschien als die verwundbarste Stelle des Habsburger Reiches. Die Waagschalen des Kriegsglücks schwankten jahrzehntelang hin und her. Als dem Thronfolger Ferdinand III. bereits 1621 die Erbfürstentümer Jauer und Schweidnitz zugewiesen wurden, ließ er sich die Rekatholisierung noch mehr zur Herzensangelegenheit werden als sein schon entschlossen vorgehender Vater. Was durch Zwangsmittel aller Art wie beispielsweise die berüchtigten Dragonaden der Liechtensteiner – im übrigen in Glogau erstmals angewandt – geschah, zeigt die ganz brutale Härte und Gewalt gegenreformatorischer Aktionen. Wie schon zuvor in Böhmen waren die geläufigsten Mittel, die zur Anwendung gelangten: Einquartierung bis zur Ausfüllung von Beichtzetteln, Einsetzen katholischer Behörden, Wegnahme der Kirchen und Vertreibung der Prediger. An manchen Stellen wechselten die Kirchen je nach Kriegslage mehrfach den Besitzer. In den Kämpfen nach der Landung Gustav Adolfs, in denen das Kriegsglück schwankte, blieben die Schlesier fast nur noch Objekte des Handelns. Sie mußten alles mit sich und ihrem Lande geschehen lassen.

Durch den Prager Frieden von 1635 verloren die Schlesier Sachsen als protestantische Schutzmacht und Garanten des Dresdner Akkords. Damit waren die Evangelischen, besonders in den Erbfürstentümern – nunmehr Glogau, Sagan, Jauer, Schweidnitz, Münsterberg, Breslau (Land), Oppeln-Ratibor und Teschen – dem Landesherrn, dem energisch gegenreformierten Ferdinand III., völlig ausgeliefert. Aus religiösen Gründen sollten die Bewohner allerdings nicht zur Auswanderung gezwungen werden. Der Besuch evangelischen Gottesdienstes sollte jedoch nur noch jenseits der Grenzen ihrer Fürstentümer gestattet sein. Diese Zugeständnisse hatten sie wohl dem schwedischen Einfluß zu danken.

Im Westfälischen Frieden von 1648 wurde ihnen dann die Errichtung von drei Friedenskirchen bei den Hauptstädten der alten Erbfürstentümer Glogau, Jauer und Schweidnitz in Fachwerkbauweise, ohne Turm und außerhalb des eigentlichen Stadtbildes, zugestanden. Aber der Weg zu den Grenzen und dortigen Kirchen wies darüber hinaus Wege und beeinflusste den lutherischen Kirch-

bau längs der kursächsischen, Brieger, Liegnitzer und Oelser Gebietsgrenzen. Zahlreiche Grenz- und Zufluchtskirchen haben dem schlesischen Luthertum über die kommenden, Generationen währenden schwersten Einengungen und Bedrückungen hinweggeholfen. Tagelang zog man über Land, um in einer hinter den Schutz gewährenden politischen Grenzen liegenden Zufluchtskirchen am Gottesdienst teilnehmen zu können. Unter ständiger Gefährdung gingen vertriebene Prädikanten auch in den Busch und predigten unter Lebensgefahr, soweit es irgend möglich war, an verschwiegenen Orten.

Was nach Beendigung des Krieges sich in den Jahren 1653/54 in den schlesischen Fürstentümern, die bis auf Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels und die Stadt Breslau inzwischen mediatisiert waren und der Krone gehörten, abgespielt hat, ist wohl der größte Kirchenentzug, den die Gegenreformation im ganzen Reich, vielleicht Böhmen ausgenommen, durchgeführt hat. Die kaiserliche Reduktionskommission beschlagnahmte über 650 Kirchen, obwohl viele in Gebieten mit rein protestantischer Bevölkerung lagen. Die Geistlichen wurden ihres Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Als Exulanten tauchten sie anderwärts wieder auf.

Mit den bereits vordem enteigneten Kirchen ist ihre Gesamtzahl auf etwa 1100 Kirchen anzusetzen. Nur 350 Kirchen blieben in den protestantischen Gebieten übrig. Die Reduktionsprotokolle und Kirchenbücher dieser Zeit sind bisweilen beredte Zeugen für die Tragödien, die sich mit dieser Zwangskatholisierung abgespielt haben.

Den Kirchen folgten bald die Schulen und Lehrer. Leopold I., ursprünglich zum geistlichen Stand bestimmt und weltlichen Neigungen abgewandt, sah seine höchste Aufgabe in der Befestigung der nach seiner Auffassung allein rechtgläubigen Kirche. Er empfand Schlesien als schwärende Wunde am Körper des Habsburger Reichs. So forderte ein kaiserliches Edikt 1666 die Entlassung aller lutherischen Schullehrer, um nun auch auf lange Sicht den katholischen Einfluß zur Wirkung zu bringen. Die katholischen Ehegesetze wurden ebenfalls auf die Lutheraner zur Anwendung gebracht, die katholischen Feiertage einschließlich Fronleichnam für alle verbindlich erklärt. Der Kampf um die Waisen, denen katholische Vormünder bestellt wurden, stellt ein besonderes Kapitel konfessioneller Auseinandersetzungen dar, das sich auf die Fürstenhäuser und Adelsfamilien erstreckte. Auch die Jesuitenniederlassungen breiteten sich nunmehr über das Land aus. So erhielt der Orden bereits 1658 die kaiserliche Burg in Breslau, aber auch in Glogau, Schweidnitz, Hirschberg und Sagan setzten sich die Ordensleute fest und errichteten hier wie auch anderwärts ihre Niederlassungen.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Ausgang des 30jährigen Krieges den vollen Sieg der königlichen Zentralgewalt über die Stände bedeutet hat. Aller Dualismus der Verfassung war beendet, da die Krone mit absoluter Machtfülle aus den stürmischen Kämpfen hervorgegangen war. Damit war Schlesien

– auch in den wenigen noch von einheimischen Fürsten geleiteten Herzogtümern – in verstärkte Abhängigkeit von der Krone Böhmens – Habsburgs geraten. Bereits beim Tod Ferdinand III. (1653) wies die Entwicklung in Schlesien einen Stand auf, daß von den 12 Fürstentümern sechs als königlicher Immediatbesitz dem Kaiserhaus gehörten. Die Mediatisierung schritt unter Leopold I. aber noch weiter voran. Zwar lagen die piastischen Gebiete wie zwei breite Riegel in den kaiserlichen Territorien: Wohlau-Liegnitz erstreckte sich von der polnischen Grenze bis tief ins Jauersche, und Brieg reichte ebenfalls von der polnischen bis fast zur böhmischen Grenze.

Verhängnisvoll wirkte sich aber das Erlöschen des piastischen Stammes 1672 und 1675 für den weiteren Gang der protestantischen Dinge aus. Denn nun zerbrachen auch die letzten Bastionen. Innerhalb eines Menschenalters schloß man in den piastischen Gebieten über 100 Stätten protestantischen Gottesdienstes (in Liegnitz 34, Brieg 59 und Wohlau 15), obwohl kein nennenswerter katholischer Bevölkerungsanteil vorhanden war. Damit verlor auch die Grenzbevölkerung der alten Erbherzogtümer die Möglichkeit, die Grenz- und Zufluchtskirchen zu besuchen. In Liegnitz und Brieg zogen die Jesuiten mit ihren Niederlassungen ein. Das Schicksal der evangelischen Schlesier schien besiegelt.

Wohl zu der einzigartigen Situation Schlesiens gehört es, daß sich eine streng katholische Dynastie viele Menschenalter hindurch bemüht hat, Hunderttausende in geschlossenen Siedlungen sitzender protestantischer Untertanen mit allen Mitteln, zumal ihr alle Macht zu Gebote stand, zum alten Glauben zurückzuführen. Als Ergebnis ist festzustellen, daß es ihr letztlich trotz aller Teilerfolge nicht gelungen ist, das Endziel auch nur annähernd zu erreichen. Das hat sich an keiner anderen Stelle in der christlichen Kirchengeschichte so zugetragen<sup>11)</sup>. Dank der ungemeinen Zähigkeit, die das schlesische Luthertum im passiven Widerstand entwickelte, machte die Rekatholisierung zwar im äußeren Erscheinungsbild erhebliche Fortschritte, nicht jedoch in den Herzen. Das gilt besonders für Mittel- und Niederschlesien. Man hat davon gesprochen, daß das Evangelium hier gleichsam generationenlang in den Herzen überwintert habe, bis der Schwedenkönig Karl XII. in der Altranstädter Konvention 1707 und hernach Friedrich d. Gr. mit der preußischen Eroberung Schlesiens Erleichterungen und Freiheit gebracht haben.

#### **4. Probleme historischer Beurteilung der Gegenreformation**

##### a) Die konfessionelle Kontroverse

Wie empfindlich die katholische Seite bis vor kurzem noch auf das Stichwort 'Gegenreformation' reagiert hat, zeigt der Anstoß, den Dr. Engelbert, der lang-

<sup>11)</sup> Vgl. H. Schöffler, S. 25 f.

jährige Herausgeber des Archivs für schlesische Kirchengeschichte, noch im Jahre 1954 daran nahm, daß das Evangelische Konsistorium in Breslau 1923 den schlesischen Kreissynoden ein Thema vorgelegt hatte, welches die Leidensgeschichte der Evangelischen Kirche im 17. Jahrhundert behandeln und die ausharrende Treue der damaligen Evangelischen zur Segensquelle der Gemeinden werden lassen sollte<sup>12)</sup>.

Wie kontrovers die Auffassungen oft waren, erwies sich auch in der nicht ohne Schärfe geführten Auseinandersetzung zwischen ihm und Lic. Helmut Eberlein über dessen schlesische Kirchengeschichte. In einer Besprechung dieses Werks charakterisierte Dr. Engelbert Eberleins Auffassungen als einseitig: Wer die lutherische Bewegung fördert, wird gelobt; die Vorkämpfer des alten Glaubens dagegen werden geschmäht. Oder: »Nach Eberleins Darstellung seien nur von den katholischen Fürsten und Patronatsherren Gewaltmaßnahmen angewendet worden; wenn aber die lutherischen Gemeinden die Reformation einführten, dann sei es nur geschehen, um dem religiösen Anliegen der Bevölkerung Rechnung zu tragen«. Desgleichen ungerecht urteile Eberlein seiner Meinung nach über die Konversionen: »Bei katholischen Konversionen zum Luthertum seien *nur* edle und religiöse Motive maßgebend, im umgekehrten Falle nur niedrige Beweggründe!« Das Treiben der Liechtensteiner versucht Dr. Engelbert mit der Bemerkung abzuschwächen, daß die lutherischen Schweden noch viel schlimmer in Schlesien gehaust hätten<sup>13)</sup>.

Gegen solche schiefen Urteile hat sich Lic. Eberlein noch selbst verteidigt und manches klargestellt. Aber bei aller Verurteilung früherer Methoden, die man vom heutigen Standpunkt aus nicht mehr billigen kann, ist das Fahren von Retourkutschen aus der katholischen Kirchengeschichtsschreibung noch nicht verschwunden.

Beispielsweise finden sich in der Geschichte des Bistums Breslau von Werner Marschall (1980) neben Hinweisen auf Auffassungen früherer Jahrhunderte, die nicht mehr die unseren sind, Entschuldigungen für katholische Gewaltmaßnahmen, weil ihnen oft ein gewaltsames Vorgehen protestantischer Obrigkeiten in den Territorien und Städten vorangegangen sei. So heißt es von der Lage im 30jährigen Kriege gemäß einem Zitat von Kaps: »Solche Vorkommnisse – gewaltsame Bekehrungen von Protestanten und Rückgewinnung von Kirchen – sind gewiß vom heutigen Standpunkt aus nicht zu billigen, wurden auch damals schon von vernünftig Denkenden u. a. von den Jesuiten (sic. !) verurteilt, sind aber verständlich in einer Zeit, in der von Protestanten (Schweden) oft die gleichen brutalen Methoden angewandt wurden«<sup>14)</sup>. In der Beurteilung der landfremden schwedischen Soldateska, besonders in den späteren Jahren und dem Leiden der Bevölkerung unter Kaiserlichen wie Schwedischen müßte wohl

<sup>12)</sup> Vgl. Jahrbuch 1954, S. 187.

<sup>13)</sup> Vgl. Archiv für schlesische Kirchengeschichte, Bd. 11, S. 85–87 und Jahrbuch 1954, S. 183 ff.

<sup>14)</sup> W. Marschall, a. a. O., S. 86.

künftig doch mehr differenziert werden. Ein anderes Zitat: »Insgesamt wurden 1653/54 656 Kirchen den Protestanten weggenommen. Diese Kirchen waren teilweise ebenso mit Gewalt s. Zt. den Katholiken entrissen und protestantisch gemacht worden, aber es war doch hart, daß die inzwischen ganz protestantisch gewordenen Gemeinden die Kirchen verlieren sollten, auch wenn gar keine oder nur wenige Katholiken am Ort waren«<sup>15)</sup>. Oder: »Alle diese Maßnahmen sind aus der damaligen Zeit zu verstehen; sie waren damals legitim und nicht anzufechten. Die Protestanten handelten in ihren Gebieten ähnlich«<sup>16)</sup>. Ferner: »Wir dürfen Abt Bernhard (von den Zisterziensern in Grüssau) nicht mit dem Toleranzbegriff einer späteren oder unserer Zeit messen. Damals dachte und handelte man anders, gerade auch auf protestantischer Seite«<sup>17)</sup>. Selbst beim Urteil über das Eingreifen Karls XII. erfolgt nach einem Zitat von Dr. Engelbert wieder die übliche Parallelisierung: »Wenn wir heute jede Anwendung politischer Machtmittel in religiösen Fragen ablehnen, so dürfen wir nicht nur die Handlungsweise der Habsburger verurteilen, ... sondern ebenso die des Schwedenkönigs«<sup>18)</sup>.

Wenn ich darauf den Finger lege, geschieht es darum, weil m.E. diese Methode einer vereinfachenden und unsachgerechten Parallelisierung zu einer unfruchtbaren Aufrechnung gegenseitiger Gewaltmaßnahmen führt, die so nicht weiterhilft, zumal wohl eindeutig feststeht, auf welcher Seite sich allmählich alle politischen und militärischen Machtmittel ansammelten, während Stände, Fürsten, Städte und Volk entmachtet wurden.

## b) Wirkung nicht-theologischer Faktoren in der Geschichte der Gegenreformation

Johannes Grünewald hat 1958 zur Kirchengeschichte Jauers festgestellt: »Es wäre einer besonderen Untersuchung wert, inwieweit die Einführung der Reformation (neben Jauer auch) in anderen Städten durch das Machtstreben der Magistrate begünstigt wurde«. Auch ergäbe sich aus der quellenmäßigen Belegung, daß Jauer in der Mitte des 16. Jahrhunderts »keineswegs eine überwiegend protestantische Stadt« gewesen sei. »Man wird, wenn man die Vorgänge während des Weihnachtsgottesdienstes 1562 in der Pfarrkirche bedenkt, wobei der mit der Administration beauftragte Breslauer Domherr Georg Faber in der Sakristeitür mit einem Quittenapfel an den Kopf getroffen, am Predigen gehindert und durch die erregte Menge lebensgefährlich bedroht wurde, nicht so unbefangen und verallgemeinernd von der Reformation als einer Volksbewegung aus religiösen Motiven allein sprechen dürfen, wie es in der evangelischen Lite-

<sup>15)</sup> W. Marschall, a.a.O., S. 86 f.

<sup>16)</sup> W. Marschall, a.a.O., S. 92.

<sup>17)</sup> W. Marschall, a.a.O., nach rose, S. 93.

<sup>18)</sup> W. Marschall, a.a.O., nach Engelbert, S. 20 f.

ratur (unter Verweis auf Eberleins Kirchengeschichte) wohl ausnahmslos geschieht«<sup>19)</sup>.

Nun ist es eine Binsenweisheit, daß mancherlei nicht-theologische Faktoren den Gang der Kirchengeschichte jeweils mitbestimmen und sich die religiösen Motive nicht immer klar herauskristallisieren lassen. Inwieweit das immer offensichtlicher werdende Hausmachtstreben der Habsburger gerade das gegenreformatorische Vorgehen unterbaut hat und andererseits die Gegenwehr der Stände und Fürsten gegen eine Ausweitung der Zentralgewalt wiederum die Reformation in ihrer Ausbreitung begünstigt hat, das bleiben Fragen politischer Natur, die sicher hineingespielt haben.

Auch werden wir uns das Zusammenspiel von Kurie, Orden, Klerus und Kaiser einerseits oder von Bischof, Domkapitel und Kaiser andererseits bei aller Machtfülle der Krone nicht zu einheitlich monolithisch vorstellen dürfen. Denn darüber, wie der Reformationsbewegung wirksam zu begegnen sei, gab es gewiß auch unter diesen Gruppen erhebliche Auffassungs- und Meinungsunterschiede, unterschiedliche Interessen, politische Rücksichtnahmen und Beeinflussungsversuche.

Die Besonderheit der Reformationsbewegung in Schlesien ist jedoch darin zu sehen, daß abgesehen von einigen turbulenten Erscheinungen besonders im Herzogtum Liegnitz ein allmählicher Durchdringungsprozeß Platz gegriffen hat, der unterschiedlich schnell verlaufen ist, auch zu einem zeitweisen Nebeneinander von altem Gottesdienst und evangelischer Predigt geführt hat. In den Erbherzogtümern Glogau, Jauer und Schweidnitz behalf man sich beispielsweise mit der Berufung lutherischer Prädikanten neben den katholischen Ortspfarrern. Ob die Behauptung eines »methodisch geschickten Vorgehens« des Rates in Breslau belegbar ist, bleibe vorerst dahingestellt. Marschall behauptet jedenfalls, daß man Pfarrern, die nicht zur reformatorischen Kirche übertreten wollten, einen neugläubigen Kaplan beigab, »der allmählich Gottesdienst und Seelsorge an sich zog und den katholisch geliebten Ortspfarrer ausschaltete«<sup>20)</sup>.

In Breslau fand die reformatorische Bewegung am Rat der Stadt entschieden ihren stärksten Rückhalt. Er ernannte aus eigener Vollmacht 1523 den nach seiner Priesterweihe 1521 vom Bischof mit einer Prädikantenstelle betrauten Johann Heß zum Pfarrer von St. Maria Magdalenen, ohne das bischöfliche Besetzungsrecht noch zu achten. Er begründete das: »So nun jemand begehret zu wissen, von wem wir Gewalt haben, die Pfarre zu vergeben, haben wir, als Christen zukommt, nichts Festeres und Rechteres anzuzeigen, denn daß wir den göttlichen Rechten, der Lehre und Exempel der Apostel in diesem Falle nachgefolgt,

<sup>19)</sup> Jahrbuch 1958, S. 40 f.

<sup>20)</sup> W. Marschall, a.a.O., S. 63.

welchen göttlichen Rechten und Lehren billig weicht alles das, was von Menschen dawider geordnet und ausgesetzt ist«<sup>21)</sup>.

Danach dehnte sich die Reformation bald auf das ganze Fürstentum Breslau, d.h. auf das Gebiet bis Namslau und Neumarkt, aus. Dies geschah, nachdem Johann Heß im April 1524 zu einer theologischen Disputation in der Breslauer Dorotheenkirche aufgerufen hatte. In ihr ging es um das Wort Gottes, die Messe, das Priestertum Christi und das Ehesakrament. Eine Einigung konnte nicht erzielt werden, so daß die glaubensmäßige Trennung erfolgte und nach Marschall »der Weg zur Protestantisierung Breslaus offen« stand<sup>22)</sup>.

Daß denn auch die reformatorische Bewegung in ganz Schlesien auf eine große Aufnahmebereitschaft traf, wird heute von der katholischen Seite i.a. nicht mehr bestritten. Als Bischof Jakob von Salza 1539 starb, war der größte Teil seines Bistums nicht mehr katholisch<sup>23)</sup>. Dennoch blieb es trotz aller Gegensätze ein eigentümlicher Schwebezustand. Nach Sabisch kann es »als Eigenart der reformatorischen Entwicklung in Schlesien betrachtet werden, daß weder die katholische Seite den innerlich vollzogenen Abfall der Protestanten erkennen wollte noch die evangelische den vollständigen Bruch mit der katholischen Kirche suchte. Eine konfessionelle Trennung, die insgeheim längst vollzogen war, wollte niemand offiziell bestätigen. So blieb es in Schlesien noch Jahrzehnte hindurch bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555«<sup>24)</sup>.

Auch die folgenden Bischöfe Balthasar von Promnitz und Kaspar von Logau sahen sich nicht mehr in der Lage, der sich immer stärker ausbreitenden Reformationsbewegung entgegenzuwirken. Um 1550 gab es etwa ebensoviel katholische wie evangelische Pfarrorte, ein halbes Jahrhundert später (1575) aber war nur noch ein Viertel der Pfarren katholisch. Das Breslauer Domkapitel drängte jedoch die Bischöfe zu Gegenmaßnahmen. Doch noch beim Tode Kaspars von Logau erschien die Lage für das Bistum nahezu hoffnungslos. Franz Xaver Sepelt schrieb 1929 in seiner Geschichte des Bistums Breslau (S. 59): »Die breiten Massen des Volkes hatten sich ebenso wie der Adel und die Bürgerschaft der Städte fast durchweg der Neuerung angeschlossen: sämtliche schlesische Fürsten bekannten sich zu ihr, und selbst im Bistumsland hatten diese festen Fuß gefaßt. In wenigen Jahrzehnten war – fast ohne Widerstand – das Luthertum das herrschende Bekenntnis im Bistum geworden. Nur die Dominsel, die Stifte und Klöster – soweit sie sich nicht durch den Abfall der Insassen aufgelöst hatten – und eine Anzahl von Gemeinden auf geistlichem Grundbesitz gaben noch Kunde davon, daß Schlesien einst ein katholisches Land gewesen war«<sup>25)</sup>.

21) Das Evangelische Schlesien, Bd. I, Schlesische Kirchengeschichte von lic. Hellmut Eberlein, 3. Aufl., Verlag der Evangelischen Zentralstelle, Goslar 1952, S. 46.

22) W. Marschall, a.a.O., S. 62.

23) Vgl. W. Marschall, a.a.O., S. 65.

24) W. Marschall, a.a.O., S. 65.

25) Das Evangelische Schlesien, a.a.O., S. 69.

So ist wohl nicht zu bestreiten, daß Stände und Volk die Reformation nicht nur als Erfüllung immer wieder vorgebrachter Forderungen zur Abstellung drückender Mißstände empfanden, sondern die Glaubensfreiheit begrüßten und sich dem Evangelium trotz aller mitspielenden nicht-theologischen Faktoren zuneigten, sich auch nach Prüfung am Worte Gottes über kodifiziertes Kirchenrecht hinwegsetzten und das sola scriptura mit der evangelischen Predigt betonten.

### c) Innerprotestantische Schwachstellen

Bei dem allmählichen Übergang zur Reformation und der regionalen Aufsplitterung hatte sich auf evangelischer Seite kaum so etwas wie eine protestantische Organisationsstruktur entwickeln können, abgesehen davon, daß Theologie und Lehre stärker im Vordergrund standen als Recht und Finanzen. Den Katholiken waren dagegen trotz aller Verluste die Diözesanstruktur und der Grundbesitz der Stifte und geistlichen Territorien erhalten geblieben.

Auch schwächten Richtungskämpfe die evangelische Bewegung von Anfang an. Zuerst war es das Schwenkfeldertum, dessen Haupt Kaspar von Schwenkfeld als Hofrat und Berater Herzog Friedrich II. von Liegnitz die Reformationsbewegung im Herzogtum Liegnitz, Brieg und Wohlau gestützt hatte, dann aber Sondergedanken zur Sammlung derer, die mit Ernst Christen sein wollten, entwickelte. Sie riefen große Unruhe in den Gemeinden hervor und nötigten ihn schließlich zum Verlassen des Heimatlandes. Ihm gleichgesinnte Pfarrer mußten das Feld ebenfalls räumen und zogen u. a. auch nach der Grafschaft Glatz. Dazu traten in manchen Landstrichen die Taufgesinnten unterschiedlicher Richtungen.

Als zweiter Einbruch erfolgten die reformierten Bestrebungen in calvinistischem Sinne, die wie geschildert zu einer erheblichen Erschwerung der Situation beitrugen. Gerade weil der Protestantismus seinen Rückhalt an den Fürsten als Landesherren gefunden hatte, wirkte sich deren überwiegender Übertritt zum reformierten Glauben im Anfang des 17. Jahrhunderts doppelt verhängnisvoll aus, da sie sich dadurch sowohl in Gegensatz zum lutherischen Kirchengenossen brachten als auch die innerprotestantische Front schwächten.

In Breslau wurde der einstige Hausgenosse Martin Luthers und berühmte Arzt Crato von Krafftheim zum Mittelpunkt und Verbreiter calvinistischer Frömmigkeit und Glaubensauffassung. Nebenbei gesagt errichtete er auf seinem Besitz in Rückers bei Reinerz die erste reformierte Kirche. Zu den einflußreichsten Calvinisten gehörten der Breslauer Zacharias Ursinus, der später den Heidelberger Katechismus verfaßt hat, und der Freystädter Arzt und Historiker Joachim Cuseus. Im weiteren Verlauf der Streitigkeiten mußten Geistliche und Schulmänner wegen calvinistischer Gesinnung das Land verlassen, z. B. in Neumarkt, Hirschberg, Liegnitz, Frankenstein und selbst am Goldberger Gymnasium. Der Kampf gegen die des Kryptocalvinismus Verdächtigen setzte sich noch weiter fort.

So rief die Reformationsbewegung heftige und turbulente Auseinandersetzungen hervor. Sie ermangelte einheitlicher Leitung; auch mußten sich in ihr die Geister erst scheiden. Zwar hatte das Verlangen nach evangelischer Predigt und Gottesdienst weite Teile der Bevölkerung ergriffen, aber man kann nicht feststellen, daß die zunehmende Gefährdung von außen zu größerer innerer Einigkeit geführt hätte. Selbst in Unterdrückung und Verfolgung praktizierten die Menschen alle schillernden Verhaltensweisen und Spielarten von Einstellungen, die aber eher passivem als aktivem Widerstand zuneigten.

Trotz allem ist gewiß nicht nur das Heldenlied der Standhaftigkeit und Treue anzustimmen. In Zeiten der Bedrängnis und Bedrückung bieten sich wie immer vielschichtige Möglichkeiten des Verhaltens an. Die Schlesier haben von ihnen in sehr unterschiedlicher Weise Gebrauch gemacht.

In allen Phasen der Gegenreformation haben nämlich die Konvertiten eine unterschiedliche und bisweilen schillernde Rolle gespielt. Aufsehen hatte bereits in der Reformationszeit Friedrich Staphylus mit dem schroffen Bruch in seiner religiösen Entwicklung erregt. Er war mit der jüngeren Tochter des Breslauer Reformators Johann Heß nach dessen Tode die Ehe eingegangen (1549). Zuvor hatte er sich zehn Jahre in Wittenberg aufgehalten und dann an der Königsberger Universität gelehrt. Er vollzog 1552 in Breslau seine Konversion, der sich seine Ehefrau Anna anschloß. Sie begleitete ihren Mann dann nach Neiße und später nach Ingolstadt, wo er nach seinem unsteten Leben die konfessionelle Auseinandersetzung auf katholischer Seite in schroffster Weise mit Wort und Tat vorantrieb.

Von Bischof Martin Gerstmann war bereits die Rede. Während des 17. Jahrhunderts trat der Maler Michael Willmann, durch seine künstlerische Tätigkeit im Kloster Grüssau bekannt, zum Katholizismus über. Unter den Konvertiten ist jedoch Johann Scheffler, der Angelus Silesius, sicher der bekannteste. Er wurde zum militant auftretenden, gegenreformatorischen Eiferer und Streiter, Freund der Jesuiten, Priester und Hofmarschall des Breslauer Bischofs. Auch führte er die erste Fronleichnamsprozession durch die Straßen Breslaus an und machte am Ende seines Lebens die Evangelischen für die damalige Türkengefahr verantwortlich. Der Historiker Schickfus, 1624 vom Kaiser geadelt und als Kammerfiskal von Oberschlesien zum kaiserlichen Rat ernannt, trat im Zusammenhang mit seiner Karriere noch als 50jähriger über und nahm den Namen Bonaventura an. Karl Hannibal Graf Dohna ist bereits als Leiter der Reduktionskommission genannt. Ein weiterer Inhaber des Breslauer Bischofsstuhls, Kardinal Friedrich von Hessen (1651–82), gehört in diese Reihe; er verkörperte als Barockfürst die *ecclesia triumphans* wie kaum ein anderer.

Im 17. Jahrhundert sind es unter den Dichtern Andreas Scultetus und von ganz anderer irenischer Art Samuel von Butschky, der Sohn des polnischen Predigers an St. Christophori in Breslau. Weniger bekannt sind Christian Cunrad und Johann Christian Hallmann, die sich im Sinne der neu übernommenen

Weltanschauung betätigten. Alle Genannten haben sich trotz ihrer lutherischen Erziehung dem Katholizismus zugewandt. Während der vier Menschenalter haben sich viele Tausende von Übertritten ergeben, sei es, daß der Druck von außen oder die Anziehungskraft der mystisch barocken Frömmigkeit wirkten, sei es, daß Staatsämter oder allgemeine Anerkennung lockten. Selbst der älteste Sohn Samuel des so bedeutenden Kirchenliederdichters Johann Heermann bereitete dem Vater Kummer, als er auf Betreiben der Jesuiten heimlich vom Magdalenengymnasium in Breslau auf eine ihrer Anstalten überwechselte, an der Messe teilnahm und kurz vor dem Übertritt stand. Die Briefe des besorgten Vaters bewirkten im letzten Augenblick einen Sinneswandel in dem seiner Kirche fast schon verlorenen hochbegabten jungen Manne, der sich später als Dichter einen Lorbeerkranz erworben hat.

Neben denen, die sich der herrschenden Weltanschauung anschlossen, gab es auch solche, die zwar mit ihr paktierten, um nicht zurückzubleiben und ausgeschlossen zu werden, jedoch ohne sich ihr durch echte Bekehrung völlig anzuschließen. Hier wäre beispielsweise auch Martin Opitz zu nennen, der ursprünglich Lutheraner, dann Calvinist wurde und doch dem Kammerherrn und Burggrafen Dohna, einem erbitterten Förderer der Gegenreformation, Gefolgschaft leistete. Auch sein Schüler Christoph Köler gehört ebenso hierher wie der lutherische Pfarrersohn Knorr von Rosenroth, der als Kanzler und Hofrat bei dem konvertierten oberpfälzischen Herzog von Sulzbach hervortrat.

Die meisten schlesischen Lutheraner zogen aber die passive Renitenz vor, ohne sich auf Katholisches einzulassen, und suchten soweit wie möglich mit dem herrschenden System im Guten auszukommen. Besonders die Angehörigen der Bildungsschicht sind hier zu nennen, die teilweise – ohne sich etwas zu vergeben – mit den weltlichen und geistlichen Behörden verkehrten, teilweise in ihrer Nachgiebigkeit auch bis an die Grenze des Tragbaren gingen. Benjamin Schmolck in Schweidnitz wie auch Christian Gryphius, der Sohn des großen Andreas, machen konfessionell einen außerordentlich vorsichtigen Eindruck. Denn das Suchen nach einem friedlichen Miteinander unter Vermeidung tiefgreifender Zustimmung ist wohl der von Hunderttausenden beschrittene Weg durch diese Zeiten gewesen. Trotzdem hat es im schlesischen Geistesleben auch an Stimmen lauten Widerspruchs nicht gefehlt.

#### d) Die polnische Komponente

Ein besonderes Kapitel im gegenreformatorischen Geschehen stellt das deutsch/polnische Verhältnis dar. Meistens bleibt dieser Komplex außerhalb der Betrachtung. Aber es ist nicht uninteressant, auch dieser Frage nachzugehen.

Im ausgehenden 16. Jahrhundert hatte nämlich die habsburgische Einmischung in die polnischen Thronwirren zu Spannungen geführt, die auch Schlesien berührten. Am 19. August 1587 war entgegen den habsburgischen Bemü-

hungen Siegmund aus dem Hause Wasa zum König von Polen erhoben worden. Als Erzherzog Maximilian dagegen Sturm lief und vor Krakau scheiterte, geriet er Anfang 1588 in einem Gefecht mit seinen polnischen Verfolgern bei Pitschen in Gefangenschaft. Im folgenden Friedensschluß von Beuthen (1589) mußten die Habsburger endgültig auf ihre polnischen Pläne verzichten. Dafür erhielt Maximilian die Freiheit wieder. Zwischen den beiden katholischen Mächten bahnte sich sogar ein freundschaftliches Zusammengehen in der Politik an<sup>26)</sup>.

Der vorübergehende Konflikt mit Polen scheint jedoch Kaiser Rudolfs Verhalten in Schlesien gegenüber der Überfremdung von Stiften und Klöstern durch zuwandernde polnische Elemente bestimmt zu haben. Durch die Reformation gerissene Lücken sollten dadurch aufgefüllt werden. Zugleich aber drohten innerhalb der katholischen Geistlichkeit Spannungen aufzubrechen, weil dadurch das Aufleben früherer kirchlicher Bindungen zum Nachbarland befürchtet wurde. Die Synode von Petrikau 1577 konnte zwar für das Bistum Breslau solche polnischen Absichten durchkreuzen. Aber in anderen Fällen, wie z.B. der Abhängigkeit des Breslauer Dominikanerklosters St. Adalbert mit einem bereits polonisierten Konvent von der polnischen Ordensprovinz, kam es zu polnischen Erfolgen. Nicht anders im Trebnitzer Äbtissinnenstreit; dort lag die Leitung während des ganzen 17. Jahrhunderts in polnischer Hand und den Polonisierungsmaßnahmen bot sich ein weiterer Spielraum. Die Dominikaner in Breslau weigerten sich sogar, weiterhin Deutschen Aufnahme zu gewähren. So wird es verständlich, daß der Kaiser 1585 dem von den Raudtener Mönchen gewählten Abt die Bestätigung versagte, weil er Pole war, und ferner verfügte, daß Polen zu Abtwahlen nicht mehr zuzulassen seien<sup>27)</sup>.

Als den Habsburgern 1619 das Wasser an der Kehle stand, war der Breslauer Bischof Erzherzog Karl zudem außer Landes gegangen, und zwar nach Warschau, von wo er alles aufbot, um den abgefallenen Schlesiern Schwierigkeiten zu bereiten. Die Habsburger schienen sich damals nicht gescheut zu haben, König Siegmund für sich oder seine Söhne schlesischen Besitz in Aussicht zu stellen. Zudem brachte er die frühere Abhängigkeit des Breslauer Bistums von Gnesen in Erinnerung und nahm sogar den damalig 6jährigen polnischen Prinzen Karl Ferdinand als Koadjutor an<sup>28)</sup>.

Die langen Kriegswirren hatten zudem viele tüchtige Kräfte über die Grenze getrieben und in Schlesien neben den Verlusten durch Seuchen und Feldzüge zu einer starken Entvölkerung geführt. Was die Zuwanderung katholischer Elemente betrifft, die der Bevölkerungsmangel vielerorts begünstigen mochte, so verband sich hiermit die Gefahr, daß polnisches Volkstum in die Lücken einrang und die Nationalitätenverhältnisse zuungunsten der Deutschen verschob.

<sup>26)</sup> Vgl. L. Petry, a.a.O., S. 50 f.

<sup>27)</sup> Vgl. L. Petry, a.a.O., S. 51 f. und Das Evangelische Schlesien, a.a.O., S. 60.

<sup>28)</sup> Vgl. L. Petry, a.a.O., S. 71.

In Polen begünstigten der unglückliche Krieg mit Schweden 1655–60 und religiöse Bedrückung zwar die Flucht aus Glaubensgründen in die schlesischen Nachbargebiete. Aber auch polnische Katholiken und Ordensangehörige haben vor den Kriegsnöten gerade in Oberschlesien Zuflucht gesucht und gefunden. Der Gleiwitzer Konvent konnte 1655 sogar aus Kleinpolen vertriebene Franziskaner auf den Annaberg entsenden und dort ein Tochterkloster gründen lassen<sup>29)</sup>.

Für das Bistum war die Gefahr wachsender Abhängigkeit von der polnischen Kirche dadurch gegeben, daß nach 1695 zwei weitere Habsburger Erzherzöge den Breslauer Bischofsstuhl erhielten, ohne sich sonderlich um ihre geistlichen Aufgaben zu kümmern. Der erste, Leopold Wilhelm, hatte niemals eine Weihe empfangen und galt als der größte Pfründenbesitzer der Kirchengeschichte überhaupt.

Trotzdem lockerten sich die ohnehin nicht engen Bindungen des Bistums an das Erzbistum Gnesen mit seinen Metropolitanrechten, zumal die schlesischen Herzogtümer vom polnischen Staatsverband seit den Verträgen von 1335 und 1339 getrennt waren. Kirchlich sah das Breslauer Domkapitel erst in einer Verlautbarung von 1634 die Trennung von Gnesen als vollzogene Tatsache an. Bischof Erzherzog Karl, der mit dem polnischen König Siegismund III. verschwägert war und sich zu Beginn des 30jährigen Krieges Warschau als Zufluchtsort gewählt hatte, erkannte sogar den Gnesener Metropolitanen wiederum an. Aber faktisch erreicht wurde die Exemtion des Bistums Breslau erst 1641 durch Ferdinand III. Noch neun Jahrzehnte vergingen, ehe das Bistum als dem Heiligen Stuhl unmittelbar unterstellt angesehen wurde. Juristisch verankert wurde die Tatsache sogar erst durch eine päpstliche Bulle von 1821<sup>30)</sup>.

Uninteressant ist jedenfalls nicht, die polnische Komponente schon in der Zeit der Gegenreformation zu betrachten, zumal Kardinal Wyszynski, der ehemalige Primas von Polen, die These von der Vollendung der Gegenreformation nach 1945 aufgestellt hat, wodurch die Römische Kirche in die Gebiete zurückgekehrt sei, die ihr durch die Reformation entrissen worden seien.

Die Gegenreformation zeigt ein höchst verworrenes Kapitel der Kirchengeschichte auf. Dabei gleicht es einem Wunder, daß der Protestantismus in Schlesien zu Beginn des 18. Jahrhunderts nicht am Ende war, als die Befreiung von außen sein Überleben sicherte.

Es bleibt der Aufruf, die schlesische Kirchengeschichte auch dieser Zeit neu zu schreiben. Daß dies nur in Wahrhaftigkeit gegenüber dem Geschichtsablauf geschehen kann, wird niemand bestreiten wollen. Daß auch Unrecht nicht beschönigt werden darf, sondern beim Namen genannt werden muß, sollte ebenso erkannt werden. Freilich wird dann auch nicht mehr möglich sein, die zwangs-

<sup>29)</sup> Vgl. L. Petry, a.a.O., S. 100 f.

<sup>30)</sup> Vgl. W. Marschall, a.a.O., S. 89 und S. 121.

weisen Maßnahmen zur Rekatholisierung, hinter denen alle Machtmittel der Zeit standen, zu parallelisieren mit den umstürzenden reformatorischen Strömungen und Maßnahmen in Stadt und Land, die einerseits in jahrhundertlangem Mißbrauch und andererseits in neuen Erkenntnissen aus der heiligen Schrift ihren Grund hatten.

Dieser Zeitabschnitt ist bis heute ein empfindlicher Punkt zwischen den Konfessionen. Hier hilft aber weder falsche Irenik noch ökumenische Verschwommenheit, sondern allein das Streben nach Wahrhaftigkeit, das an nüchterne Sachlichkeit gebunden ist.

Diese bewegte Zeit voller Spannungen, Auseinandersetzungen, voll Duldens und Ringens hat aber auch einen seltenen geistesgeschichtlichen Niederschlag gefunden. Ich kann hier nur auf das bekannte Schöfflerzitat hinweisen, denn sonst würde das ein eigenes Referat erfordern:

»Schlesien ist heiliger Boden deutscher Geistesgeschichte. Weil seine Söhne leben mußten unter kaum zu ertragenden Spannungen, erfuhren und ersannen sie neue Dinge. So seltsam es klingt: Nur das Schlesien großer Not, das Schlesien der Friedens-, Gnaden-, Grenz- und Zufluchtskirchen, das Schlesien unter unsagbarem Druck, nur das lutherische Schlesien ist das Schlesien der Dichtung und des neuen Denkens. Als die Leiden wichen, war auch das Ende des Segens da«<sup>31)</sup>.

<sup>31)</sup> Vgl. H. Schöffler, a.a.O., S. 240.

# Was das Katholische Pfarrarchiv Schmiedeberg Rsgb. über die Gegenreformation erzählt

von Konrad Feige, Ammersbek

Der am 12.9.1986 in 8934 Großaitingen verstorbene Arzt und Kirchenhistoriker Dr. med. Walter Roesch, der lange Jahre in Schmiedeberg Rsgb. praktiziert hat, hat mehrfach über die katholische Gemeinde und Kirche in Schmiedeberg geschrieben, aber auch, da die Kirche über 100 Jahre von 1549 bis 1654 Kirche der Evangelischen war, 1935 im Jahrbuch des Vereins für schlesische Kirchengeschichte über: »Die evangelische Geistlichkeit und Lehrerschaft Schmiedeburgs von der Reformation bis zur Gegenreformation im Jahre 1654«.

Das katholische Pfarrarchiv, das der Autor eifrig benutzt hat, hat viel Material für die Kirchengeschichtsschreibung enthalten. Im Jahre 1937 hat der Autor ein Heft geschrieben: »Die katholische Geistlichkeit von Schmiedeberg im Riesengebirge«, herausgekommen in Frankes Verlag und Druckerei, Otto Borgmeyer in Breslau. Diese Arbeit berichtet über die Ereignisse in der Zeit der Gegenreformation, die ich nun gern auswerten möchte. —

Nach Rückkehr der Kirche an die katholische Gemeinde 1654 verrichteten zunächst 3 Franziskaner aus dem Jauerschen Kloster die Seelsorge. »Vocati sunt tres Patres franciscani e monasterio Jaurovensi Bernardinus Latke (Lutke) et Maxentius Büttner vices Parochi peragentes, nec non Pater Julianus Daumann (Drumann), qui habebat nomen Capellani«<sup>1)</sup>. Die Spuren ihrer Tätigkeit finden sich heute noch in der ältesten Kirchenmatrikel, die von den Protestanten 1634 nach dem Kirchenbrande begonnen, nun von den Franziskanern weitergeführt wurde. Auch das erste Missale, das damals angeschafft wurde, ist noch vorhanden. Die Inschrift lautet: »Pro ecclesia S. Romana Schmiedeburgensi iterum reconciliata a Lutheranismo A. 1654. Deo sint laudes perpetuae«<sup>2)</sup>.

Im gräflich Tscherninschen Archiv zu Neuhaus in Böhmen findet sich ein Schreiben mit der Inhaltsangabe: »1654, März 18. Georg Dotzauer (Detzauer, Dezeunon) Hauptmann zu Schmiedeberg« berichtet »an Johann Humprecht Czernin über den Widerwillen der lutherischen Bürgerschaft gegen die eingesetzten katholischen Geistlichen und den Feldprediger des Generals Sporck und die Franziskaner«<sup>3)</sup>.

Die evangelischen Lehrer waren nach Absetzung der Pastoren im Amte geblieben, durften in der Schmiedeberger Kirche vor großer Zuhörerschaft eine

<sup>1)</sup> Kath. Pfarrarchiv, Protocollum ecclesiae Schmiedeburgense 1740/1.

<sup>2)</sup> Walter Roesch, Die katholische Geistlichkeit von Schmiedeberg i. Riesengeb., Breslau 1937, S. 7.

<sup>3)</sup> Abschrift im Prager Landesarchiv. Aus dem gräfl. Tscherninschen Archiv zu Neuhaus in Böhmen.

Predigt vorlesen und lutherische Gesänge anstimmen, nicht dagegen den katholischen Geistlichen während der Messe respondieren. Sie waren darum nicht zu bewegen, die übrige Musik im katholischen Gottesdienst auszuüben. Nicht einmal die Kinder wurden von den protestantischen Eltern in die Gottesdienste der Franziskaner gelassen. Bei der Beerdigung eines katholischen Soldatenkindes liefen sie davon, der Rektor und der Kantor folgten. Es schien nicht ratsam, gegen die Schullehrer ernstlich vorzugehen, da mit deren Absetzung die Flucht vieler Schmiedeberger Untertanen zu befürchten war, wodurch die Herrschaft hätte geschädigt werden können, vor allem wenn sich die Kaufleute von Schmiedeberg wegbegeben hätten<sup>4)</sup>.

Der jüngste der drei Franziskaner, Daumann, der als Kaplan nach Schmiedeberg gekommen war, konnte hier den Versuchungen, die der fast ganz protestantische Ort bot, nicht widerstehen und wurde evangelisch<sup>5)</sup>. Er war 1622 in Neisse als Sohn eines Schmiedes geboren. Er scheint in der Taufe den Vornamen Balthasar erhalten zu haben, während Julian sein Ordensname war. Bei den Jesuiten genoß er seine Erziehung, bis er bei den Franziskanern zu St. Maria in Rosis bei Neisse ins Kloster trat. In Schmiedeberg war er von 1654–1656 als Kaplan tätig, dann ging er heimlich nach Sachsen, wo er am 22. Februar 1656 öffentlich zur protestantischen Lehre übertrat. Die damals von ihm in der St. Nikolauskirche zu Leipzig gehaltene Revokationspredigt mit dem Titel »Stella Dei gratiosa« scheint noch erhalten zu sein. Daumann ist wohl in Sachsen gestorben<sup>6)</sup>.

Viele schriftliche Überlieferungen über die Kirche und ihre Geistlichen sind bei mehreren Kirchenbränden, vor allem 1633, ein Raub der Flammen geworden. Die Kirchenbücher und Urkunden wurden in früheren Zeiten über der Sakristei auf den hölzernen Seitenchören aufbewahrt. 1654 bei der Vertreibung der Pastoren sollen die Urkunden usw. absichtlich vernichtet worden sein, damit sie nicht in die Hände der Katholiken fielen. Die Pfarrchroniken der benachbarten Pfarreien klagen bitter über die Vernichtung der Urkunden und Kirchenbücher. Auch der letzte Schmiedeberger Pastor vor der Kirchenrückgabe (1654), George Werner, soll im Besitz alter Urkunden gewesen sein. So schreibt der Hirschberger Pastor Tralles, daß ihm Werner einen alten Brief mit Schaffgotschem Wappen aus dem Jahre 1392 zugesandt hätte<sup>7)</sup>.

Nach Eisenmänger kam 1401 Schmiedeberg an das Haus Schaffgotsch. Im Reichsgräflich Schaffgotschen Archiv zu Hermsdorf-Kynast soll eine Urkunde vom Jahre 1384 sein, nach der bereits in diesem Jahre Wenzeslaus, König von Böhmen, für »den mannigfältigen Dienst und die Trewe«, die ihm »Otto und

4) Joh. Ehrenfried Frietzche, Andenken derer Buschprediger. 1764.

5) Walter Roesch, S. 8.

6) Jubelbüchlein der Kirchengemeinde Schmiedeberg von Pastor Joh. Schulz. 1895.

7) Miscellaneen gentis Schaffgotschianae von Theodor Krausen, Striegau 1715, S. 14 – Mausoleum Schoff-Gotschianum von M. Joanne Tralles, Pastore Hirschbergensium. Leipzig 1612. Stemmatographia S. 3. Randbemerkung.

Götz Gebrudir Schoffe« geleistet haben, diesen neben Warmbrunn auch »das Smedeberg mit allen synen Rechten« verliehen hatte. Wir müssen demnach also von diesem Zeitpunkt an das Haus Schaffgotsch nicht nur als Besitzer von Schmiedeberg ansehen, sondern auch als Patron der Kirche<sup>8)</sup>.

Sicherlich hat Schmiedeberg während der Hussitenkriege ebenso sehr gelitten wie das benachbarte Buchwald<sup>9)</sup>.

Im Mai 1549 fand die protestantische Lehre hier auf Betreiben des Grundherrn als Kirchenpatron Eingang. Nach einem Bericht des »Boten aus dem Riesengebirge« Jahrgang 1847 war schon 17 Monate lang kein Gottesdienst in der Pfarrkirche mehr gehalten worden, und der letzte katholische Geistliche Schmiedebergs, Anton Felbiger, war nach Braunau verzogen. Da der Grundherr, Graf Schaffgotsch auf Fischbach, selbst die neue Lehre angenommen hatte, wurde jetzt in einer Ratssitzung die allgemeine Annahme der protestantischen Lehre beschlossen, obwohl noch drei katholische Schöffen dagegen Stellung nahmen<sup>10)</sup>. Der Sieg des Protestantismus von 1549 war so vollständig, daß bis 1654 die katholische Religion in Schmiedeberg fast untergegangen zu sein schien. 1635 wurde der Grundherr Schmiedebergs, der bekannte unglückliche Graf Ulrich Schaffgotsch, in Regensburg wegen Teilnahme des Grafen an den Plänen Wallensteins enthauptet. Damit war dem Landesherrn Gelegenheit gegeben, für die Ausbreitung seines Bekenntnisses, des katholischen Glaubens, in dem ehemaligen Schaffgotschen Gebiet ebenso zu sorgen, wie es von 1549 ab das Haus Schaffgotsch mit der evangelischen Lehre getan hatte. Der Schmiedeberger Pastor George Werner wurde daher ausgewiesen und an seine Stelle ein katholischer Geistlicher eingesetzt, der vielleicht den Namen Hornstein führte. Wahrscheinlich infolge Brandstiftung war kurz vorher das Pfarrhaus in Flammen aufgegangen. Nach Eisenmänger soll die Amtszeit von Hornstein zwei Jahre gedauert haben. Die große Kirchenreduktion von 1654 in den Erbfürstentümern Schweidnitz-Jauer änderte mit einem Schlage die kirchlichen Verhältnisse. Am 15.2.1654 wurde die Kirche und die alten Kirchenmatrikel den Katholiken ausgehändigt<sup>11)</sup>.

Der erste ordentliche Pfarrer nach der Kirchenrückgabe war Mattheus Böhm, der nach einem Streit mit dem Magistrat in Braunsberg/Ostpreußen nach Guttstadt ging und 1648 und 1653 wegen Mißhelligkeiten mit dem Kapitel und dem Propst resignierte. Mit Hilfe eines hohen Gönners, des Landeshauptmanns Freiherr von Nostiz, kam er nach Schmiedeberg. Er nannte in seinen Eintragungen zu den Trauungen das Riesengebirge »Montes Ribenzahl« oder »Ribenzahl«. Erzpriester war er dadurch geworden, daß in Hirschberg, dem ei-

8) Theodor Eisenmänger, der Kreis Hirschberg, seine Natur, Industrie, Bewohner, Verwaltung und Ortschaften. 1879.

9) Urkunde im Erzbischöflichen Diözesanarchiv zu Breslau.

10) Walter Roesch, S. 4.

11) Theodor Eisenmänger, Geschichte der Stadt Schmiedeberg. 1900 S. 18.

gentlichen Sitze des Archipresbyteriats zu dieser Zeit (während zweier Jahrzehnte) ein Pater der Jesuitenresidenz Pfarrer war und daher dem Schmiedeberger Pfarrer dieses Amt übertragen wurde. Seelsorgerlich scheint Böhm keine erfreulichen Erfahrungen gemacht zu haben. Das durch und durch protestantisch gesinnte Schmiedeberg war gegen die katholische Lehre eingenommen und hatte nach der Reformation, da hier nur evangelischer Gottesdienst gehalten werden durfte, alles Katholische abgestreift. So schreibt Böhm in der alten Kirchenmatrikel: 1659 »Copolati sunt paria 31, quorum nomina non Notata facio, quia omnes a praedicante, qui adhuc Schmiedeberge, copulati sunt.«<sup>12)</sup> Nur zwanzig Katholiken zählte man am Ort, darunter waren noch einige nicht einmal hier ansässig. Bei dieser geringen Zahl der Gläubigen war die Ausdehnung der Pfarrei um so größer: Fischbach, Buchwald und Arnsdorf unterstanden dem Schmiedeberger Pfarrer, wo die Verhältnisse noch schlimmer lagen, da der Schmiedeberger Geistliche oder sein Kaplan sich dort wochenlang nicht zum Gottesdienste einfinden konnte. Das größte Hindernis für die Rekatholisierung, die vom Kaiser geplant war, waren die von den reichen Schmiedeberger Kaufleuten unterhaltenen protestantischen Hauslehrer<sup>13)</sup>. Sie vertraten die Stelle der Pastoren und wurden schließlich selbst vielfach protestantische Geistliche. Es erging daher am 30. Dezember 1665 ein kaiserliches Reskript<sup>14)</sup>, wonach diese protestantischen Lehrer ebenso abgeschafft werden sollten wie 1654 die Pastoren. Der Stadtschreiber Springer mußte darum verhaftet und als Rädelsführer ausgewiesen werden. Mehrere Untertanen flohen<sup>15)</sup>.

An dem Kirchengebäude, das Pfarrer Böhm in Schmiedeberg vorfand, war die Zeit, da es ausschließlich protestantischem Gottesdienst diente, nicht spurlos vorüber gegangen. Sie hatte ihm vielmehr ganz besondere Formen der evangelischen Bethauskirchen aufgeprägt. Nach der Einführung der neuen Lehre genügte dieses Gotteshaus in dem volkreichen Orte den in Massen zusammenströmenden Kirchenbesuchern nicht mehr. Die Neuheit der Lehre zog Sonntag für Sonntag ganz Schmiedeberg und zwar vollzählig in die Kirche, wo nun bei dem Wortgottesdienst nicht mehr der Altar die Hauptsache war, sondern die Kanzel, von der die zweistündige Ansprache (die »Trostpredigt« mit Erwähnung der wichtigsten Tages- und Familienereignisse) gehalten wurde<sup>16)</sup>. Für die damals zusammenströmenden Massen reichte der Raum in der Kirche nicht mehr aus. Man schuf daher neuen Platz der Kanzel gegenüber durch so breite Seitenschiffe, daß der für die damalige Zeit typische Zentralbau das Ergebnis für diese Veränderung wurde. Nicht genug mit dieser Erweiterung, es wurde noch mehr Platz geschaffen dadurch, daß man mehrstöckige Chöre oder Büh-

12) Pfarrarchiv. Älteste Kirchenmatrikel ab 1634.

13) Jungnitz, Visitationsberichte, IV, 1 S. 99 u. S. 277.

14) Joh. Adam Hensel, Protestant. Kirchengeschichte. Leipzig und Liegnitz. 1768.

15) Eisenmänger, Gesch. der Stadt Schmiedeberg. S. 100.

16) Zeitschrift des Ver. f. Gesch. u. Altertum Schlesiens, Bd. 20, S. 66–67.

nen der Kanzel gegenüber, über der Sacristei und in der ganzen Breite der Kirche vor dem Turm einbaute<sup>17)</sup>. In dieser übergroßen Kirche hielt Böhm vor ganz wenigen Kirchenbesuchern den Gottesdienst (*vix deum habet praesentem*). Nur bei Begräbnissen wurde die Kirche voll, aber diese hat der protestantische Rektor der katholischen Ortsschule gehalten<sup>18)</sup>.

Die Kenntnis des Geburtstages der Kirche hatte sich also durch mündliche Überlieferung erhalten, die Kenntnis des Taufnamens war aber dem Gedächtnis der Schmiedeberger entschwunden<sup>19)</sup>.

Ein besonderer Umstand veranlaßte Pfarrer Böhm, im Jahre 1660 heimlich seine Schmiedeberger Pfarrei zu verlassen und die Pfarrhauseinrichtung mitzunehmen<sup>20)</sup>. Der Glaubenseifer der Schmiedeberger Protestanten ging so weit, daß sie unter großen Opfern ihre Kinder über die Grenzen des Jauerschen Fürstentums zur Taufe in die evangelische Kirche brachten, sich da trauen ließen, oder die Jauersche Friedenskirche zu diesem Zwecke aufsuchten. Da sie verpflichtet waren, dem katholischen Geistlichen in Schmiedeberg auch im Falle einer auswärtigen Taufe oder Trauung die Stolgebühren zu zahlen und ohne Bescheinigung des Ortsgeistlichen über Empfang der Stolgebühren nicht ausreisen durften, zahlten sie gern jede Summe, wenn ihnen der Pfarrer in Schmiedeberg nur den gewünschten Zettel aushändigte<sup>21)</sup>.

Diese ihre Notlage hatte Böhm ausgenutzt, vielleicht um die Schmiedeberger zu bewegen, sich die hohen Kosten zu sparen und sich katholisch taufen und trauen zu lassen. Er überspannte seine Forderungen über die gesetzlichen Taxen von 1654 und 1662 mit dem Ergebnis, daß sich die Schmiedeberger protestantische Bürgerschaft beschwerdeführend an das geistliche Amt in Breslau wandte<sup>22)</sup>. Einer bereits anberaumten Untersuchung dieser Angelegenheit entzog sich Böhm, der vielleicht kein reines Gewissen hatte, durch die Flucht nach Böhmen (1670). Da in demselben Jahre der Beginn der Schmiedeberger Kirchenrechnungen einsetzt, ist es anzunehmen, daß das geistliche Amt von Böhms Flucht an genaue Rechnungsführung auf jedem Gebiete verlangte<sup>23)</sup>. Lange scheint Böhm nicht mehr gelebt zu haben. Der Visitationsbericht von 1677 erwähnt ihn bereits als verstorben<sup>24)</sup>.

Böhms Nachfolger wurde im Jahre 1671 Friedrich Ferdinand Flade. Er wurde 1662 in Neisse Kaplan<sup>25)</sup>. In Schmiedeberg war er nur wenige Jahre Pfarrer. Am

17) Pfarrarchiv, *Protocollum ecclesiae Schmiedeburgense* 1740/1.

18) Z.B. »Die überaus volkreiche und sehr traurige Leichenbestattung des Herrn Valentini Wagners 1665 von Jeremias Schulzen, damals Rectore der Schulen in Schmiedeberg, anitzo aber Pfarrern zu Radmeritz in der Ober-Lausitz. Gedruckt in Zittau bey Kaspar Dehnen«.

19) Walter Roesch, S. 12.

20) Pfarrarchiv: Ungeheftete Blätter.

21) Jungnitz, *Visitationsberichte*. IV, 1. S. 98.

22) Pfarrarchiv: Ungeheftete Blätter.

23) Walter Roesch, S. 13.

24) Jungnitz: *Visitationsberichte*. IV, 1. S. 98.

25) ebd. I, 1 645.

12. Februar 1689 starb er in Ratibor<sup>26)</sup>. Pfarrer Flade legte in Schmiedeberg das »Kirchenbuch« an, das eine schöne Chronik der Pfarrei geworden wäre, wenn der Nachfolger es fortgesetzt hätte<sup>27)</sup>. Während seiner Schmiedeberger Tätigkeit macht die Innenausstattung der Kirche Fortschritte. So wurde zum dauernden Aufbewahren des Allerheiligsten ein Tabernakel auf den Altar gestellt, den der katholische Schöffe Stephan Wiesling (Wesling) 1647 staffieren ließ. Ein großer Kelch, den vor Jahren der Kaufherr Michael Böhm der Kirche verehrt hatte, wurde 1673 in ein Ciborium umgearbeitet<sup>28)</sup>.

Flades Nachfolger wurde Valentin Johannes Weiner, 1640 oder 1642 in Johannesberg geboren. Er besuchte in Breslau das Alumnat, studierte Philosophie und empfing 1665 die Priesterweihe. 1667 war er in Landeshut Kaplan und muß 1674 oder 1675 in Schmiedeberg Pfarrer geworden sein. 1680 verließ Weiner wieder Schmiedeberg und ging als Pfarrer nach Landeshut, während der Landeshuter Pfarrer Lux nach Schmiedeberg kam<sup>29)</sup>. Über die Seelsorge Weiners in Schmiedeberg geben die Visitationsberichte Auskunft<sup>30)</sup>. In Schmiedeberg gab es damals hundert Katholiken; ihre Zahl war also schon größer geworden. Die Schwierigkeiten in der Seelsorge blieben aber dieselben wie früher. Nur die Ärmsten in der Bevölkerung, die fast ganz protestantisch war, ließen sich vom katholischen Geistlichen taufen und trauen, weil sie nicht das Geld dazu hatten, die weite Reise nach einer evangelischen Grenzkirche oder nach der Jauerschen Friedenskirche zu machen. Wer es sich dagegen irgendwie leisten konnte, mied den katholischen Pfarrer und seinen Gottesdienst, begnügte sich mit häuslichem Postillenlesen und hielt sich – wenn es ihm die Mittel gestatteten – einen evangelischen Hauslehrer (»Winkelschullehrer«<sup>31)</sup>, der seinen Kindern einen Abscheu gegen alles Katholische einflößte. Zur Kirchfahrt ging man vom Riesengebirge aus, so auch von Schmiedeberg, nach Harpersdorf in der Langen Gasse<sup>32)</sup>. – Der Nachfolger, Georg Alois Lux, wurde 1630 oder 1633 in Freiwaldau geboren, studierte in Neisse und Graz, wurde Alumnus in Breslau und 1658 oder 1661 zum Priester geweiht<sup>33)</sup>. 1680 kam er nach Schmiedeberg, zuvor war er aber noch Pfarrer in Landeshut, da er mit Weiner tauschte<sup>34)</sup>. Er starb zu Schmiedeberg 1692<sup>35)</sup> und soll vor dem Hochaltar beige-  
setzt worden sein. –

Als größtes Hindernis in der Rekatholisierung der Bevölkerung erweisen sich die reichen Kaufleute, die über große Vermögen durch den Handel mit den ent-

<sup>26)</sup> Walter Roesch, S. 14.

<sup>27)</sup> ebd.

<sup>28)</sup> Jungnitz, Visitationsberichte. IV., I., 102.

<sup>29)</sup> Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg, Jungnitz, Visitationsberichte IV, 1. S. 102.

<sup>30)</sup> Jungnitz, Visitationsberichte IV, 1. S. 97.

<sup>31)</sup> Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg. – Jungnitz, Visitationsberichte IV, 1. S. 102.

<sup>32)</sup> Siegfried Knörlich, Die Zufluchtskirche zu Harpersdorf in Schlesien, S. 23.

<sup>33)</sup> Walter Roesch, S. 15.

<sup>34)</sup> Jungnitz, Visitationsberichte IV, 1. S. 278.

<sup>35)</sup> Chronik von Arnsdorf von Pfarrer Amandus Barsch (in kath. Pfarramt Arnsdorf).

legensten Ländern verfügen, auf ihren Reisen sich in katholischen Ländern den dortigen Verhältnissen des Handels wegen zwar gut anzupassen wissen, zu Hause aber sich als unbelehrbare Protestanten zeigen. Sie sind es, die den evangelischen Hauslehrern den Unterhalt geben. Etwa zuziehende arme Katholiken werden von ihnen gemieden und verachtet, so daß viele deswegen hier kein Unterkommen finden und sich nur wenige ausnahmsweise unter besonders günstigen Bedingungen halten können. Die Schmiedeberger Kirche wird nur bei Beerdigungen besucht, dafür aber eifrig die weite Kirchfahrt nach Jauer und vor allem nach den Grenzkirchen unternommen. Oder man begnügt sich mit den Buschgottesdiensten. »So war es auch am 2. Juni 1637 um die zweite, dritte und vierte Morgenstunde, als eine ungeheure Menschenmenge Schmiedeberg in seiner ganzen Ausdehnung verließ und eilends das Gebirge erstieg, um eine solche an einem verabredeten Orte festgesetzte Versammlung zu besuchen«<sup>36</sup>). Verbote dagegen, Androhungen von Strafen und Ermahnungen von der Kanzel erwiesen sich als machtlos. Mit dem Besuch der öffentlichen Schule neben dem Pfarrhaus stand es ebenso. Kaum der zehnte Teil der Kinder dieser damals sehr volkreichen Stadt – die Gebirgsorte waren damals besonders stark bewohnt<sup>37</sup>) – erschien zum Unterricht, die meisten gingen gar nicht in die Schule oder wurden von den evangelischen Hauslehrern unterrichtet<sup>38</sup>).

Dagegen machte die innere Ausstattung der Kirche Fortschritte. Der Capitaneus v. Bruck (gemeint ist wohl der gräflich Tscherninsche Amtshauptmann auf dem Neuhof) stiftete 1685 einen kleinen Altar mit dem Bilde der Passauer Gottesmutter<sup>39</sup>).

Der ganze gewölbte Kirchenraum in der Osthälfte des nördlichen Seitenschiffes scheint ehemals eine große Sakristei gebildet zu haben, und die heutige kleine Sakristei war vermutlich nur eine Schatzkammer zur Aufbewahrung der wertvolleren Kirchengeräte<sup>40</sup>), daher auch bis 1797 oder gar 1884<sup>41</sup>) nicht mit Fenstern, sondern nur mit schmalen Luken versehen. – Wahrscheinlich wurden damals über der heutigen Sakristei auf dem Seitenchore, das zweistöckig und von Holz war<sup>42</sup>), die Kirchenbücher aufbewahrt, wo sie dann leider bei den Kirchenbränden ein Raub der Flammen wurden<sup>43</sup>). Nach dem Tode des Pfarrers Lux wurde Arnsdorf auf Betreiben des dortigen Grundherrn v. Herberstein<sup>44</sup>) abgetrennt und zur selbständigen Pfarrei erhoben. Bald darauf folgte das Dorf Fischbach, zu dem die Buchwalder Kirche geschlagen wurde. Schmiede-

<sup>36</sup>) Codex diplomaticus Silesiae. Bd. 27, S. 275. Kirchenreduktionsprotokoll. 1654.

<sup>38</sup>) Walter Roesch, S. 16.

<sup>39</sup>) Pfarrarchiv Schmiedeberg. Protocollum ecclesiae Schmiedeburgensis.

<sup>40</sup>) Eisenmänger, Geschichte der Stadt Schmiedeberg, S. 65: »In der Sakristei und den beiden Turmkammern hatten die Leute viel versteckt. 1633«.

<sup>41</sup>) Kath. Pfarrarchiv. Kirchenrechnungen von 1797 und 1884.

<sup>42</sup>) Pfarrarchiv Schmiedeberg. Protocollum ecclesiae Schmiedeburgensis.

<sup>43</sup>) Walter Roesch, S. 17.

<sup>44</sup>) Arnsdorfer Pfarrchronik vom Pfarrer Amandus Barsch. 1804.

deberg hatte damit alle Filialen verloren<sup>45</sup>). Die so verkleinerte Pfarrei bekam zunächst auch keinen Pfarrer. Der Grund dafür war der, daß der Administrator der Schmiedeberger Pfarrei, Johannes Konstantin Pank, Pfarrer zu Hirschberg, Erzpriester und bischöflicher Kommissar, die Wiederbesetzung der Schmiedeberger Pfarrei verhinderte, weil der für die Pfarrei ausersehene bisherige Schmiedeberger Kaplan Tobias Georg Arnold Pank nicht genehm war. Zwei Jahre (?) blieb die Pfarrei unbesetzt<sup>46</sup>). Der Kaplan Arnold und ein Pater Johannes verrichteten die Seelsorgegeschäfte. Durch Vermittlung des Patronatsvertreters, des gräfl. Tscherninschen Amtshauptmannes Christoph Alexius Klein auf dem Neuhof in Schmiedeberg, gelang es dem Kaplan Arnold, zum Schmiedeberger Pfarrer ernannt zu werden. Zum Danke dafür fühlte sich Arnold zeit lebens dem Amtshauptmann gegenüber verpflichtet, »ab ore et nutu Capetanei nolens volens pendeat«<sup>47</sup>).

Tobias Georg Arnold war also Nachfolger. Er wurde um 1656 zu Schmottseifen geboren. Seine Studien machte er zu Braunau und Breslau und wurde 1684 auf den Tischtitel des Klosters Liebenthal zum Priester geweiht<sup>48</sup>). 1696 wurde er nach Überwindung der oben geschilderten Schwierigkeiten Pfarrer: »Anno 1696 die 13tia Mensis Decembris investitus fuit. Demum a RSSmo Domino Joanne Constantino Pancke Episcopali Commissario rite installatus Anno 1702 die 27. Mensis Novembris«, sagt sein Nachfolger Brückner von ihm<sup>49</sup>). Es wird ihm nachgerühmt, daß er ein milder, guter Mensch gewesen sei, der auch harte Worte sanftmütig ertrug. Stets sei er »clericaliter et in nigris etiam in itinere«<sup>50</sup>) anzutreffen gewesen. Er starb hier am 5. August 1722 und wurde auf seinen Wunsch in der Gruft der Kirchenvorhalle beigesetzt<sup>51</sup>). –

Zusammen mit dem Amtshauptmann Klein als Patronatsvertreter nahm Arnold im Innern der Kirche, die, wie bereits gesagt, ein ganz protestantisches Aussehen hatte, bauliche Veränderungen vor. Nach der Rückgabe der Kirche an die Katholiken (1654) war diese für die kleine katholische Gemeinde viel zu groß geworden. Namentlich die vielen Plätze auf den zwei- und selbst drei-stöckigen Chören waren ganz überflüssig geworden. Sie machten zudem die Kirche sehr düster und unfreundlich, da sie das Tageslicht abhielten. Diese Chöre wurden nun ganz beseitigt und für die Orgel, die sich im dritten Stockwerk befand, 1719 »ein unwandelbares Fundament und Grundfest« aus Ziegeln und Steinen erbaut<sup>52</sup>). Nun konnte auch das Kircheninnere weiter nach katholischem Bedürfnis umgestaltet und ausgeschmückt werden. Bereits 1704 hatte der Schmie-

45) *Protocollum ecclesiae Schmiedebergensis*.

46) ebd.

47) ebd.

48) Jungnitz, *Visitationsberichte*, Band 4, Teil 1, S. 278.

49) *Protocollum ecclesiae Schmiedebergensis*.

50) Diözesanarchiv Breslau: *Visitationsberichte 1718*.

51) *Protocollum ecclesiae Schmiedebergensis*.

52) ebd.

deberger Kantor Johann Bernhard Geyer einen Vierzeihnothelferaltar gestiftet, der an einem Pfeiler am Kircheneingange Aufstellung gefunden hatte. Das Altarblatt ist eine Willmannachahmung, das Original befindet sich in Prag in der Gesellschaft der Kunstfreunde (Prof. Kramac)<sup>53</sup>. 1711 bis 1714 baute Pfarrer Arnold selber einen Altar »Ad majorem Dei gloriam, Bmae Virg. Mariae, Storum Josephi, Annae et ceterorum Patronorum«, wie die Inschrift besagt. Nach einem heute noch vorhandenen Privatausgabenbuch des Pfarrers Arnold ist der Altar am 4. Januar 1713 fertiggestellt worden<sup>54</sup>. Im Jahre 1699 machte der Grundherr Hermann Jakob Tschernin der Kirche ein herrliches Geschenk. Er stiftete für die erste öffentliche Fronleichnamsprozession eine kostbare Monstranz, die der Schmiedeberger Goldschmied Christoph Knapp anfertigen mußte<sup>55</sup>.

Über die Seelsorge in dieser Zeit erfahren wir wenig. Die Zahl der Katholiken war inzwischen auf 216 angewachsen, worunter sich 194 Gefirmte befanden, gegenüber 2000 Protestanten am Ort. Lutherische Hauslehrer und Buschprediger arbeiteten weiter fleißig dem katholischen Ortspfarrer entgegen. Es dürften nur wenige Buschprediger dem Namen nach bekannt sein, da sie ja nur heimlich wirkten. Deswegen sei hier darauf hingewiesen, daß nach dem dortigen Trauungsbuch »1709 Majus den 5. Albinus Steyhmänn, Buschprediger bey Kauffung, mit Anna Maria, Michael opitzens Handarbeiters in Schmiedeberg, nach gelassener Tochter, in Jauerscher Vor-Stadt kopuliret« wurde<sup>56</sup>.

1706 hofften die Schmiedeberger Protestanten, die Genehmigung zum Bau einer Gnadenkirche in Schmiedeberg zu erhalten<sup>57</sup>. »1706, den 7. August, wollten wenig Stuben allhier in Schmiedeberg sein zu finden, wo man nicht die Bildnuss Ihro Majestät des Königs von Schweden ehrerbittig aufzurichten geschaffet«<sup>58</sup>. Heimlich sammelte man von Haus zu Haus für ein Geschenk, damit der König, wenn möglich gar die Rückgabe der Schmiedeberger Kirche an die Protestanten durchsetzte<sup>59</sup>. Allein ihre Hoffnungen waren umsonst. Hirschberg und Landeshut erhielten die Gnadenkirchen. Die Buschprediger waren freilich damit nicht einverstanden und traten nun in einen gewissen Gegensatz zu den Geistlichen an den Gnadenkirchen<sup>60</sup>.

Nach Pfarrer Arnolds Tode wurde sein Kaplan Philipp Franz Brückner in Schmiedeberg Pfarrer. Brückner wurde um 1676 in Liebenthal geboren<sup>60</sup>. 1702 wurde er in Breslau immatrikuliert<sup>61</sup>, 1704 zum Priester geweiht. Nach seinen

<sup>53</sup>) Walter Roesch, S. 19.

<sup>54</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Cap. 1 Sect. II Nr. 11.

<sup>55</sup>) ebd.

<sup>56</sup>) Diözesanarchiv Breslau: Visitationsberichte 1718.

<sup>57</sup>) Joh. Adam Hensel, Protestant. Kirchengeschichte Leipzig, Liegnitz 1768, S. 757.

<sup>58</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg. Predigt des Pfarrers Brückner 1725 an der St. Nepomuk Statue bei deren Einweihung (Ungeheftet).

<sup>59</sup>) Protocollum ecclesiae Schmiedeburgensis.

<sup>60</sup>) Walter Roesch, S. 21.

<sup>61</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg. Cap. 2 Sect. VII Nr. 5.

Angaben wurde er am 20. August 1705 in Schmiedeberg Kaplan, 1710 Pfarrer in Fischbach und als solcher am 31. Januar 1711 investiert. 1722 kam er als Pfarrer nach Schmiedeberg (investiert 24.11.1722). Am 16.12.1732 trat er dem Priesterverein »Familia Carolina« bei<sup>62</sup>). Während der Kriege um Schlesien zog er sich eine Infektion bei der Betreuung der Soldaten zu, der er am 25. August 1745 erlag. Er wurde in der Pfarrgruft im Presbyterium beigesetzt »versus altare majus«<sup>63</sup>). –

»1730, den 14. April, als der so bescheidene und fromme Pfarrer Brückner aus Schmiedeberg nebst seinem Kaplan Krischta und Glöckner abends um 6 Uhr aus Steinseiffen nach Hause gingen, trafen sie unterwegs auf den Steinseiffener Feldern (an dem »Ziegenrücken«) eine große Anzahl Steinseiffener Kinder, welche unter Beistand Erwachsener ein Privat Gebethe hiltten und sangen. Da nun dies von der Landesregierung strenge verboten war, warnten sie dieselben vor dieser unordentlichen Andacht. Aber statt das Wohlwollen dieser Verordnung zu erkennen, wurden sie erbittert, schlugen den benannten Pfarrer Brückner samt seinem Gefolge. Brückner zeigte diese Mißhandlung dem hiesigen (Arnsdorfer) herrschaftlichem Amte an, worauf drei mitschuldige Kerls eingezogen und examiniert wurden; weil sie aber anfangs alles leugneten, wurden sie noch strenger arretiert, bis sie ihre Tat eingestanden, worauf ihr Attentat dem Kaiserl. Königl. Amte zu Jauer angezeigt wurde, welches sie zur Korrektion des dasigen Stockhauses forderte, wohin sie auch am 29. August a. c. geschafft wurden«<sup>64</sup>).

Von diesen drei Übeltätern bekam Hans Georg Wehner eine dreijährige, Hans Christoph Hertwig eine zweijährige Strafe von öffentlicher Zwangsarbeit in Jauer, während der dritte Emanuel Säumel (?) anscheinend freigesprochen wurde<sup>65</sup>). Den Bestraften war es nicht gestattet, Berufung einzulegen<sup>66</sup>). Daß er »viele schlaflose Nächte gehabt hatten«, erzählt Brückner selber<sup>67</sup>). Man trachtete darnach, ihn wirtschaftlich zu ruinieren, ihm die »in usu observierten Stola aufs Äußerste zu beschneiden ... , wie denn auch dessentwegen viele 100 von denen abgelebten Evangelischen in Hirschberg, Landeshut, Fischbach (anderer örther zu geschweigen) sich freywillig von dem ordinarien katholischen Parocho begraben, auch wohl kopulieren lassen, aber in Schmiedeberg zwinget man die Parochianos, daß sie Ihre Todten pur allein durch Assistenz Ihres Evangelischen Predigers müssen begraben lassen, obwohl Ihrer viele derley actus gerne wolten Von IHrem alten Pfarr Verrichten lassen«<sup>68</sup>).

In einer Beschwerdeschrift an den König selbst schreibt Brückner: »Anderens muß ihr zu aufruhr geneigter sinn sich an den tag legen: daß als wir am fest-

<sup>62</sup>) Aug. Meer, Familie Carolina, Breslau 1888, S. 41, Nr. 34.

<sup>63</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Protocollum eccl., De successione Parochorum.

<sup>64</sup>) Kath. Pfarramt Arnsdorf bei Schmiedeberg: Chronik des Pfarrers Amand Barsch. 1804.

<sup>65</sup>) Staatsarchiv Breslau: Rep. 40, Stadt Schmiedeberg, II, Nr. 3.

<sup>66</sup>) Staatsarchiv Breslau: Schweidnitz-Jauer X 19 1. – Diözesanblatt für den Klerus der Fürstbischöflichen Breslauer Diöces, 1. Jahrgang, S. 141.

<sup>67</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg. Cap. 1, Sect. II, Nr. 8.

<sup>68</sup>) ebd.

tage Ss. Corporis Christi nach allergnädigster Königl. genehmhabung die feyerliche Procession zu halten und, wie vorgehndt beständig geschehen, Eines aus denen Vier altären am ende undt an der Ecke des Gerichtshauses, am Thore dess allda befindlichen herrschaftlichen Wageambtes unter denen fenstern des darüber wohnenden Gerichtsvogtes oder burgermeisters — wie es zu allen Zeiten an solchem orthe gewesen — aufrichten wollen. Sie sich stürmisch zu widersetzen gedrohet, auss ursache, weilten solches nach Ihrer Einbildung zu nahe in Ihrem bet-hause sein solte.« Bei der Prozeßion selber kam es weiter zu Störungen, welche »in denen benachbarten Städten Hirschberg, Landeshut und anderen orten keineswegs verübet worden«<sup>69)</sup>. »Wir Katholischen haben die Evangelischen in ihren Andachten nicht mit einigem Willen turbiret und als an einem ihrem Bußtage ein einfältiger Armer katholischer Zimmermann hart an seiner Wohnung in einem abgelegenen Garten nur eintzig und allein ein Stückel Holz behacket — welches doch wider mein wissen geschehen — ist solches allsogleich vor ein großes gravamen angesehen worden, ihm auch in flagranti durch allhiesigen Accis-Einnehmer die Axt hinweggenommen, er auch darüber mit Gefängnis bedroht worden, obschon ihm sodann das Zimmerbeil zurückgestellt und er Zimmermann von der Incarcerierung befreit worden«<sup>70)</sup>. »Es geschahe ferner in die Octava bemeldeten fronleichnambs festes, ... daß die alhiro auf werbung stehend H: Leutnambte nach vollendeter andacht einen unteroffizier an mich gesendet mit dem ernstestem befehl in folgenden formalien, ich solte alsogleich den doppelten adler hinwegschaffen, den ich hätte herumgetragen an dem Silberwerk — der von uns so genannten Monstranz —, in welchem das heiligtum gewesen, welches ansinnen mir umb so viel frembder vorkommen mußte, alldieweil an solchem uralten silberwerek nicht das mindeste von einem doppelten adler zu ersehen ist«<sup>71)</sup>. Die Monstranz zeigt tatsächlich keine Doppeladler, nur eine Krone mit böhmischen Steinen verziert. Dieser Sturm gegen den Doppeladler mag dazu geführt haben, daß man damals dem heute noch vorhandenen Messingkronleuchter der Kirche beide Flügel des Doppeladlers, den er zeigt, genommen hat, um ihn unkenntlich zu machen, während man den weniger auffälligen Doppeladler am Türgriff der alten schweren eichenen Eingangstür bestehen ließ<sup>72)</sup>. Wir wissen nicht, ob König Friedrich II. auf Pfarrer Brückners Beschwerdeschrift geantwortet hat<sup>73)</sup>.

Nun hatte sich die Störung der Schmiedeberger Prozeßion unter den Fenstern der beiden Pastoren zugetragen, so daß diese »Spectatores unserer Prozeßion gewesen und mithin über diese und geschehene Turbation Testes omni exceptione Majores selbst« sein mußten<sup>74)</sup>. Es ist daher möglich, daß gerade

69) ebd.

70) ebd.

71) ebd.

72) ebd.

73) Walter Roesch, S. 24.

74) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Cap. I, Sect. II, Nr. 8.

die Schmiedeberger Vorgänge den am 20. Juni 1742 ergangenen königlichen Spezialbefehl veranlaßten. Sein Inhalt lautet: »Es sind seit einiger Zeit sowohl von Protestanten als Katholiken viel Klagen über das Betragen der in unserem Herzogtum Schlesien hin und wieder angestellten evangelischen Prediger bey uns eingelaufen, indem sich einige derselben, anstatt daß sie ihrer Pflicht und Beruf gemäß den Katholiken mit Liebe und Moderation begegnen sollten, dem Verlauten nach gleichsam ein Werk daraus zu machen scheinen, selbige zu irritieren und nicht allein den katholischen Pfarrer an ihrem wohlhergebrachten und von uns konfirmierten Juribus und Emolumentis auf alle Weise Eintrag zu Tun, sondern auch dieselben durch anzügliche und einem evangelischen Prediger ganz unanständige Discurse und Schmähung zu kränken und mißmutig zu machen, wodurch nicht nur die Lehre des Evangeliums verlästert, sondern auch die nöthige und von Uns anbefohlenen gute Harmonie und Vernehmen zwischen den beyderseitigen Religionsverwandten in Schlesien gefährdet und zu allerhand anderen unangenehmen und unserem höchsten Interesse praejudicierliche Folgen Anlaß gegeben wird, gleichwie ein Solches unseren auch bekannt gemacht Principiis und gnädigster Intention schnurstracks entgegen ist; so haben Wir Euch hiermit nochmals in Gnaden erinnern wollen, solchen Unfug durchaus nicht anzusehen, sondern auf alle Weise zu steuern ... Friedrich, König«<sup>75)</sup>

Interessant ist die Stellungnahme des bischöflichen Amtes zu diesen Vorfällen: Brückner soll »diese geschehene Turbation aufs künftige Jahr etliche Wochen ante Theophoriacam processionem vorstellig machen und umb remedur suppliciren, damit also dazumahlen, wenn es nötig sein wird, diesem malo occurrit werden möchte«<sup>76)</sup>.

1740/41 schrieb Brückner eine sehr wertvolle Geschichte der Schmiedeberger Kirche, das »Protocollum ecclesiae Schmiedebergensis«, bricht aber seine Darstellungen mit dem Einmarsche der Preußen in Schlesien ab<sup>77)</sup>.

In Brückners Amtszeit fällt die Wiedererstehung der Schmiedeberger Annakapelle. Nach Naso<sup>78)</sup> soll auf dem kleinen Berge in Mittelschmiedeberg bereits 1312 eine Klausnerin Maria Barbara Heigewaldin gewohnt haben. Zu der dort oben gleichfalls befindlichen Kapelle bestand eine Wallfahrt vor der Reformation, die sehr ansehnlich gewesen sein soll. Das Kirchlein war mit einer Widmut dotiert, die in der Reformationszeit spurlos verschwand<sup>79)</sup>. Nur Ruinen hatten sich aus jener Zeit erhalten. Dem Grafen Tschernin als Grundbesitzer der Herrschaft Schmiedeberg ist es zu verdanken, daß sich aus den Ruinen ein schmukkes Kirchlein 1727 erhob, zu dessen Wiederaufbau der eifrige Verehrer der hl. Anna, der damalige Prior von Warmbrunn und spätere Abt von Grüssau, Inno-

<sup>75)</sup> ebd.

<sup>76)</sup> ebd.

<sup>77)</sup> Walter Roesch, S. 25.

<sup>78)</sup> Naso, Phönix redivivus.

<sup>79)</sup> Jungnitz, Visitationsberichte IV, Teil 1, S. 98.

cens Fritsch, die Veranlassung gegeben haben soll<sup>80</sup>). In Schmiedeberg selber bemühte sich um den Neubau vor allem der Tscherninsche Amtshauptmann Christophorus Alexius Klein auf dem Neuhof<sup>81</sup>). Der bekannte Hirschberger Baumeister Kaspar Jentsch schuf in Ellipsenform das neue Kirchlein, das er so anmutig auf den Berg stellte, daß es unter Kunstdenkmalschutz steht. Die Einweihung begann mit einer Prozession von der Stadtkirche aus auf den Berg am Tage vor Mariä Geburt 1727<sup>82</sup>).

Die Liegnitzer Äbtissin Scholastica Geyer O.S.B. ließ es sich nicht nehmen, ihrer Heimat (sie entstammt der Kantorfamilie Geyer in Schmiedeberg) durch die Stiftung des Altars für die Annakapelle zu gedenken. Die Altarbilder (St. Anna selbdritt und die hl. Dreifaltigkeit) malte der Schmiedeberger Maler Johann Gottfried Lorenz 1765; leider wenig schön. Die kleine Glocke auf dem Türmchen verehrte der Kaufherr Johann Habereyn, den Messingkronleuchter mit sechs Armen Joseph Adrian Habereyn, juris Practicus, laut Inschrift (heut in der Pfarrkirche), ein Meßglöcklein der Knabe Habereyn als Meßdiener, und »Fr. Gabriel Habereyn, des heiligen Cistercienserordens im hochfürstl. gestüfte Grüssau Wohlehrwürden«, stiftete 50 Rthl.; Johann Heinrich Buchwald, ein Protestant, obrigkeitlicher Obermüller, schenkte zinnerne Leuchter, die eiserne Stange zum Kreuz und eine Ampel<sup>83</sup>). Im siebenjährigen Kriege muß die St. Annakapelle Kriegszwecken gedient haben, denn 1763, den 18. Juli, erging die »Licentia reconciliandi ecclesiam S. Annae in Schmiedeberg pro Joanne Schuch«, dem damaligen Pfarrer<sup>84</sup>).

1723 erwies sich der Kirchhof, der bis dahin wohl nur kreisförmig sich eng an die Kirche anschloß, als zu klein. Er wurde daher auf Betreiben des Pfarrers Brückner nach Süden zu entlang der »via publica, so auf die Hütteweide des bürgerlichen Viehs, wie auch ad locum publici supplicii leitet«, vergrößert<sup>85</sup>). Das dort an dieser Straße, der heutigen Schießhausstraße, errichtete Kirchhofs-Tor trägt diese Jahreszahl 1723. —

1733 ist der Verlust des »strittig gewesten, nunmehr aber gänzlich von der Kirche hinweggefallenen Waldes« zu beklagen<sup>86</sup>). Die Sache verhielt sich so: Die Kirche besaß auf dem Landeshuter Kamme nach Kupferberg zu im Anschluß an den heute bis an die Fresensteine heranreichenden Kirchenwald einen noch weit größeren Wald, den ihr der durch seine Prozeßsucht bekannte, gewalttätige Christophorus Ferdinand Freiherr v. Fürst, der zugleich Graf v.

<sup>80</sup>) Kath. Pfarrarchiv Alt-Reichenau: Roman Rother O. Cist. Annabuch.

<sup>81</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Protocolum eccles.

<sup>82</sup>) Walter Roesch, S. 25.

<sup>83</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Cap. 2, Sect. III, Nr. 1.

<sup>84</sup>) ebd.

<sup>85</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Protocolum eccles.

<sup>86</sup>) ebd.

Nimptsch und Herr auf Ölse bei Striegau war, ein steinreicher Mann, streitig machte<sup>87)</sup>.

Über 100 Jahre schon bestanden Unklarheiten über das Besitzrecht, zu dem wohl auch die Grenzunsicherheit infolge des dreißigjährigen Kriegs beigetragen haben mochte. Da begann der Kirchwaldförster Nitsch die Unvorsichtigkeit, einen »Rothenzecher Pauren«, der für den Freiherrn v. Fürst Holz aus dem »Streitwalde« holte, bei einem Wortwechsel zu erschießen. Alle Reisen, die nun Pfarrer Brückner im Interesse der Rettung des Waldes für die Kirche unternahm, nützten nichts, da nun auch das geistliche Amt für die Schmiedeberger Kirche nicht mehr energisch eintreten wollte. So ging dieser bedeutende Waldbesitz der Kirche endgültig verloren<sup>88)</sup>.

Brückner hatte die Freude, seine Kirche durch Stiftungen weiter bereichert zu sehen. Nachdem er schon 1725 auf der Kirchbrücke die Barockstatue des heil. Johannes von Nepomuk mit einer öffentlichen Rede, deren Entwurf sich heute noch im Pfarrarchiv vorfindet, einweihen konnte, folgte 1727 die Stiftung eines Bildes des hl. Johann von Nepomuk für die Kirche, das laut Wappen und Jahreszahl 1727 vom Hause Tschernin gestiftet und von »J.G.L.« (= Joh. Gottfried Lorenz) gemalt worden war. 1751 wurde es in einen besonderen St. Johann Nepomuk-Altar eingesetzt, der für 16 Rthl. von einem Tischler David Reys verfertigt wurde<sup>89)</sup>.

In der Seelsorge hatte Pfarrer Brückner wie seine Vorgänger mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Zahl der Katholiken nahm aber weiter zu, 1725 empfingen 267 Katholiken die Ostersakramente<sup>90)</sup>. Kurz vor der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich II. hielten (März 1740) die Jesuitenpatres Franciscus Dermisseck und Joachim Ulrici in Schmiedeberg eine Volksmission ab. Von hier begaben sie sich nach der Arnsdorfer Pfarrei und errichteten dort nach Beendigung der Mission an den Grenzen dieser Pfarrei nach den vier verschiedenen Himmelsrichtungen zum Andenken an diese Tage religiöser Einkehr Missionskreuze, von denen sich u.a. das an der Arnsdorf-Schmiedebergischen Grenze an der Brücke über das Forstlangwasser hinter der Brauerei zu Buschvorwerk an der Straße nach Steinseiffen bis heute erhalten hat<sup>90)</sup>.

Die eigentliche Gegenreformationszeit war mit der Inbesitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen beendet. Aber auch in dieser Zeit wurden Dinge ganz im Sinne der Gegenreformation getan. Brückners Kaplan Johannes Christophorus Schuch wurde der folgende Pfarrer Schmiedebergs. Sein Geburtsjahr ist wahrscheinlich 1699, sein Geburtsort Ziegenhals gewesen. Er studierte an

<sup>87)</sup> Pfarrer Kaufmann Kupferberg: Die Kapitalien des Frh. v. Fürst. – Der Wanderer im Riesengebirge, Band II, S. 51 – Walther, Ant. Balth.: Silesia diplomat. Tomus II, Breslau 1742, Seite 489. – Sammlung kaiserl. Privilegien des Landes Schlesien. 2, T. 1139, S. 164.

<sup>88)</sup> Katholisches Pfarrarchiv Schmiedeberg: Protocollum eccl.

<sup>89)</sup> Kirchenrechnung.

<sup>90)</sup> Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg, ungebundene Blätter.

der Breslauer Jesuitenuniversität, wo er 1717 immatrikuliert wurde<sup>91</sup>). Die Schmiedeberger Malerfamilie der Lorenz malte noch 1749 die Deckengemälde auf eine neue Holzdecke, und Anton Dorasil schuf durch 26 Kragsteine einen wirkungsvollen Übergang von der Holzdecke zu den Mauern und Pfeilern der Kirche<sup>92</sup>).

Bei dieser großen Neueinrichtung der Kirche nahm man sicher auch die schon geschilderten Veränderungen an der Sacristei vor, die dahin gingen, daß nur noch die ehemalige Sacristeischatzkammer für die Sacristei bestimmt wurde, der ganze übrige ehemalige Sacristeiraum aber, der sich heute noch durch die steinernen Wölbungen im Nordosten der Kirche in Erinnerung bringt, zum Kircheninnern geschlagen wurde<sup>93</sup>).

Da der alte Hochaltar und die alte Kanzel Pfarrer Schuch nicht großartig genug waren, ja »Altare majus et Ambona non ad decorem, sed ad dedecus potius dicendum ecclesiae sunt«, wie er sagt<sup>93</sup>), mußte Dorasil den großartigen Hochaltar schaffen, der heute noch die Kirche ziert, und eine Kanzel arbeiten, die wohl »nach dem von Ihro Hochfürstl. Bischöfl. Durchl. approbierten Rieß, jedoch noch etwas properer« ausfallen sollte<sup>94</sup>). 1756 folgte noch der Dorasil'sche Marienaltar<sup>95</sup>).

So war eine schöne Innenausstattung der Kirche geschaffen worden, die fast ganz den Eindruck der ehemaligen protestantischen Zentralkirche verwischt hatte<sup>96</sup>).

Schuch war der erste Pfarrer, der mit Bauten am Kirchturm Schwierigkeiten hatte. Die Stadt hatte nämlich die Verpflichtung, für den oberen Teil des Turmes Sorge zu tragen, da er von ihr errichtet war und der Turm als »splendor civitatis« galt<sup>97</sup>). Nun hatte 1774 ein Sturmwind die stolze, doppelt durchbrochene Spitze abgeworfen und niemand wollte sich um den Schaden kümmern. Schuch erklärte, es gehe ihn nichts an, die Stadt glaubte, als Königliche Immediatstadt Verpflichtungen dieser Art gegen die Kirche nicht mehr zu haben. Erst nach mehreren Tagen holten sechs Bürger den auf dem Kirchhof liegenden Turmkopf auf das Rathaus<sup>98</sup>).

In Pfarrer Schuchs Amtszeit fällt der Wechsel des Kirchenpatronats. In dem preußisch gewordenen Schmiedeberg war der böhmische Graf Tschernin als Grundherr nicht mehr gern gesehen. Deswegen gab ein 1746 ausgebrochener Stadtbrand, bei dem die herrschaftlichen Angestellten auf dem Neuhof der

<sup>91</sup>) Nach bereitwilliger Auskunft des Herrn Univ. Prof. Andreae in Breslau.

<sup>92</sup>) Kirchenrechnungen.

<sup>93</sup>) Walter Roesch, S. 29.

<sup>94</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Cap. 2, Sect. VII, Nr. 4.

<sup>95</sup>) Kirchenrechnungen.

<sup>96</sup>) Walter Roesch, S. 30.

<sup>97</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Aktenstück »Chronologische Nachrichten«.

<sup>98</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Aktenstück »Chronologische Nachrichten« und Cap. 2, Sect. VII, Nr. 5.

Stadt angeblich nicht die nötige Unterstützung zuteil werden ließen, dem Könige Anlaß, dem gräflichen Hause den Besitz der Herrschaft Schmiedeberg zu verleiden. Friedrich II. verfügte kurzer Hand, daß die Einkünfte des Grundherrn nicht mehr an diesen gezahlt werden dürften, sondern zum Wiederaufbau der Stadt verwandt werden müßten, an deren Wohl er wegen Schmiedebergs blühenden Leinenhandels sehr interessiert war<sup>99</sup>). Hatte doch die neue Grenze gegen Böhmen sowieso schon dem Handel geschadet. Es kam daher dahin, daß man sich seitens des Tscherninschen Hauses 1747 zum Verkauf der Herrschaft Schmiedeberg entschloß. Auf Anordnung Friedrich II. erwarb nun die Stadt das Rittergut, weil der König sich weiteres Aufblühen des hiesigen Gewerbefleißes durch diese Maßnahme versprach<sup>100</sup>). Dadurch wurde jetzt die Stadt zugleich Patron der katholischen Kirche. Leider aber hatte sich der König in seinen Plänen getäuscht, denn die Schmiedeberger waren nicht in der Lage, den großen Grundbesitz richtig zu verwalten, sondern häuften bald Schulden auf Schulden und ließen eine derartige Mißwirtschaft einreißen, daß 1763 der Kaufherr Pantzer ungestraft illuminieren durfte: Unordnung erhält Schmiedeberg<sup>101</sup>).

Über den Gottesdienst zu Pfarrer Schuchs Zeiten erfahren wir aus einem Schreiben seines Kaplans Scherni<sup>102</sup>), daß Schuch im Alter sehr unpünktlich geworden, so daß der Gottesdienst manchmal erst um 10 Uhr begann. Erst nach dem Hochamte hielt der Kaplan die Predigt. Die Kirche war damals gut besucht, nicht von Schmiedebergern, sondern durch zahlreiches böhmisches Volk, das Sonntag für Sonntag hier zum Buttermarkte erschien<sup>103</sup>).

Viele katholische Kinder besuchten die evangelische Schule, da der katholische Lehrer keine für den Unterricht geeignete Person war<sup>104</sup>). Zur Zeit von Pfarrer Schosky wird berichtet, daß der alte Taufstein, den die Protestanten 1634 nach dem Kirchenbrande angeschafft hatten, 1792 durch einen neuen von Kauffunger Marmor ersetzt wurde, der wieder neben dem Mariahilf-Altar aufgestellt wurde<sup>105</sup>).

Zu Pfarrer Thiesners Zeiten »stiftete 1833 der Schmiedeberger Gutsbesitzer Franz Joseph Schwarzer (Liebauerstr. 20, in dem späteren Kommerzienrat Pohlschen Gute, wohnhaft) eine St. Joachimskapelle am Rande des zum Gute gehörenden Waldes unterhalb der Grenzbauden, nicht weit vom Hellebach entfernt, und zu deren Unterhaltung ein Kapital von 100 Talern. Der Bau fiel sehr bescheiden aus, so daß er sich für einen Meßgottesdienst nicht eignete<sup>106</sup>). Au-

<sup>99</sup>) Eisenmänger, Geschichte der Stadt Schmiedeberg, S. 117 u.f.

<sup>100</sup>) ebd.

<sup>101</sup>) ebd. S. 194.

<sup>102</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Cap. 2, Sect. VII, Nr. 5.

<sup>103</sup>) ebd.

<sup>104</sup>) ebd.

<sup>105</sup>) Das alte Taufbecken, 21 Pfund schwer, wurde für 11 Reichstaler der Kirche zu Klein-Aupa verkauft.

<sup>106</sup>) Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Himpe: Advertenda in Visitatione Parochiarum.

ßerdem befand sich seit Jahren das Kapellchen in protestantischen Händen und hatte durch Feuchtigkeit gelitten. Das kleine Altarblatt wurde vor einer Reihe von Jahren durch Frl. Pohl, eine Kunstmalerin in München, deren Eltern das Schwarzersche Gut erworben hatten, erneuert. Pfarrer Thiesner weihte das kleine Gotteshaus ein, dessen Geschichte sich in einem handgeschriebenen Buche in der Schwarzerschen Familie (Liebauerstr. 21) bis heute erhalten hat<sup>107)</sup>.

Über Pfarrer PellDRAM findet sich in der Kirchenstandsliste von 1844 der Vermerk, daß an Kirchenstandsgeldern in diesem Jahre gegenüber dem Vorschlag deswegen mehr eingegangen wäre, »weil während der Amtszeit des Pfarrers PellDRAM einige evangelische Gemeindeglieder sich Stände gemietet«; sicher eine außergewöhnliche Erscheinung, daß Evangelische den katholischen Gottesdienst besuchten, um den Pfarrer predigen zu hören! Eisenmänger sagt u.a. von ihm: »In seiner hiesigen Gemeinde hatte er sich als Geistlicher und Mensch die allgemeine Liebe erworben. Sein Verhalten zur evangelischen Geistlichkeit war sehr herzlich«<sup>108)</sup>.

Von Pfarrer Karl Himpe heißt es: »Als Seelsorger der Katholiken Schmiedeburgs hat er hier nicht viel Erfreuliches erlebt. So war das Verhältnis zu den hiesigen Pastoren kein Gutes. 1856 hatte z.B. der Pastor Neumann eine evangelische Beerdigung in der Friederizianischen Kapellengruft neben dem Turm der katholischen Kirche vorgenommen und dabei eine Ansprache gehalten, ohne Pfarrer Himpes Genehmigung dazu eingeholt zu haben, wozu er nach Theil II, Tit. 11, § 189 des allg. Landrechtes verpflichtet gewesen wäre. Die Folge davon war eine schriftliche Auseinandersetzung, während welcher Neumann behauptete, der Kirchhof um die katholische Kirche wäre ein städtischer Kommunalfriedhof<sup>109)</sup>. An seinen katholischen Schäflein hatte Himpe gleichfalls keine Freude. *»Diese Verhältnisse sind hier so furchtbar desolat, wie vielleicht sonst an keinem Orte des Bistums. (Ebenso äußerte sich sein Nachfolger Maliske.) Ich stehe ratlos da, wenn ich voraussichtlich wirksame Maßnahmen zur Abhilfe vorschlagen soll ... Von 600 Kommunikanten kommen zur Osterzeit ... 200 gewiß gar nicht. Von 600 Erwachsenen sind regelmäßige Besucher des hl. Amtes 60–80. Ca. 100 kommen außer diesen alle 14 Tage bis 3 Wochen ... Im Bergwerk, in den Fabriken, in den Mangelhäusern wird ungestraft auch am Sonntage gearbeitet. Ein trauriger Stumpfsinn für alles Höhere ist wie an den Alten so auch an den Kindern bemerkbar ... Empörend ist die Zahl der Konkubinate«<sup>110)</sup>.*

1875 ging Himpe in der Freilegung der Kirche einen Schritt weiter. Waren 1892 nach dem Brande bereits einige Häuser an der Straße abgebrochen worden, so wurde nun die massive Kirchhofsmauer an der Hauptstraße im oberen Teile durch einen eisernen Zaun ersetzt, die kapellenartigen Grüfte an der

<sup>107)</sup> Walter Roesch, S. 36.

<sup>108)</sup> Eisenmänger, Geschichte der Stadt Schmiedeburg, S. 218.

<sup>109)</sup> Kath. Pfarrarchiv Schmiedeburg: Cap. 2, Sect. VI, Nr. 2.

<sup>110)</sup> Kath. Pfarrarchiv Schmiedeburg: Schreiben Himpes an den Fürstbischof.

Nord- und Ostseite der Kirche abgetragen, so daß nun die Kirche von dieser Seite her für den Blick völlig freilag<sup>111)</sup>.

Der gänzliche Verfall der städtischen Finanzen führte zur Dismembration der Herrschaft Schmiedeberg, die der Patron der katholischen Kirche war. 365 verschiedene Besitzer hatten sich in die ehemalige Herrschaft geteilt, so daß für diese 365 Personen besondere Patronatsbevollmächtigte ernannt werden mußten. Man drängte auf Ablösung der Patronatsverpflichtungen und begann 1856 damit, die einzelnen kirchlichen Gebäude und Grundstücke auszumessen und genau abzuschätzen, wobei allerdings der Kunstwert vielfach gar nicht berücksichtigt wurde. Diese Akten, die also genaue Maße der Kirche, der Annakapelle usw. enthalten, sind erhalten geblieben<sup>112)</sup>.

Von Pfarrer Alous Maliske heißt es: »In der Verwaltung des Kirchenvermögens befließigte er sich der größten Sparsamkeit. Ihm ist es daher zu verdanken, daß der Kirchenwald um ein bedeutendes Stück, das von dem Kaufmann Heptner<sup>113)</sup> und Lehrer Ertner<sup>114)</sup> erworben wurde, vergrößert und abgerundet wurde. Er erbaute 1905 das Forstschutzhaus zur Buchenbaude, das der Verwaltung des Kirchenwaldes in erster Linie dienen sollte<sup>115)</sup>.

### **Nachtrag: Die Pfarrgruft.**

1615 stellte Hans Ulrich Schaffgotsch, der bekannte Besitzer der Herrschaft Kynast, dem Tobias Praetorius, »diese Zeit Hauptmann auf dem Schmiedeberg«<sup>116)</sup>, seinem ehemaligen »Hofemeister«<sup>117)</sup>, der ihn erzogen und auf seinen weiten Reisen in der Jugend begleitet hatte, einen Lehnbrief aus für das Gut und Vorwerk, »der Puschkretscham (Buschvorwerk bei Schmiedeberg) genannt«, das er im ganzen Umfange als »subinfeudatus« besitzen sollte, wie es ab 1573 der erste Schmiedeberger Pastor Laurentius Werner<sup>118)</sup> erworben hatte. Dieser Tobias Praetorius wurde der Stammvater des in Schlesien weit verbreiteten Geschlechtes der Freiherrn (Praetorius) v. Richthofen. Entsprechend seinem Vermögen und seiner Stellung als Schmiedeberger Amtshauptmann des gräflich Schaffgotschen Hauses baute er sich angeblich 1615<sup>119)</sup> diese Gruft in der damals evangelischen Kirche und sicherte so sich selber und seiner Familie einen vornehmen Bestattungsort. Unter dem Gruftstein hatte er nur ein gemauertes Grab angelegt, von diesem aber führte es weiter nach dem Hochaltar zu in

<sup>111)</sup> Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Sitzungsberichte des Kirchenvorstandes und der Gemeindevertretung.

<sup>112)</sup> Kath. Pfarrarchiv Schmiedeberg: Acta der Reallastenablösung bei der Dismembration der Herrschaft Schmiedeberg betreffend.

<sup>113)</sup> Pfarrarchiv: Kirchenrechnung, Visitationen.

<sup>114)</sup> Belag zur Kirchenrechnung 1913.

<sup>115)</sup> Generalvikariatsamt Breslau: Bauakten Schmiedeberg.

<sup>116)</sup> Pfarrarchiv Schmiedeberg: Protocoll. eccles. Schmiedeberg.

<sup>117)</sup> Hausgeschichte und Diplomatium der Reichs-Semperfreien und Grafen Schaffgotsch, Leipzig 1925, S. 261.

<sup>118)</sup> Alfred v. Weißembach, Das Lehngut Buschvorwerk. In: Schmiedeberger Stadtblatt, »Der Sprecher« 1936. (Nach den Grundbüchern des Amtsgerichtes Schmiedeberg).

<sup>119)</sup> Protocoll. eccles. Schmiedeberg. Pfarrarchiv Schmiedeberg.

eine tiefer gelegene Gruft, die vier Särge (je zwei neben bzw. übereinander) faßte. 1679 ging diese Gruft beim Verkaufe des Gutes Buschvorwerk von der Praetoriusschen Familie an die verschwägerte der Wagner, der späteren v. Wagenhoff oder Wagenhofen<sup>120</sup>, über. Inzwischen war aber die Kirche katholisch geworden, und der neue Amtshauptmann der Schmiedeberger Herrschaft, die ebenfalls den Besitzer gewechselt hatte (die katholischen Tschernins hatten Schmiedeberg erworben), bedauerte es lebhaft, daß »vor die gnädige Herrschaft und Patronen ecclesiae selbst nicht ein anständiger orth in casu sepulturae vorhanden« wäre<sup>121</sup>). Dazu käme noch, daß es nicht angehe, daß diese Protestanten, die mit den ehemaligen Schmiedeberger Pastoren Laurenz und George Werner verschwägert waren und 1654 bei der Kirchenreduktion Kirchengeräte in Buschvorwerk versteckt hatten, so nahe am Allerheiligsten begraben würden. Der Hauptmann (Christoph Alexius Klein) veranlaßte daher 1716 den Pfarrer Tobias Georg Arnold, »qui ab ore et nutu dicti Capitanei nolens volens pendebat«<sup>122</sup>), eine Eingabe an das bischöfliche Amt in Breslau zu machen, die Verhältnisse bezüglich der Gruft zu schildern und zu bitten, daß den Wagners auf Buschvorwerk der Gebrauch der Gruft untersagt würde<sup>123</sup>). Das geistliche Amt in Breslau entschied aber dahin, daß den Gruftbesitzern die Bestattung im Presbyterium nicht untersagt werden könne, daß aber die Leichen in der Gruft in loco remotiore, d.h. möglichst entfernt vom Allerheiligsten, beigesetzt werden sollten. Es kam aber dahin, daß die Wagners selbst auf die Bestattung in der Kirche verzichteten und sich außerhalb der Kirche wahrscheinlich zunächst dem Turm eine neue bauten<sup>124</sup>). Nun war die Gruft im Presbyterium frei und wurde Bestattungsort der Schmiedeberger Pfarrer.

<sup>120</sup>) wie 118)

<sup>121</sup>) Pfarrarchiv Schmiedeberg: Protocoll. eccles. Schmiedeberg.

<sup>122</sup>) ebd.

<sup>123</sup>) Schmiedeberger Pfarrarchiv: Cap. 2, Sect. VI, Nr. 3.

<sup>124</sup>) Pfarrarchiv Schmiedeberg: Protocoll. eccles. Schmiedeberg.

# Über die Siedlungen Friedrich des Großen im Kreise Brieg

von Gerhard Hultsch, Wertheim

Das Thema setzt voraus, daß wir uns über die Siedlungstätigkeit Friedrich d. Gr. im Allgemeinen Übersicht und Klarheit verschaffen. Er steht mit dieser Leistung nicht allein da. Seine Vorfahren haben sich um die innere Kolonisation Brandenburg-Preußens bereits hohe Verdienste erworben. Und dies geschah aus zwei Gründen. Der erste war die Besiedlung verödeteter Gebiete, Raumschaffen für Menschen und ihr irdisches Lebensglück; und der zweite war: über religiöse Toleranz nicht nur zu reden, sondern sie zu praktizieren und den religiös Verfolgten Freiheit des Glaubens und Freiheit der Person zu schaffen und zu bieten. So wurde Brandenburg-Preußen Stück um Stück der freiheitlichste Staat Europas, wo noch lange jenseits seiner Grenzen religiöser Fanatismus und die Verfolgung andersgläubiger Christen an der Tagesordnung waren. Besonders in den habsburgischen Landen nahmen die Verfolgungen der Protestanten seit 1738 wieder zu. Noch 1753 hat sich das Corpus Evangelicorum: die Vertretung der evangelischen Reichsstände auf dem immerwährenden Reichstag zu Regensburg in einem Schreiben an die Kaiserin Maria Theresia für die evangelischen Christen in der Steiermark verwandt, natürlich vergeblich. Gaben sich die Protestanten in diesem Staat zu erkennen, so wurden sie eingekerkert, ihre Güter unter den Hammer gebracht und für ein Spottgeld verkauft. Hatte z. B. das Gut einen Wert von 4000 Gulden, so wurde es an einen bietenden Katholiken für 400 Gulden verkauft. Die meisten arm gemachten Gefangenen wurden dann per Schiff und per Fuß ins ungarische Banat oder nach Siebenbürgen transportiert. Dabei wurden meist die Frauen und Kinder zurückbehalten und in katholische Gegenden zwangsverschickt. Auch Friedrich d. Gr. hat durch seinen Gesandten von Dankelmann in Wien vergeblich gegen diese Unduldsamkeit protestiert.<sup>1)</sup> So wurden die Hohenzollern zum Hort aller religiös Verfolgten. Die Hohenzollern selbst waren 1613 vom lutherischen evangelischen zum reformiert-evangelischen Glaubensbekenntnis übergetreten. Aber sie drängten ihr Bekenntnis nicht ihren lutherischen und katholischen Untertanen auf und verfolgten sie auch nicht, sondern duldeten mehrere Konfessionen nebeneinander. Ihre eigene Toleranz gegen sich und Andergläubige führte nun darüber hinaus zu Einsatz und Hilfe für Glaubensverfolgte. Der Einwand: sie hätten Glaubensverfolgte nur aufgenommen, um das Land volkreicher und blühender zu machen, sticht nicht. Hunderte von Dörfern und Tausende von Gütern waren auch in den katho-

<sup>1)</sup> Max Beheim-Schwarzbach; Hohenzollernsche Colonisation ... Leipzig 1874 S. 334 ff. (Darnach kurz: Beheim).

lischen Ländern ebenso verwüstet und menschenleer ohne jedwede innere Kolonisation.

So verwandte sich der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm 1662 bei Herzog Karl Emanuel II. von Savoyen für die Waldenser, erließ im Januar 1683 das Toleranzpatent für die Sozinianer und verwandte sich am 12.2.1685 in einem Schreiben an den Erzbischof von Salzburg für die evangelischen Deferegger.<sup>2)</sup> Das Potsdamer Edikt vom 29.10.1685, das die Aufnahme der französischen Protestanten, der Hugenotten, einleitet, ist allgemein bekannt. Sie erhielten unter seinem Nachfolger ein eigenes Konsistorium in Berlin und die Schweizer Mennoniten 1711 eigene, von der preussischen Landeskirche unabhängige Prediger. Kurfürst Friedrich III. (seit 1701 König in Preußen) hatte bereits 1690 Waldenser und ab 1711 Mennoniten aufgenommen.<sup>3)</sup> König Friedrich Wilhelm I., der „Soldatenkönig“, fuhr in der Ausübung dieser Toleranz fort und nahm 1732 die evangelischen Salzburger auf, 12000 Personen, und siedelte sie in Ostpreußen an.<sup>4)</sup> Ihre Namenslisten sind uns erhalten. Weder von ihm noch von seinen Vorgängern wie Nachfolgern wurden Repressalien an seinen katholischen Einwohnern ausgeübt, wie es umgekehrt etwa in Frankreich, Polen oder Österreich üblich war. Friedrich d. Gr. (1740-1786) stand hier vor keinem neuartigen Problem, nur, es war ungeheuer groß und vielseitig geworden. Mit der Erwerbung Schlesiens und Westpreußens standen nun nicht mehr wie bisher rund 100000 Katholiken 2400000 Evangelischen gegenüber sondern etwa 900000 Katholiken rund 3400000 Evangelischen. Die Katholiken waren in Schlesien, Westpreußen und im ostpreussischen Ermland zu den bisher 100000 Katholiken in Kleve, Lingen, Geldern und Moers hinzugekommen, wie die 1000000 Protestanten in Schlesien und Westpreußen. Der Zuwachs von soviel evangelischen Landeskindern, die bisher schamlos verfolgt worden waren, war ebenso explosiv wie die Zahl der Katholiken, die ihre bisherigen Sondervorrechte aufgeben mußten. Einübung in die religiöse und bürgerliche Toleranz war das Gebot des neuen Jahrhunderts, einer neuen Weltzeit, die in den Vereinigten Staaten eben gerade Staatsgesetz wurde. Während noch 1687 der Grüssauer Abt Rosa alle Evangelischen aus den Klosterdörfern vertrieb und die Jesuiten die Sekte der Schwenkfelder zur heimlichen Auswanderung von Harpersdorf aus nach den USA gezwungen hatten, (im Hafen von Philadelphia hängt noch heute eine Gedenktafel über ihre Landung in der Freiheit), rief Friedrich d. Gr. sie alle zurück. Sie sollten in Preußen, besonders in Schlesien, in Freiheit ihres Glaubens leben können. So ergingen die diesbezüglichen Toleranz-Edikte laufend: am 14.8.1740 für die Mennoniten, am 8.3.1742 für die Schwenkfelder, am 25.12.1742 für die Mährischen Brüder (wir nennen sie später „die Brüdergemeine“), am 18.5.1743 für die Brüdergemeine in Neusalz/Oder, am 25.2.1744 für die

2) Beheim, S. 627

3) Beheim, S. 627 u. 629

4) Beheim, S. 631 u. 520 ff.

französischen Hugenotten, am 31.3.1749 für deutsche Kolonisten, die aus Polen nach Schlesien kommen wollten. Dieses Edikt wird mehrfach wiederholt, besonders am 27.9.1764, wobei deutsche evangelische Landeskinder sich nach Schlesien „in Sicherheit bringen sollen“. Das Edikt vom 26.9.1767 kümmert sich besonders um die deutschen Bürger in Lissa/Polen gegenüber von Guhrau und schützt sie, wenn sie nach Schlesien einwandern wollen. Sogar ein besonderes Edikt befaßt sich mit den Rechten und Pflichten von Gewerbetreibenden, die sich in Neiße und Brieg niederlassen wollen.<sup>5)</sup> Wo in Polen sich polnische Adlige, Militär oder Räuber den auswandernden Deutschen in den Weg stellen, da stellt Friedrich wie bei Lissa und Pleß O/S Husaren zur Verfügung, die die Auswanderer mit ihrer Hofwehr, also den Wirtschaftsgütern bis hin zu den Webstühlen und ihrer sonstigen Habe, beschützen.<sup>6)</sup> Nach dem Übertritt des sächsischen Kurfürsten August des Starken zum Katholizismus, wofür er die Königskrone in Polen bekam und in Polen nun die deutschen Evangelischen unterdrückte, in Sachsen selbst aber die lutherische Einwohnerschaft in Ruhe ließ, da die polnische Krone dringend des evangelisch-sächsischen Geldes bedurfte, da ging die Führerschaft der evangelischen Reichsstände unwiderruflich an Preußen über. Dazu kam, daß das habsburgische Kaisertum „in seinen Beziehungen zu Preußen von jeher bloß zwischen den Rollen eines treulosen Verbündeten und eines arglistigen Feindes gewechselt hat“, wie der bekannte schlesische Historiker Grünhagen schreibt.<sup>7)</sup> So war Friedrich d. Gr., wie er selbst sagt, zum „Papst der Lutheraner“ geworden. Sie haben ihm dies vielfach gedankt, und er hat sich, ohne viel darüber zu sprechen oder zu schreiben, besonders um evangelische deutsche Einwanderer bemüht. Aber er sah in ihnen nicht nur Glaubensbefreite sondern vor allem Einwohner und tüchtige Leute, die anderen ein Beispiel geben und sie für den Fortschritt gewinnen würden. Die neue Provinz Schlesien, von allen anderen Landesteilen Preußens, in denen es übrigens nicht besser stand, zählte um 1740 nach Ranke 1200000 Einwohner in 150 Städten und 5000 Dörfern und Vorwerken.<sup>8)</sup> Dies ergab ein großes Mißverhältnis zwischen Einwohnerzahl und Bodenfläche. 1740 kamen etwa 1656 Menschen auf die Quadratmeile; 1802 am Abschluß der friderizianischen Epoche waren es 2795.<sup>9)</sup> Die Einwohnerzahl war in Schlesien also dank der Kolonisation erheblich gestiegen. Sie hatte ja noch Verluste des 30jährigen Krieges wettzumachen. Überall fand der König noch Wüstungen aus dieser Zeit vor. Aber auch die 3 schlesischen Kriege brachten Schlesien neuerlich einen Bevölkerungsverlust von 115000 Menschen. Über ganz Preußen sagt der König 1763: „Um sich einen Begriff von der allgemeinen Zerrüttung zu machen, in die das Land gestürzt war,

5) Beheim, S. 633 ff.

6) Beheim, S. 326 ff. u. S. 331/332

7) Grünhagen, Friedrich d. Gr. und die Breslauer S. 35

8) Beheim, S. 303

9) Herbert Schlenger, Friderizianische Siedlungen rechts der Oder bis 1800, Breslau 1933, S. 98 (Darnach: Schlenger)

um sich die Trostlosigkeit und Entmutigung der Untertanen vorzustellen, muß man sich völlig verheerte Landstriche vergegenwärtigen, wo sich kaum die Spuren der früheren Wohnstätten entdecken ließen. Städte, die von Grund auf zerstört, andere, die zur Hälfte in Flammen aufgegangen waren, 13000 Häuser, die bis auf die letzte Spur vertilgt waren, nirgends bestellte Äcker, kein Korn zur Ernährung der Einwohner; 60000 Pferde fehlten den Landleuten zur Feldarbeit, und im ganzen Lande hatte sich die Bevölkerung um 500000 Seelen gegenüber dem Jahre 1756 vermindert, was bei 4,5 Millionen viel bedeutet. Adel und Bauern waren von soviel verschiedenen Heeren ausgeplündert, gebrandschatzt und ausfouragiert, daß ihnen nur das nackte Leben blieb und elende Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken ...<sup>10)</sup> Diese schlimmen Einsichten aber entmutigten Friedrich nicht, sondern sie spornten ihn zu außerordentlichen Leistungen an. Kein Landesfürst seiner Zeit hat sich um sein Land und seine Bürger so gekümmert, wie es Friedrich d. Gr. tat. Die Habsburger waren seit Jahrhunderten nicht mehr in Schlesien gewesen. Friedrich kam Jahr für Jahr noch als hilfloser kranker Greis, als der „alte Fritz“ schon dem Grabe nahe war, um sich mit eigenen Augen davon zu unterrichten, wie seine schlesische Aufbauarbeit gedieh. Um hierbei besonders gründlich zu sein, hatte er in Schlesien Provinzialminister eingesetzt, die nicht dem Generaldirektorium sondern ihm allein und direkt unterstanden. Es waren: bis 1753 Graf Münchow, bis 1755 von Massow, bis 1770 Graf Schlabrendorf und bis 1806 Graf Hoym. Als erstes regelte der König das Steuersystem neu.<sup>11)</sup> Die Rittergutsbesitzer waren in der österreichischen Zeit unverhältnismäßig bevorzugt worden. So waren die Güter z. B. des Prinzen von Beuthen-Carolath, die über 20000 Thaler einbrachten, nur mit einem Ertrag von 3245 Thalern veranschlagt worden. Ein einzelnes Landgut dabei, das jährlich 4500 Thaler trug, war mit 20 Thalern Steuer eingesetzt. Die Güter mußten jetzt wie die evangelischen Pfarr- und Schuläcker 28 1/3 % des Reinertrages als Steuern abführen; die Bauern und Büdner immerhin 34 %. Die Rittergüter wurden glimpflich behandelt, weil ihre Besitzersöhne das preußische Offizierskorps stellten und zu deren Erhalt, weil der Sold zu gering war, sehr viel zuschießen mußten. Der König gewährte aber dem Adel keine Steuerfreiheit wie in den alten preußischen Landen. Die bischöflichen Güter wurden mit 33 1/3 % und die katholische Geistlichkeit mit 50 % besteuert. Die Güter hatten ja Schulen zu unterhalten, während die Pfarrer keine Familie zu ernähren brauchten und weiterhin in Ober-, Mittel- und Niederschlesien über riesige Pfarrgüter verfügten, da mit der Wegnahme der Kirchen 1654 auch die Wegnahme der Pfarräcker und somit, da die Einwohner evangelisch blieben, eine ausreichende Arbeitsleistung der Pfarrer nicht vorhanden war.<sup>12)</sup> Die Städte wurden

<sup>10)</sup> Udo Froese, Das Kolonisationswerk Friedrich d. Gr., Heidelberg 1938 S. 7 (Darnach: Froese)

<sup>11)</sup> Preuss, Geschichte Friedrich II., S. 197

<sup>12)</sup> v. Kloeber, Von Schlesien vor und seit dem Jahre 1740 — 2 Teile, Freiburg 1785, hier Teil II. S. 245 (Darnach: Kloeber)

durch die Akzise (die Verbrauchssteuer) indirekt aber in gleicher Weise besteuert. Die Steuereinnahmen aus Schlesien erhöhten sich außerordentlich, waren aber viel weniger drückend als bisher, da die Steuerlasten gerechter verteilt wurden. So kamen nun jährlich etwa 3300000 Thaler ein, wovon der König nur 16-17000 Thaler für sich und außerordentliche Ausgaben abzweigte, während alles übrige wieder in die Provinz hineinsteckte wurde und nicht wie früher auf der Wiener Hofburg landete.<sup>13)</sup> Für die Schlesier in Stadt und Land geschah eben etwas. Die Bücherzensur wurde abgeschafft. Sie war im österreichischen Schlesien eine Tortur gewesen, ja, die Liste der verbotenen Bücher war in Wien größer als in Rom. Das Land wurde mit Büchern, Schriften und Zeitungen geradezu überschwemmt. Jetzt erhielt auch die Schlesische Zeitung ihre Konzession. Kritik durfte vorgenommen werden, wobei auch der König nicht verschont wurde. Dies geschah z. B. bei der Einschränkung der Feiertage auch laut und vernehmlich von evangelischer Seite wie dem Breslauer Kircheninspektor Burg. Aber bisher mußten 50 % der schlesischen Bevölkerung alle kirchlichen Feiertage zwangsweise mitfeiern. Das führte zu großen Produktionsausfällen. So hat der Reisende von Kloeber um 1740 berechnet, daß bei 10 Feiertagen und 2 Wallfahrten in Schlesien rund 5100000 Tagewerke ausfielen, was eine erhebliche Summe Geldes darstellte.<sup>14)</sup> Dafür setzte sich Friedrich um so mehr für den Schulbau an den nun neu entstehenden evangelischen Kirchensystemen ein, die zu einer der Voraussetzungen gehörten, für die Einrichtung einer neuen evangelischen Parochie. So entstanden über 200 Bethäuser nach 1740 mit Kirche, Schule und Pfarrhaus. Das eben Ausgeführte gehört zu den Grundlagen der friderizianischen Siedlungstätigkeit. Ohne Freiheit der Person und der Religion, ohne Hoffnung auf Bildung und gesunden Lebenserwerb kamen keine Kolonisten nach Schlesien. Noch vor der letzten entscheidenden Schlacht im 1. Schlesischen Kriege ließ sich der König am 4. Mai 1742 Vorschläge über die Möglichkeiten der inneren Kolonisation in Schlesien machen.<sup>15)</sup> Da die Ernährung die Grundlage des körperlichen Wohlbefindens ist, mußte die Ackerfläche ausreichend und intensiv genutzt werden können. So gelang es ihm während seiner ganzen Regierungszeit den Butterbedarf von Berlin und Potsdam aus dem kolonisierten Warthe- und Netzebruch zu decken. Der König sah scharf. So heißt es in einer Kabinettsordre von 1775: „werden die Bauern darin recht unterrichtet und angewiesen, statt 8 Morgen, die sie nicht gehörig bemisten können, nur 4 Morgen zu bedüngen und die dann ordentlich zu bestellen, so werden sie weit mehr profitieren.“<sup>16)</sup> Darum soll auch durch die Entwässerung von Brüchen wie in den Kreisen Oppeln und Brieg Weideland gewonnen und darauf „Holländereien“ angelegt werden. Das taten keine Holländer sondern Deutsche, die nach holländischem Vorbild Viehwirtschaften gründe-

13) Beheim, S. 304 u. Eberty: Geschichte des preußischen Staates Bd. III, S. 191

14) Kloeber, S. 314

15) Beheim, S. 308

16) Froese, S. 2 und Anm. Nr. 6

ten oder mehr Stallvieh hielten, so mehr Molkereierzeugnisse lieferten und durch Vermehrung des Viehbestandes mehr Dung produzierten und so die sandigen oder verwaldeten Böden fruchtbarer machten.<sup>17)</sup> Neue erfolgreiche landwirtschaftliche Methoden waren dem König immer erwünscht, und er ging auf die Wünsche solcher Kolonisten sofort ein. So wollten Kolonisten aus dem Hessischen und Darmstädtischen statt Hutung, also Wiesen, mehr Acker, um mehr Klee für ihre Stallfütterung anbauen und so ihre Fleischerzeugung erhöhen zu können.<sup>18)</sup> Friedrichs großer Wunsch war die Errichtung von selbständigen Bauernstellen und neuen eigenständigen Dörfern. Er sah dafür Bauernstellen von 30, 45, 60 und 90 Morgen vor, also Vollbauernstellen. Von den Bauern wußte er, daß sie an ihrer heimischen Scholle auch unter widrigsten Umständen bis letztlich gewaltsamer Vertreibung festhielten. Die Möglichkeiten solche Bauerndörfer zu schaffen aber waren sehr unterschiedlich gegeben. Ost- und Westpreußen, die Neumark, Oder- und Netzebruch boten dafür reiche weite Räume und dazu viel staatliches Land, Domänen, die aufgesiedelt werden konnten. Hier konnte er auch beispielhaft, ohne politische Rücksichten auf die Ritterschaft und seinen Offiziersnachwuchs nehmen zu müssen, die völlige persönliche Freiheit der Siedler durchsetzen. Noch 1780 schreibt er: „Die Hauptabsicht geht auch dahin, daß das lauter freie Leute und keine Sklaven sein sollen, denn welcher Mensch wird sich zu der Leibeigenschaft engagieren und dazu etablieren lassen. Und das ist auch der allerhöchsten Willensmeinung ganz und gar entgegen, Höchst-dieselben verabscheuen eine solche Sklaverei, und wollen dergleichen garnicht haben, wo der Edelmann mit dem Untertan wie mit dem Vieh umgeht.“ Und so schreibt er weiter zur Lage auf den staatlichen Gütern: „diese (Kolonisten) sollen alle auf denen Ämtern wie freie Leute, nämlich daß sie keine Sklaven sind, angesetzt (werden) ... dies ist meine Intention ... denn da (auf den Staatsgütern) können Wir es halten wie Wir wollen.“<sup>19)</sup> Leider war in Schlesien die Zahl der staatlichen Güter und auch Waldungen gering. So richtete sich des Königs Blick auf staatliche, städtische und private Vorwerke von Gütern, deren Ertrag wegen zu großer Entfernung vom Hauptbetrieb und Mangel an Arbeitskräften unzureichend war. Der Mangel an Arbeitskräften war aber ebenso spürbar auf den großen Bauerngütern. Dem half der überaus kluge und wandlungsfähige König dadurch ab, daß er nicht Bauerngüter sondern Freigärtnerstellen von 8-20, zum Teil auch 30 Morgen schuf, mindestens aber 6 sollten eine solche Kolonie bilden.<sup>20)</sup>

Eben solche Kolonien wurden nun auch im Kreise Brieg rechts der Oder begründet. Das Land erhielten die Siedler auf staatlichem, städtischen oder kirchlichen Besitz kostenlos. Das galt für die Kolonien Karlsburg,

17) Froese, S. 4

18) Schlenger, S. 102 und Anm. Nr. 2

19) Froese, S. 26 und Anm. Nr. 13

20) Joh. Ziekursch, Die Innere Kolonisation im altpreußischen Schlesien, in: Zs. d. Vereins f. Geschichte Schlesiens Bd. 48, 1914, S. 116 (Darnach: Ziekursch)

Alt-Köln und Neu-Köln, die 1776-1779, 1766 und 1771 vom Amt Karlsmarkt angelegt wurden. Karlsburg hatte 20, Alt-Köln 7 und Neu-Köln 15 Stellen. Neu-Leubusch ist 1784-1788 entstanden und von der Stadt Brieg ausgestattet worden. Auch Neu-Moselache wurde von der Stadt Brieg 1783 mit 8 Stellen begründet. Das geschah ebenso seitens der Stadt Brieg mit Groß- und Klein-Piastenthal, das 1772 mit zunächst 20 Kolonistenstellen, schließlich 27 Stellen ausgestattet wurde. Die beiden Kolonien lagen dicht beieinander, wobei Klein-Piastenthal nur aus wenigen Stellen bestand. Das staatliche Amt Brieg hat die Kolonien Neu-Limburg 1771 mit 30 Stellen und Alt-Moselache mit mindestens 6 Stellen um 1780 besetzt. Alt- und Neu-Moselache wuchsen bald zu einem einzigen Dorfe Moselache zusammen. Private Siedlungen im Kreise Brieg waren Charlottenrode, das später mit Louisenthal zu einer Gemeinde zusammenwuchs, eben dieses Louisenthal, Louisenfeld und Neue Welt an der nördlichen Kreisgrenze gehörten zu den privaten Kolonisationen. Auch Klein-Piastenthal wurde privat, nämlich vom Herzog Eugen von Württemberg von der Stadt Brieg gekauft und zugleich die Siedlung Louisenfeld 1791 gegründet, die er nach seiner Gattin, einer geborenen Louise von Stolberg, nannte.<sup>21)</sup> Auf solche Weise wurden in ganz Schlesien etwa 240 Kolonien geschaffen. Die Jahreszahlen der Briegischen Gründungen zeigen auch an, daß mit dem Tode Friedrichs die Siedeltätigkeit nicht aufgehört hat, sondern über 1800 hinausging. Die Gesamtzahl der Kolonisten betrug allein für Schlesien über 60-70000 Seelen.<sup>22)</sup> Der private Koloniegründer, also der Rittergutsbesitzer etwa, erhielt für die Anlage von je einer Kolonistenstelle 150 Reichsthaler Entschädigung. Diese Entschädigung deckte voll die Unkosten und führte die Gutsbesitzer gern dazu, schlecht und unwirtschaftlich geführte Vorwerke aufzusiedeln, wobei sie ja zugleich auf dringend benötigte Arbeitskräfte hoffen konnten. Auch hier sollte die Freiheit der Kolonisten erhalten bleiben. Der König forderte dies. Aber seine Provinzialminister drückten oft, wie es von Hoym tat, ein Auge zu, um nur möglichst viele Neugründungen von Kolonien melden zu können.<sup>23)</sup> Die Siedler erhielten von der zugeteilten Morgenzahl mindestens 1-2 Morgen gerodet, was in staatlichem Auftrag Tagelöhner oder Soldaten taten. Das Getreide zur ersten Saat lieferte der Staat. Waren die Häuser noch nicht beziehbar, so übernahm der Staat die erste Saat. Bis zur Ernte wurden die Siedler mit Brotgetreide versorgt. Je größer die Morgenzahl der Stelle war, desto länger dauerten die Freijahre, meist 6-8,

<sup>21)</sup> »Am 18. Mai (1779) fuhr er (Friedrich der Große) von Breslau ab und ging über Ohlau, Löwen nach Kosel. Am 2. Tage reiste er über Ratibor, Pless nach Rybnik. Von hier gelangte er am 3. Tage über Rauden, die Messingwerke bei Jacobswalde, Tillowentzitz, die Kolonien Kupferberg, Grafenroth, Berschau bis zur Zedlitzer Eisen- und Drahhütte. Am nächsten Tage kam er über die Kolonien Printzow, Heinrichsfelde, Georgenberg nach Kreuzburg und weiter über Constadt, die Kolonie Piastenthal nach Brieg. Von hier traf er am 5. Tage, dem 22. Mai wieder in Breslau ein...; (Ernst Pfeiffer, Die Revuereisen Friedrich des Großen, besonders die schlesischen nach 1763. Berlin 1904. Neudruck Kraus Reprint Vaduz 1965, S. 54 f); Froese, S. 135; Schlenger, S. 154f; Heinrich Schoenborn, Geschichte der Stadt und des Fürstentums Brieg 1907, S. 284 ff (Darnach: Schoenborn).

<sup>22)</sup> Froese, S. 54 und Anm. 10-14

<sup>23)</sup> Ziekursch, S. 117 ff.

d. h. Steuerfreiheit von Landesabgaben. Die Gebäude wurden teils auf Staatskosten gebaut und den Kolonisten übergeben, oder die Siedler erhielten aus den Staatsforsten freies Bauholz zum Selbstbau gegen Entrichtung des Holzfällerlohnes (sogenanntes Stammgeld) und, da alle Siedlerbauten wie in der ganzen Welt zunächst in Lehmfachwerk aufgeführt wurden, war mit der Holzlieferung der größte Kostenteil gedeckt. Angeordnet wurde vom König die Erstellung geschlossener Dörfer, also Straßendörfer verschiedener Form, entweder zu beiden Seiten der Hauptstraße die Bauern- und Büdnerhäuser, oder einzeilig an gerader Straße. Den Eigenbau der Häuser führten vor allem die deutschen ‚Ausländer‘, so nannte man alle Nichtpreußen, durch, die oft mit voller Hofwehr und einigen Geldmitteln angewandert kamen. Das vom Staat gebaute Kolonistenhaus kostete durchschnittlich 150 Reichsthaler. Der König sah selbst auf sparsame und solide Bauweise, auch im Kreise Brieg. Im Durchschnitt brachten zur Freude Friedrichs die deutschen ‚Ausländer‘ die gesamte Hofwehr und 100-200 Reichsthaler Kapital mit.<sup>24)</sup> Häuslern und Freigärtnern aber wurde mit Vieh, Saatgut und freier Gestellung der Gehöfte geholfen. Bei einem 2-Familienhaus für Büdner ordnete der König an, daß der Eingang für jede Familie entgegengesetzt angebracht werden möchte, um Streitigkeiten zu vermeiden. Zu den wichtigsten Rechten der Kolonisten auch im Kreise Brieg gehörte neben der persönlichen Freiheit auch die Freiheit vom Militärdienst, zunächst zugesichert einschließlich der Söhne bis zur 3. Generation. Zu den schon genannten Freijahren gehörte auch die Befreiung von solchen Leistungen wie dem „Kavalleriegeld“ (einer Steuer, die erhoben wurde, seitdem die Reiterei in städtische Kasernen gelegt worden war), Lieferungen an das Militär, Einquartierungsfreiheit über die 8 Freijahre hinaus. Die Siedler erhielten weiterhin Freizügigkeit und Verfügungsrecht über ihren neuen Besitz (Besitzwechsel bis zur 3. Generation mußte allerdings von der Breslauer Kammer genehmigt werden). Dies galt für Kreditaufnahmen, also Hypotheken. Zu den Pflichten gehörte nach Ablauf der Freijahre die Leistung des Erbzinnes, etwa 8-10 Groschen jährlich pro Morgen; die Freigärtner etwa 4-10 Thaler jährlich Mietzins (oft wurden Freijahre und kostenloser Mietzins verlängert), die Instandhaltung der Gebäude, ordentliche Bestellungen der Äcker, sorgfältige Endrodung (bei völliger Vernachlässigung der Stelle fiel das Land an den Staat zurück). Die Bauern waren von Hand- und Spanndienst befreit und sollten nur in Notzeiten und höchsten 2 Tage zur Hilfe herangezogen werden. Die Häusler, und das galt besonders für den Kreis Brieg, daher ihre geringe Ackernahrung, die sie aber in jedem Falle vor äußerster Not bewahren konnte, diese sollten ihren Haupterwerb als Landarbeiter auf den Domänen, als Waldarbeiter in den staatlichen Forsten finden und Zusatzverdienst in den großen vor der Haustür liegenden Wäldern beschaffen. Diese lieferten zusätzliche Hutung, Streu und Wildbeeren, und im Winter sollte sich die ganze Familie vor dem Spinnrad

<sup>24)</sup> Froese, S. 22 ff; Beheim, S.573

vereinigen, denn das Spinnen war ja damals eine normale Winterbeschäftigung in allen Häusern. Oft wurde sogar der Holzeinschlag einer bestimmten Menge Holzes sowie die Ballenzahl von gesponnenem Baumwollstoff vorgeschrieben (so z. B.: Sacken Krs. Oppeln soll 10 Ballen Baumwolle jährlich verspinnen).<sup>25)</sup> Die Kolonisten sollten nicht nur die Volkszahl erhöhen, sondern ebenso den Wohlstand begründen und fördern, unnütze Stangenwälder roden, unnütze Moore trockenlegen und die Grundlagen für ein blühendes Gewerbe schaffen. Die Kleinbauern, die selbst allein nicht spannfähig waren, erhielten jeder dritte oder vierte ein Pferd, mit denen nun auch der Acker des pferdelosen Nachbarn mit bestellt wurde.<sup>26)</sup> Auch Reisegeld bekamen die heranziehenden Siedler. Wie wurde nun Siedlungswilligen das vielfältige Angebot Friedrich d. Gr. bekannt? Wir haben schon von den friderizianischen Edikten gehört. Ihre Verbreitung gehörte mit zu den Pflichten der preußischen Geschäftsträger; so richtete deshalb der preußische Gesandte in Frankfurt a. Main in Praunheim bei Frankfurt ein Werbebüro ein.<sup>27)</sup> Dazu kamen einzelne gut beschlagene Werber, z. B. ein Johann Hartmann Schuch aus Cleve, der besonders erfolgreich in Franken und Hessen wirkte.<sup>28)</sup> Entrepreneure, vergleichbar mit den mittelalterlichen Lokatoren, warben auf eigene Verantwortung, ein Vorgang, den Friedrich nicht förderte, da der Eigennutz, nämlich die Schaffung eines eigenen Gutbezirks zu oft das Ziel war. Im nordschlesischen Grenzgebiet war es ein Nagelschmied Bartsch, der mit großem Erfolg Deutsche aus Lissa, Rawitsch und Umgebung gewann.<sup>29)</sup> Bedeutend waren die Ansiedlungen böhmischer tschechischsprechender Hussiten, die im Auftrag des Königs der hussische Prediger Liberda aus Böhmen heranzuführte.<sup>30)</sup> Die Siedler kamen also aus Böhmen, Polen, Franken, Hessen und Sachsen. Sie waren zu fast 100 % Deutsche und ebenso überwiegend evangelisch, da sie ja vielfach infolge religiöser Unterdrückung auswanderungswillig geworden waren. In Franken und Hessen, überwiegend evangelische Gebiete betreffend, war es Übervölkerung, Teuerung und Seuchennot, die zur Landsuche trieb. Der vorhin erwähnte Johann Hartmann Schuch hat am 30. Mai 1772 dem schlesischen Provinzialminister Grafen Hoym schriftlich über die Kolonien im Kreise Brieg und im benachbarten Kreise Oppeln berichtet. So heißt es unter dem 15. Mai 1772 von Piastenthal: „Diese Kolonie steht unter dem Magisterrath Brick (= Magistrat Brieg) und soll bestehen aus 20 Wohnhäuser, sind 7 vom Zimmermann aufgeschlagen und die übrigen sind in Arbeit.“ Es handelt sich um 20 Kolonistenfamilien, von denen 14

25) Froese, S. 39 ff, Ziekursch, S. 116 ff, Kloeber Teil I, S. 205 u. 206, Schlenger, S. 116 und Anm. 1

26) Froese, S. 40

27) Vogelsberger Heimat, Schriftleiter Dr. Dambmann, Nr. 3, 1937, S. 50 ff. (Darnach: Vogelsberger)

28) Karl G. Bruchmann, Friderizianische Kolonistenverzeichnisse aus Schlesien (1772), Familie, Sippe, Volk. Berlin 1939, S. 97 ff(Darnach: Bruchmann)

29) Beheim, S. 327

30) Beheim, S. 338 ff.

Familien mit den Namen Becker, Johann Heinrich Hiebel, Petter, Caspar Müller, Johann Marx, Löwer, Bürger, August Marx, Ickes, Konrad Müller, Fickel, Joh. August Hiebel, Stammarius, Friedrich aus dem Darmstädtischen kommen. Dazu 2 Familien Bergheimer aus der Lausitz und 2 Familien aus der Herrschaft Stetten in Württemberg. Die 11 Kolonien, die Schuch anführt, umfassen 206 Männer, 195 Frauen und 449 Kinder, insgesamt 850 Seelen. In Piastenthal sind es 77 Seelen, alle evangelisch. Gestorben sind 5 Männer, 2 Frauen und 2 Kinder, krank sind 15. Die Güter, die den Siedlern angewiesen worden sind, sind besät mit 24 Scheffeln Wintersaat, 54 Scheffeln Hafer, 5 Scheffeln Erbsen und 10 Scheffeln Kartoffeln. Schuch beklagt sich über die Stadt Brieg: „Diese Kolonisten kriegen kein Brot vom Magistrat von Brieg, sind also in erbärmlichen Umständen.“ Über Karlsburg heißt es: „Diese Kolonie steht unter dem Herrn Oberförster zu Stoberau; auf dieser Kolonie werden angelegt 20 Wohnhäuser, 7 stehen vom Zimmermann, die übrigen stehen in der Arbeit.“ Die Kolonie umfaßt 17 Männer, 20 Frauen und 43 Kinder. „Diese Kolonisten sind auf den 25. April (1772) gekommen, haben fleißig gearbeitet, hat ein jeglicher eine Kuh bekommen.“ Die Kolonie Althammer, die wir bisher nicht erwähnt haben, wurde vom Amt Karlsruhmarkt angelegt mit 21 Stellen und von ihr heißt es unter dem 17. Mai 1772: „Die Kolonie soll angelegt werden zu 21 Wohnungen, weil aber die Kolonisten den 4. Mai sind angekommen, ist noch nichts von ihren Wohnungen gebaut; sie liegen all in Althammer (diese Kolonie wurde später in Seidlitz Krs. Opeln umbenannt) und sind mehrentheil krank“, ein Zeichen für die Strapazen der Reisen auf den überwiegend schlechten Wegen. Die Kolonisten, 95 Seelen an der Zahl, stammen aus Oberhessen, aus der Gegend von Darmstadt, Langen, Lißberg und Breungesheim und sind evangelisch. In Neu-Köln befinden sich 15 Männer und 34 Kinder, insgesamt 64 Seelen, alle evangelisch, stammen fast alle aus der Gegend von Heilbronn am Neckar. Von ihnen heißt es: „Die Reichsleute (weil aus dem Reich) hat jeder eine Kuh bekommen; ist auf diese Kolonie ausgesät 14 Scheffel Gerste, 14 Scheffel Hafer, 8 Scheffel Erdäpfel, 1 Scheffel Hirse.“ Von Neu-Limburg heißt es: „... besteht aus 30 Wohnhäuser; diese Häuser sind alle aufgebauet. 20 Scheunen sind noch in der Arbeit und noch nicht aufgeschlagen ... Die Einwohnerschaft beträgt 131 Seelen. Was die Kolonisten aus dem Reich sind, sind versehen mit Zugvieh und Kühen, Wagen und Pflug; die Schlesier aber haben ihres selber angeschafft. Die Reichsleute haben ausgesät Winterkorn 22 Scheffel, Gerste 52 Scheffel und 8 Metzen, Hafer 58 Scheffel und 12 Metzen, Erbsen 5 Scheffel, Kartoffeln 9 Scheffel 8 Metzen, ansonsten haben sie ihre Gärten ordentlich zurechtgemacht.“ Von den Kolonisten heißt es: „Gebhart und Johann und Georg Großner, aus dem Ansbachischen evangelisch, Stahl, Körn, Schubert, Fischer, Hartlaub, Dotz, alle aus dem Limburgischen, mehrere aus der Grafschaft Castell/Mittelfranken, einige Schlesier und Württemberger, al-

le bis auf 3 Familien evangelisch.<sup>31)</sup> Die staatlichen Ämter, aber auch die Stadt Brieg, haben große Mittel für die Kolonien aufwenden müssen. Brieg mußte für die Kolonie Piastenthal von ihrem Stadtgut Leubusch 530 Morgen Wald und Wiese abtreten. Um dies zu finanzieren mußte die Stadt von ihrem Eichenbestand in diesen Forsten 1268 Stück für 2300 Thaler verkaufen, sowie weitere 100 Morgen Weideland abtreten und zur Restfinanzierung ein staatliches Darlehen in Höhe von 1800 Thalern aufnehmen. Außerdem mußte sie eine Straßenverbindung von Piastenthal zur Hauptstraße nach Brieg schaffen.<sup>32)</sup> Überseeischen Kolonisten standen solche Staatshilfen nirgendwo zur Verfügung. Und trotzdem, trotz solcher Hilfen war das Leben der Siedler äußerst hart: 3 Tage in der Woche halfen sie beim Hauen der Eichen, 3 Tage schlugen sie Bauholz. Und sie hatten überreichlich in der Landwirtschaft zu tun. Endlich half die Stadt Brieg noch zusätzlich mit Lebensmitteln und Kleidung.<sup>33)</sup> Aber der Siedlersatz galt auch hier: für die Ersten der Tod, für die Zweiten die Not und für die Dritten das Brot. So war es auch in den briegischen Kolonien Friedrichs. Der Aufbau war mühsam. So nennt Zimmermann in seinen umfanglichen Büchern über Schlesien 1783 als erstanden im Kreise Brieg nur die Kolonien: Karlsburg, Neu-Köln, Klein Leubusch mit Bleiche zu Piastenthal gehörig, Neu-Limburg und dieses Piastenthal.<sup>34)</sup> Zimmermann erwähnt 1783 auch nur für Piastenthal eine Schule. Eigene Ortskirchen besaßen die Siedlungen nicht. So gehören kirchlich Karlsburg und Alt-Hammer (Seidlitz) zur Parochie Kauern-Karlmarkt und zählen in Karlsburg 1867 139 Evangelische, 8 Altlutheraner; in Alt-Hammer-Seidlitz 402 Evangelische, 42 Altlutheraner und 65 Katholiken. Zur Parochie Leubusch gehört Neu-Leubusch mit 240 Evangelischen unter 332 Seelen, Piastenthal mit 275 Evangelischen unter 296 Seelen, Louisenfeld mit 35 Evangelischen unter 41 Seelen und Moselache mit 50 Evangelischen unter 62 Seelen. Zur Parochie Scheidelwitz-Mangschütz gehört Neu-Limburg mit 357 Evangelischen unter 408 Seelen und Louisenthal mit Charlottenrode mit 163 Evangelischen unter 184 Seelen. Zur Parochie Stoberau gehört Neu-Köln mit 184 Evangelischen unter 193 Seelen und Alt-Köln mit 575 Evangelischen unter 653 Seelen.<sup>35)</sup> Eine der üblichen Erbverschreibungen als Besitztitel für die erhaltene Kolonie d.h. das Gut, finden wir bei Schlenger über Johann Casper Jost über die Stelle Nr. 1 auf der Siedlung Süssenrode Krs. Oppeln aus Ostheim Krs. Hanau kommend. Diese Stelle umfaßte 12 Morgen Acker, 4 Morgen Wiese und 1 Morgen Hof und Garten.<sup>36)</sup> Alle Kolonien haben sich praktisch zwar langsam aber stetig

31) Bruchmann, S. 87 ff.

32) Schoenborn, S. 284 ff.

33) Vogelsberger, S. 51

34) Friedrich Wilhelm Zimmermann, Beiträge zur Beschreibung von Schlesien Bd. 1, Brieg 1783, S. 100 ff.

35) Eduard Anders, Historische Statistik der Evangelischen Kirche in Schlesien, Breslau 1867, S. 168 ff.

36) Schlenger, S. 176/177; Bruchmann, Heft 7, 1939, S. 1

zu blühenden Ortschaften entwickelt. So wurde der Kolonisationserfolg Friedrich d. Gr. nachträglich voll bestätigt. Allein um der inneren Kolonisation in Schlesien und in Preußen hätte er den Namen „der Große“ verdient. Vor dem 2. Weltkrieg zählte man in Piastenthal 259 Evangelische, 22 Altlutheraner und 34 Katholiken; in Neu-Leubusch 223 Evang., 12 Altluth. und 53 Kath.; in Moselache 96 Evang., 5 Kath. (1893); in Karlsruhe 117 Evang., 4 Altluth. u. 10 Adventisten; in Mangschütz mit Neue Welt 1052 Evang., 35 Altluth., 125 Kath. und 17 Sektenanhänger; in Neu-Limburg 379 Evang., 22 Altluth., 7 Kath. und 2 Adventisten; in Louisenthal mit Louisenfeld 144 Evang., 14 Altluth. und 1 Adventist; in Neu-Köln 158 Evang. und 1 Kath.; Seidlitz, das nun zur Parochie Carlsruhe O/S gehört, hatte 175 Evang., 5 Altluth. und 17 Kath.<sup>37)</sup>

Als ich 1973 im Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte einen Aufsatz über „die kolonisatorische Tätigkeit Friedrich d. Gr. in Schlesien ...“ veröffentlichte, stieß ich natürlich beim Forschen auch auf die Kolonien im Kreise Brieg rechts der Oder. Unter anderem fand ich da Neu-Limburg. Hierbei kam ich auf den Gedanken, die genaue Herkunft der Siedler herauszukommen. Das ist für eine Auswanderung um 1770 naturgemäß eher möglich als für die Zeit um 1270. Wo aber fand sich nun die erdkundliche Bezeichnung: das „Limburgische“! Es war, wie sich bald herausstellte, nicht das Limburg a. d. Lahn. Dafür gab es aber aus alter Zeit herkommend: die Schenken von Limpurg. Und die wiederum saßen nicht auf der ‚Limpurg‘ sondern auf einer Burg Speckfeld, die inzwischen zur Ruine geworden war. Und ihre Untertanen saßen wie ehemals zu Füßen dieser Burg unterhalb der Weinberge in dem Markort Markt-Einersheim bei Kitzingen im Frankenland. Langsam lichtete sich das Dunkel, nachdem erst dieser Ort gefunden war. Und wenn nun um 1772 aus Markt Einersheim im ‚Limpurgischen‘ Bauernsöhne nach Schlesien ausgewandert waren, so mußte man etliche von ihnen noch finden können. Und wo? Natürlich im kirchlichen Trauregister. Zu solch einem Unternehmen gehörte Wagemut, Selbstvertrauen und gelerntes Können. Die nach Schlesien in den Kreis Brieg Ausgewanderten waren nicht die schlechtesten sondern die besten Bauernsöhne, eben die, die daheim als 2. oder 4. Söhne keine Zukunft für sich sahen. Nun aber: zu solchem Wagnis, sollte es gelingen, brauchte man eine handfeste Ehefrau, kein zimperliches Ding, schon für den langen mühsamen Weg auf den damaligen elenden Straßen mit der Hofwehr, etwa noch mit Kuh oder Pferd — und das von Franken bis Schlesien. Die nach längerem Forschen erteilte Auskunft trog nicht. Herr Christian Schuchard schrieb unter dem 30.12.1972 nach langem Suchen in der Pfarrbeschreibung und dem Traubuch der evangelischen Kirchengemeinde Markt Einersheim aus der Pfarrbeschreibung S. 262 folgenden Befund: „In den Jahren 1770 bis Anfang 1773 gab es durch anhaltend schlechte Witterung und Feuchte Som-

<sup>37)</sup> Hermann Hirschberg, Schlesischer Pfarr-Almanach, Berlin 1893, S. 67; „Silesia Sacra, Histor.-statist. Handbuch über das evang. Schlesien, Görlitz 1927, S. 93 ff u. S. 580

mer eine Teuerung, die hier empfindlich spürbar wurde. Und da viele Leute sich mit schlechten Lebensmitteln behelfen mußten, gab es auch allerlei Seuchen, sonderlich die Ruhr, und dadurch auch viele Todesfälle. Deshalb wanderten 1771 einige Familien nach Polen aus. Auch diese hatten einen schlechten Tausch gemacht. Wer arbeiten will, kann sich sein Brot verdienen. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“ Ein späterer Zusatz lautete: „Gemeint ist das jetzt polnisch gewordene Oberschlesien“. Auch das stimmt natürlich nicht, denn der Kreis Brieg gehört zu Mittelschlesien, Reg. Bezirk Breslau. Und auch Oberschlesien wurde in seinem übergroßen Teil nicht polnisch. Nun geht es im Bericht weiter: „Neu Limpurg wird da gegründet.“ Aus weiteren Mitteilungen ergab sich, daß zwischen 1771 und 1775 zwei Auswanderungsgruppen, einmal mit 75 und zweitemal mit etwa 36 Personen mit ihrer Hofwehr nach Schlesien ausgewandert sind. Sie besiedelten die Kolonie im Kreise Brieg, die sie Neu-Limpurg nannten nach ihrer fränkischen Gutsherrschaft, den „Schenken von Limpurg“, die ihnen die Auswanderung gestattet hatten. Aus Limpurg wurde schließlich Limburg. Auch im Traubuch finden sich diesbezügliche und typische Hinweise. So heißt es von Ehepaaren, die vor ihrer Auswanderung getraut wurden:

„Georg Martin und Anna Barbara Wilfahrtin, Georg Wilhelm Knorr und Maria Barbara Wilfahrtin, Johann Georg Rudel und Anna Apolonia Droßlin, den 25. Mai 1771 auf Herrschafts Erlaubnis privatim in der Kirche als Emigranten, die ihr Glück in Schlesien suchen wollen, copuliert worden.“ „Joseph Christoph Metzner und Anna Margarete Kernin sind auch als Emigranten nach Schlesien, auf obige Art, privatim am 28. November 1771 copuliert worden.“ „Friedrich Gebhard und Maria Margarete Droßlin sind auch als Emigranten nach Schlesien, auf obige Weise am 11. Januar 1772 privatim copuliert worden.“<sup>38)</sup> Diese Nachforschungen und ihre Ergebnisse führten dazu, daß sich der frühere Rektor, Bürgermeister und engagierte Heimatforscher Fritz Ortner in Markt Einersheim in die Forschung einschaltete mit der berechtigten Frage, wo denn wohl jetzt die Neu-Limburger, die doch vertrieben wurden, seien? In dieser Frage konnte ich auf die Patenstadt Goslar verweisen, wo Herr Hüenthal nun das Dreigestirn Hultsch-Ortner und Reinhard Frohne, der Vertrauensmann der Neu-Limburger in Iserlohn, zusammenführte. Die Neu-Limburger waren in ihrer Mehrzahl aus den Viehwaggons in Iserlohn 1946 ausgeladen und hier in die Umgebung verteilt worden. Herr Frohne hat sich sehr um die Zusammenführung der Neu-Limburger verdient gemacht. Ein reger Austausch zwischen Markt Einersheim und Iserlohn setzte ein. Und er erreichte mit den Markt Einersheimer Festwochen 1982 seinen ersten Höhepunkt. Vom 20.-22. August trafen die Neu-Limburger mit Bus und Autos in Markt Einersheim ein. Die Marktgemeinde hatte am Ausgang des Ortes nach Osten hin einen Gedenkstein schaffen und aufstellen lassen,

<sup>38)</sup> Gerhard Hultsch, Die kolonialisatorische Tätigkeit Friedrich d. Gr. in Schlesien, in: Jahrbuch für Schles. Kirchengeschichte Bd. 52/1973, S.118/119

der in den wuchtigen Granit eingegraben, den Weg der Limburger Siedler 1772 nach Neu-Limburg im Kreise Brieg, die Vertreibung 1946 nach Iserlohn und die Wiederfindung der alten Heimat Markt Einersheim 1981 sinnhaft schlicht und eindrücklich darstellte. Die erinnerungsträchtige Enthüllung des Denksteines war echte Besinnung vor froher Feier, wo beim Umzug durchs Städtchen die alten Neu-Limburger mit im Festzug marschierten und manche Träne vergossen wurde. Marktgemeinde und Einwohner haben durch ihre finanziellen Opfer diesen Denkstein gesetzt, der die jetzigen Franken im Kitzinger Land mit den schlesischen Franken in Iserlohn aufs engste verbindet. Das führte nun selbstverständlich dazu, daß die Markt Einersheimer den Neu-Limburgern im Mai 1983 in Iserlohn einen Gegenbesuch machten, den die Stadt Iserlohn unterstützte. Zum 2. Male fuhren die Busse mit nachdenklicher und fröhlicher Fracht. Wie in Markt Einersheim Gottesdienst und Denksteinenthüllung im Mittelpunkt der Veranstaltungen standen, so auch hier der Gottesdienst in der Obersten Stadtkirche zu Iserlohn, den der westfälische Pfarrer mit dem schlesischen Kirchenrat gestaltete und in dem ein mächtiger Kirchenchor die Liturgie sang. So wird Geschichte, die im Buche beschrieben ist, zu lebendiger Wirklichkeit, wenn sie recht begriffen wird.<sup>39)</sup>

*Dr. Dr. Gerhard Hultsch*

<sup>39)</sup> Markt Einersheim, Festschrift 1982, Hrsg Fritz Ortner, Scheinfeld 1982, S. 38 ff. u. Unser Weg, Rundbrief 2/83, Iserlohn S. 16 ff.

# Die Gerlachsheimer »Böhmischen Brüder« und ihr Führer Augustin Schultz

von Herbert Girke, Dassel-Ellensen

Die Hauptquellen zur Behandlung des vorliegenden Stoffs sind der selbstverfaßte Lebenslauf von Augustin Schultz in den »Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1850« (32. Jg., IV. u. V. Heft) und das »Kirchenbuch der zu Riecksdorff angesetzten böhmischen Gemeinde von 1737«, sowie von Moritz Käuffer: »Abriß der Geschichte des Dorfes Gerlachsheim«, Görlitz 1847. Nach diesen Unterlagen habe ich die Arbeit aufgebaut, dazu noch eine Reihe anderer Werke (s. Literaturverzeichnis) benutzt, die sich vornehmlich mit der Brüdergemeinde befassen, um mit Hilfe dieser über den Ursprung und das Wesen dieser Gemeinde berichten zu können. Ohne den Zusammenhang mit der vollständigen Geschichte der Brüderunität bliebe die Gerlachsheimer Brüdergemeinde isoliert und ihre Entwicklung nicht verständlich. Man kann sie also nicht vereinzelt herauslösen, sondern muß sie in dem Rahmen sehen, in dem sich ihr Schicksal wie das der gesamten evangelischen Bewegung in Böhmen vollzogen hat.

Gerlachsheim liegt an der Grenze des Bezirks Friedland in Böhmen und gehörte im Südteil der Oberlausitz mit dem Quellgebiet des Queißes zum Kreise Lauban. Dieser unterstand bis 1815 dem Königreich Sachsen und kam erst danach zum preußischen Schlesien, das 1945 der Volksrepublik Polen übergeben wurde. Die Grenzverhältnisse bedingten in ihren Vorgängen eine ständige Anteilnahme der Bevölkerung mit diesen. Denn sie erlebte selten ruhige Zeiten, und was sich im Schicksal der Protestanten Böhmens ereignete, schlug sich auch hier nieder und zog die Grenzbevölkerung mit hinein. Die böhmischen Brüder bildeten nur einen Teil der evangelischen Bewegung und spielten in ihr eine besondere Rolle.

Sie entstanden in einem Volk, das zur römisch-katholischen Kirche und dem deutschen Reich gehörte. Dieses Volk wurde damals »von anderen Nationen Boheme genannt«, wie Schultz in der Einleitung seines Kirchenbuches von 1737 vermerkt<sup>1)</sup>, »unter sich selbst aber nennen sie sich nach ihrem duce Cycho: Cechowe«, d.h. Tschechen. Nach seiner Darstellung sollen diese unter jenem Czecho um 640 n. Chr. mit 600 Personen in Böhmen eingewandert sein und das Land von Gott verheißen in Besitz genommen haben. Die Bekehrung dieser Tschechen und der angrenzenden Mähren zum Christentum erfolgte zunächst von der römisch-katholischen Kirche unter dem Neffen Ludwigs des Deutschen Rastislaw. Zur weiteren Christianisierung berief Rastislaw (863) »die griechischen Bischöfe Cyrillus († 869) und Methodius († 885)«, so daß eine von Rom

<sup>1)</sup> Kirchenbuch, S. 2/3.

unabhängige Kirche mit slavischer Liturgie sowie slavischer Kirchensprache unter Billigung Roms entstand. In seinem Kirchenbuch schreibt nun Schultz weiter, daß sich »der römische Stuhl« viel Mühe gegeben habe, sie für seine Kirche zu gewinnen. Papst Gregor (V. 996–999) sei es »endlich gelungen«, die Böhmen und Mähren von der griechischen Kirche zu trennen, indem er die griechische Liturgie abschaffen und durch die deutsche oder lateinische ersetzen ließ. Ebenso wurden alle diesbezüglichen Bücher entfernt und »andere Bücher unter die Hände« gebracht<sup>2)</sup>.

*»Obwohl die Päpste die Oberhand gewonnen haben, ist doch diese Nation allezeit nur als Gefangener unter dem römischen Joch anzusehen gewesen, die sobald als möglich, sich losgerissen und ihre Gewissensfreiheit gesucht haben. Auch hat es nie an teuren Männern gefehlt, die die evangelische Wahrheit verteidigt haben und oft mit Wagung ihrer Hälse dem papistischen Unfug Widerstand getan haben«<sup>3)</sup>.*

In diesem Zitat aus dem Kirchenbuch gibt wohl Schultz den unbedingten Freiheitswillen der Tschechen wider, der gewiß einer allgemeinen Stimmung im Volke entsprach. Sicher wollte er auch zum Ausdruck bringen, daß für künftige freie Entwicklungen bereits der Boden vorhanden war.

Mit viel »Krieg und Blutvergießen« hat die römisch-katholische Kirche versucht, ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten. Jedoch hatten die Lehren von Johann Hus († 1415) schon weite Kreise der Tschechen erfaßt, und sie strebten eine Reform der Kirche an »Haupt und Gliedern« an. Hus übernahm die Forderungen von Milič von Kremšier († 1374), »des Vaters der böhmischen Reformation«, sowie dessen Schülers Matthias von Janow († 1393) und wurde darin durch die Schriften von John Wicliff († 1393) unterstützt<sup>4)</sup>. Nachdem Hus auf dem Konzil zu Konstanz 1415 als Ketzer verurteilt und verbrannt worden war, kam es zum offenen Widerstand, den Hussitenkriegen. *»Abgestoßen von dem gewaltsamen Treiben der Hussiten wie von der nicht in die Tiefe dringenden Kritik des Erzbischofs Rokycana in Prag sammelte sich um dessen Neffen Gregor einem Landedelmann eine Gruppe von Laien, die gute Priester und wirkliche Nachfolger Christi im Sinne eines positiven Biblizismus suchten«<sup>5)</sup>.*

Sie kamen in Kunwald in den Reichenauer Bergen (Nordost-Böhmen) »bald nach dem Tode König Vladislavs (Nov. 1457)«<sup>6)</sup> zusammen und gründeten hier im gleichen Jahr<sup>7)</sup> die erste Brüdergemeine. Ihr Bekenntnis hat Bruder Gregor in einem Brief aus dem Gefängnis zu Teplitz (1461) folgendermaßen zusammengefaßt: *»Wir sind solche, die sich ein für allemal entschlossen haben, sich nur durch das Evangelium und durch das Vorbild des Herrn Christus und der heili-*

2) ebd., S. 3.

3) ebd., S. 3.

4) Ričan, S. 8/9.

5) RGG 3. Aufl., 1. Bd. Sp. 1435.

6) Müller I, S. 70.

7) Kirchenbuch, S. 3 Randvermerk.

gen Apostel in Sanftmut, Armut, Geduld und Feindesliebe leiten zu lassen«<sup>8)</sup>. Die Brüder beschlossen »die Bibel als Regel für dogmatische Fragen und als Vorbild für die Erneuerung der apostolischen Kirche aufzunehmen«<sup>9)</sup>. Sie schlossen sich zu einer Vereinigung der »Brüder vom Gesetz Christi« zusammen. Bald danach nannten sie sich »Brüderunität« oder »Unitas Fratrum«, woraus die Bezeichnung Unität abgeleitet ist<sup>10)</sup>. 1467 wählten sie sich in Lhotka bei Reichenau eigene Priester, die Priesterältesten hießen bei ihnen Bischöfe<sup>11)</sup>.

Die entscheidenden Grundgedanken des hussitischen und brüderischen Programms sind: »Die Spendung des Heiligen Abendmahls unter beiden Gestalten; die Muttersprache beim Gottesdienst; die Loslösung der Priester vom übermäßigen Besitztum; die Errichtung eines romfreien Priesterstandes und die Verwerfung der Inquisitionsgewalt«<sup>12)</sup>. Damit näherten sich die Brüder auch Luthers Anliegen und nahmen mit ihm Verbindung auf (1518 bis 1523). Die Beziehungen entwickelten sich anfangs günstig. Luther gibt den Brüdern das Zeugnis: »Wie gar viel näher seid ihr dem Evangelio denn alle anderen, die mir bekannt sind«<sup>13)</sup>. Nach 1524 wurde aber »der beiderseitige Verkehr amtlich nicht fortgesetzt«<sup>14)</sup>.

In Böhmen sollte die evangelische Lehre beseitigt werden, »was jedoch den Papisten, Clerisei und Obrigkeit« nicht gelungen ist, schreibt Schultz. »Evangelische Bücher wurden weggenommen, verbrannt und die Brüder versuchte man durch Gefangennahme, Schläge und andere Plagen in das römische Joch zu zwingen. »Leider erhielten die Protestanten in Böhmen im 18. Jahrhundert nicht mehr die Freiheit, offiziell zu emigrieren, wie es einst unter Kaiser Rudolph II. durch den Majestätsbrief von 1609 möglich war. Die Auswanderung geschah darum mehr oder minder heimlich unter großen Opfern und Gefahren. Davon berichtet Schultz in seinem Kirchenbuch<sup>15)</sup> eingehend. »Sie haben das Ihre verlassen, Gefahr gefangen genommen, ausgeliefert, eingesperrt, hart gestaut und Leben zu verlieren auf sich genommen«. Viele sind auf der Flucht ergriffen und zurückgebracht worden. Wie groß die Emigration gewesen sein kann, weiß Schultz nicht. Er schätzt sie aber gleich der Zahl der »Salzburger« auf etwa 22 000<sup>16)</sup>, während Ričan 5–6000<sup>17)</sup> annimmt. (Nach Walters Geschichte des Christentums wurden 1731 aus Salzburg 20 000 vertrieben)<sup>18)</sup>.

Große Ansiedlungen von Brüdern entstanden in Neustadt, Meißener Land, Dresden, Zittau, Ober- und Niederörtmannsdorf, Gebhardsdorf, Großen-

8) Müller I, S. 85.

9) RGG 3. Aufl., 1. Bd. Sp. 1435.

10) ebd.

11) ebd.

12) Ričan S. 82/83.

13) Müller I, S. 416.

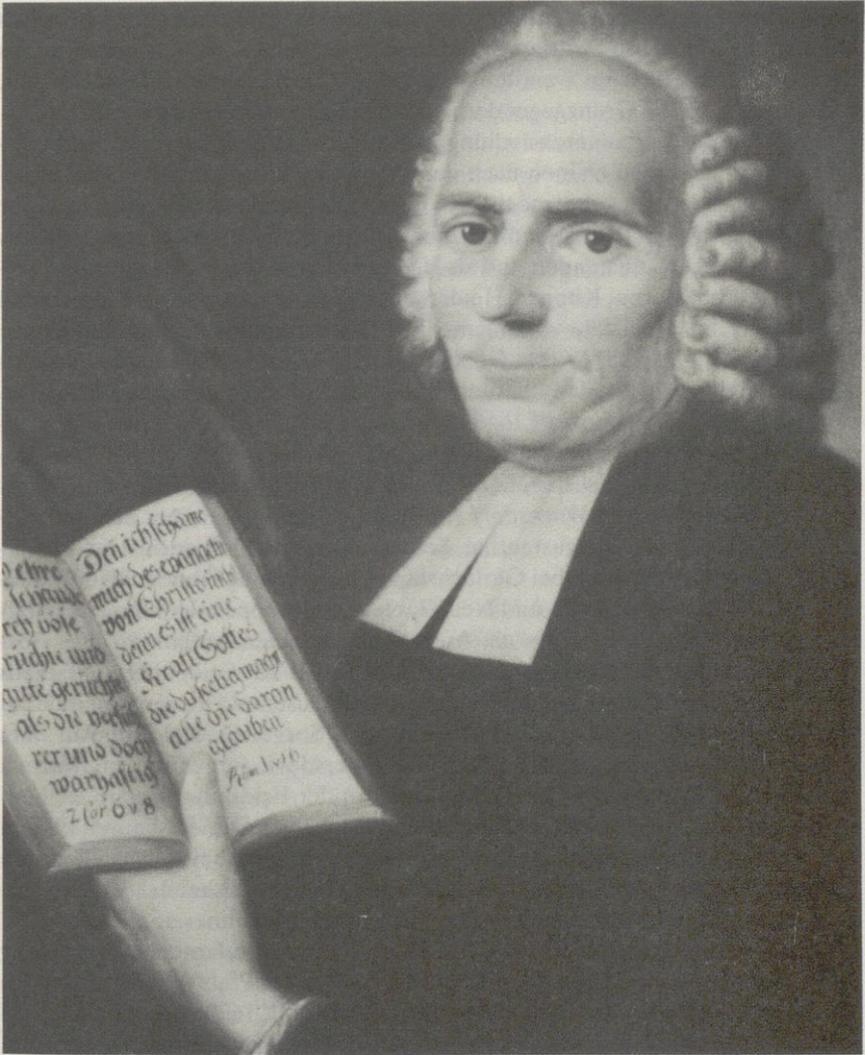
14) ebd., S. 417.

15) Kirchenbuch, S. 6–10.

16) ebd., S. 16.

17) Ričan, S. 244.

18) Joh. v. Walter, Geschichte des Christentums, 3. Aufl. 1950, Bd. 2, S. 608.



Augustin Schultz (1693–1752)

nersdorf und Gerlachsheim in der Ober-Lausitz, die 1635 mitten im 30jährigen Krieg von Böhmen zu Sachsen gekommen war. Sachsen galt als der Hort des Protestantismus. Darum wandten sich die Flüchtlinge überwiegend dorthin, vornehmlich »in die Grenzgegenden, um ihrer Heimat nahe zu sein«<sup>19)</sup>.

Ehe ich auf die Exulantsiedlung in Karlsdorf, einem Seitenteil von Gerlachsheim, das seinen Namen nach dem Sohn des Ernst Christoph von Gersdorf, Karl, erhielt, eingehe, möchte ich noch kurz die Niederlassungen in dieser Umgegend erwähnen. Sie sind so zahlreich, daß sie fast den ganzen Kreis Lauban bedecken. Zu nennen sind als *Hauptexulantendörfer* die Dörfer um Seidenberg, ferner Berna, Küpper, Heidersdorf, Linda, Geibsdorf, Lichtenau und alle Dörfer im Queistal, vor allem die Dörfer im südöstlichen Zipfel wie Schwerta, Rengersdorf, Wiesa, Gebhardsdorf<sup>20)</sup>. »Auf Meffersdorfer Flur entstanden allein sechs Exulantenkolonien: *Grenzdorf 1659, Bergstraß 1661, Wiggandsthal 1667, Neu-Gersdorf 1668, Straßberg 1669, Heide 1670, ferner Hagedorf, Goldbach, Scholzendorf, Karlsberg, Neu-Gebhardsdorf, Ober-Gebhardsdorf, Augustthal, Neu-Scheibe, (Alt-Scheibe war um 1550 entstanden), Schwarzbach, Estherwalde, Neu-Warnsdorf und Neu-Schweinitz*«. Ferner neben Goldentraum die Kolonien Augustenthal, Schreiberbach und Löbenslust bei Lichtenau, Karlsdorf und Prettin bei Gerlachsheim, Lindenfeld, Lindenhöh und Waldeck bei Linda, Neu-Löben und Neu-Gablenz bei Küpper, Hohberg bei Pfaffendorf und Königsfeld bei Berna. Auch die zahlreichen Ausbauten alter Dörfer sind damals geschaffen worden wie Neuklix bei Alt-Seidenberg, Neuhaus bei Berna, Mittel-Grund, Nieder-Grund, Ziegelhäuser und Petersgemeinde bei Gerlachsheim. Döbschütz bei Hartmannsdorf, Sorge, Städtel und Auf dem Brande bei Schwerta, Grunddörfel bei Rengersdorf, ferner die zahlreichen Felddörfer. Die Exulantendörfer sind meist in der Feldflur gelegene Reihensiedlungen, die fast nur aus Häuslerstellen bestehen<sup>21)</sup>. Die Ausbauten konnte man recht deutlich an den Seitenzweigen von Gerlachsheim feststellen. Im Hauptdörfel längst der Straße am Dorfbach, dem Gerlachsheimer Wasser entlang, lagen nur die Besitzungen der ursprünglichen Bewohner.

Der 30jährige Krieg war die Ursache der ersten Exulanteinwanderung nach Gerlachsheim. Als Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz (»Winterkönig«), 1619 von den böhmischen Ständen zum König gewählt, 1620 in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag geschlagen war, setzte in dem fast ganz protestantischen

<sup>19)</sup> Wilhelm Menzel, Heimatbuch des Kreises Lauban, 2. Aufl. 1966.

<sup>20)</sup> ebd., S. 93 ff.

<sup>21)</sup> ebd., 2. Aufl., S. 94 f. »Am 18. Mai (1779) fuhr er (Friedrich der Große) von Breslau ab und ging über Ohlau, Löwen nach Kosel. Am 2. Tage reiste er über Ratibor, Pless nach Rybnik. Von hier gelangte er am 3. Tage über Rauden, die Messingwerke bei Jacobsvalde, Tinlowentzitz, die Kolonien Kupferberg, Grafenroth, Berschau bis zur Zedlitzer Eisen- und Drahhütte. Am nächsten Tage kam er über die Kolonien Printzow, Heinrichsfelde, Georgenberg nach Kreuzburg und weiter über Constanz, die Kolonie Piastenthal nach Brieg. Von hier traf er am 5. Tage, dem 22. Mai wieder in Breslau ein...; (Ernst Pfeiffer, Die Revuereisen Friedrich des Großen, besonders die schlesischen nach 1763. Berlin 1904. Neudruck Kraus Reprint Vaduz 1965, S. 54f).

Böhmen eine blutige Gegenreformation ein. 1624 hatte »der Friedländer Superintendent Günther, in feierlichem Zug von 2000 Gemeindegliedern begleitet,« die Stadt verlassen<sup>22)</sup> und hatte »auf der Kunnersdorfer Höhe seine Abschiedspredigt gehalten«. Die Gemeindeglieder suchten danach in der weiteren Umgebung Zuflucht. Ein Teil der Vertriebenen hatte in der Petersgemeinde von Ober-Gerlachsheim Unterkunft gefunden und wartete auf die Möglichkeit einer Rückkehr. Sie gelang nur einer bestimmten Zahl, die anderen blieben in Gerlachsheim. Die Predigt des Superintendenten, die sich bis zur Vertreibung 1946 noch im Pfarrarchiv befand, spiegelte etwas von der Not der Bedrängten wieder, aber auch von der Zuversicht auf Gottes Schutz und Hilfe.

Nach dem Anschluß der Oberlausitz von Böhmen zu Sachsen 1635 suchten unzählige um des Glaubens willen verfolgte und bedrückte Menschen in Gerlachsheim ein Unterkommen. Hauptsächlich kam es nach dem Friedensschluß 1650 »zu massenhaften Auswanderungen« ... »die das ganze 17. Jahrhundert hindurch bis ins 18. Jahrhundert hinein fort dauerten. Ganze Gegenden in Böhmen wurden menschenleer« ... »Schlesien, dessen protestantische Fürsten erst die Vertriebenen aufnahmen, war zum großen Teil (1648) an den Kaiser zurückgefallen. Auch dort wanderte man aus. Daher wandte sich die Hauptzahl der ostböhmischen und der schlesischen Exulanten nach der sächsischen Ober-Lausitz, besonders aber nach dem weit zwischen beide Länder vorgeschobenen Südostzipfel«<sup>23)</sup>. Obwohl in Böhmen »nirgends mehr Religionsfreiheit« besteht, geht die Arbeit des Reiches Gottes weiter. Dies hebt Schultz hervor, bedauert aber, und das war sein größeres Anliegen, daß bis auf das Jahr 1724 »nichts mehr von einer sich ausbreitenden und gesegneten Erweckung, noch viel weniger guten Verfassung zur Bewahrung der Seelen gehört worden sei«<sup>24)</sup>.

In Sachsen hatten bereits 1725 viele Gemeinden selbst einen Prediger, vor allem diejenigen Gemeinden, die – wie die Herrnhuter – aus dem deutsch sprechenden Bevölkerungsteil in Mähren stammten. Schwierig war es für die tschechisch sprechenden Exulantengemeinden in Nieder-Örtmannsdorf und Gerlachsheim, denen trotz ihrer Größe ein eigener Pfarrer fehlte. Sie kamen sonntäglich zusammen, um, wie z.B. in Gerlachsheim in den Bretthäusern, eine Lesepredigt in ihrer Sprache zu hören. »Aber die Leute waren fast tot«, klagt Schultz, und sie mußten »alle üblen Gebräuche im Lande mitmachen«, z.B. bei Hochzeiten und Kindtaufen den sogenannten Bierzug, dazu wüste Trinkgelage«. So wird aus jeder Hochzeit und jedem Kindtaufen ein Sauftag, dabei wird viel gesündigt. »Bei der Taufe des Sohnes eines gewissen Georg Nemez sind auch zwei gottselige Paten aus Schlesien zugegen und erleben solch ein Taufgelage, von der Herrschaft noch dazu veranlaßt«<sup>25)</sup>. Sie drängen auf »eine fromme

<sup>22)</sup> Käuffer, Abriß, S. 18.

<sup>23)</sup> Heimatbuch, 1. Aufl. 1928, S. 253.

<sup>24)</sup> Kirchenbuch, S. 22.

<sup>25)</sup> Kirchenbuch, S. 23.

Herrschaft«, welche den »Bierzug in ihrem Dorfe nicht« gestattet<sup>26)</sup> und finden sie in der Gräfin Henriette von Gersdorf, einer Tante Zinzendorfs in Groß-Hennersdorf, die bereits böhmische Exulanten bei sich aufgenommen hatte. Sie verständigt sich mit ihrem Verwandten Christoph Ernst von Gersdorff, dem Grundherrschaft von Gerlachsheim, und bittet, ihr einige böhmische Familien zu überlassen. Diesen baut sie »an ihrem Ort etliche neue Häuser, gibt ihnen auch Acker dazu, wie sie die Gerlachsheimer gehabt haben. Zu dieser Gemeinde sucht sie einen redlichen Prediger« und findet ihn in Johann Liberda<sup>27)</sup>.

Obgleich aus Gerlachsheim etwa fünf Familien nach Großhennersdorf gezogen waren, blieben noch einige am Ort, zu denen 1727/28 neue Emigranten aus Böhmen einwanderten. Alle Bewohner von Gerlachsheim kamen den Vertriebenen »liebervoll« entgegen. »Reiche Gaben« sind diesen zugeflossen, »und während der Jahre, daß Karlsdorf von ihnen bewohnt blieb, haben die Gerlachsheimer für sie großes Interesse bewiesen«. Auch von dem Gutsherrn Ernst v. Gersdorff wurden sie »günstig« aufgenommen und »erhielten unter sehr vortheilhaften Bedingungen Land zum Anlegen einer Kolonie«. Die Zahl der Ankömmlinge nahm zu und »soll über 300 betragen haben«, schreibt Käuffer in seinem Abriß. Diese Zahl dürfte kaum dem eigentlichen Tatbestand entsprechen haben<sup>28)</sup>, denn aus den »Nachrichten« geht hervor, daß 1729 erst sieben Häuser standen und für das achte »ein Anwärter vorhanden« war. Jetzt erinnerte die kleine Gemeinde Herrn von Gersdorff an sein Versprechen, »sobald acht Häuser belegt wären, eine Kirche zu bauen«. Aber sie wollte zuvor einen Prediger, der ihre böhmische Sprache beherrschte. Sie sandte einen Mann nach Großhennersdorf und trat mit Schultz, der sich dort gerade ein Jahr aufhielt, in Verbindung. Diesen empfahl ihr Wanek, der Inspektor des Waisenhauses, und Schultz nahm an. Er ging mit nach Gerlachsheim, um sich der Gutsherrschaft vorzustellen. Da die Gemeinde mit 40 Personen, jung und alt, zu klein war und sich aus sehr armen Menschen zusammensetzte, »denn die Leute konnten nichts geben und der Grundherr hatte auch nichts übrig«, erschien es unmöglich, einen Lehrer anzunehmen. In seinem Lebenslauf notiert Schultz dann: »Ein Mann namens Nemez bat die Herrschaft, sie möchte doch im Glauben etwas wagen.« »Als er solches dem Herrn in deutscher Sprache vorgetragen hatte, wandte dieser sich einige Schritte von uns, kehrte sodann sein Angesicht zu mir und sagte: »Wenn doch nur ein Mann da wäre, der es im Glauben wagen und annehmen wollte. Gern würde ich ihm Jahr und Tag freie Kost geben.« Ich konnte daher nicht anders als Ja sagen. Es sprach sich in Gerlachsheim herum, daß ein böhmischer Prediger eingesetzt werden sollte, der sich in Großhennersdorf aufgehalten habe. Großhennersdorf war als Pietistennest verdächtig<sup>29)</sup>. So kam

<sup>26)</sup> ebd., S. 23.

<sup>27)</sup> ebd., S. 23.

<sup>28)</sup> Käuffer, S. 21/48.

<sup>29)</sup> Nachrichten, S. 645.



Innenansicht der ev. Kirche in Karlsdorf (Foto aus dem Jahre 1941)

auch Schultz in den Verdacht, dieser Richtung anzugehören. Von den Kanzeln wurde vor den Pietisten gewarnt und die Berufung beinahe rückgängig gemacht. »Aber nach Gottes gutem Willen blieb es dabei«.

1729 am hl. Christabend zog er ein und predigte an den drei Festtagen. Er wohnte bei einem Weber, der ihm eine Stube einräumte, und fing an, Gottesdienst zu halten. Der Hauswirt hatte auf seinen Wandel zu achten, daß keine »Unordnung« entstehe, und »dann wurden alle Zusammenkünfte verboten«, außer sonntags zwei Predigten und freitags eine Betstunde oder Predigt. Das verletzte die Böhmen sehr, denn sie wollten Gottes Wort hören und am liebsten täglich etliche Male etwas Erbauliches. Beim Antritt des Amtes rief er Gott um Weisheit und Gnade an, denn er »hatte Angst, da in der ganzen Gegend kein Mensch war«, der ihn hätte unterstützen können. Er wohnte wie unter Schlangen, die keine lebendige Erkenntnis von Christo hatten. »Das ganze böhmische Häuflein war ganz tot bis auf oben genannten Nemetz. Gott schenkte bald einige Seelen, mit denen er beten und sich im Glauben stärken konnte«<sup>30</sup>).

An Auseinandersetzungen mit dem Ortsgeistlichen *Pastor Christian Adam König* hat es nicht gefehlt, wie das Verbot der Zusammenkünfte und ihre Überwachung gezeigt haben, denn König gehörte der »streng lutherischen Orthodoxie« an und lehnte die pietistische Richtung ab<sup>31</sup>).

Wer war nun dieser Augustin Schultz? War er ein solcher Pietist, daß Pastor König von der Kanzel gegen ihn Stellung nehmen mußte? Augustin Schultz wurde am 23.5.1693 in Breslau geboren. Sein Vater war »ein Barettmacher oder Stricker«. Seine Mutter stammte aus der Gegend von Militsch und war katholisch, nahm aber vor ihrer Ehe »die evangelische Lehre« an. Da sein Bruder an einer Kopfkrankheit litt, wollte seine Mutter, die bereits 1700 starb, nicht, daß Augustin studierte. Er sollte darum einen kaufmännischen Beruf ergreifen, was aber insofern fehlschlug, als er »die Ware wohlfeiler, als sie uns zu stehen kam«, weggab<sup>32</sup>.) Schon im Alter von 11–13 Jahren zeigte sich bei ihm ein ausgeprägtes Sündenbewußtsein. Das setzte ihm so zu, daß er bei einem Abendmahl »bitterlich« weinte. Wenn er auch Trost und Frieden erlangte, blieb seine größte Sorge, »wieder zu sündigen«<sup>33</sup>). Das begleitete ihn lange Zeit. In seinem solchen Kummer wanderte er, bereits in Jena während seines Studiums 1712, einmal in den Wald und wurde unterwegs im Gehen »von Gott zum Gebet erweckt und fühlte sich gedrungen auf die Knie zu fallen«<sup>34</sup>).

Nach zweieinhalb Jahren in Jena meinte er, die Weisheit eines Kirchenlehrers zu besitzen und begann kurz nach seiner Rückkehr in Breslau zu predigen (1714). Hier lernte er auch von einem Prediger, der eine polnische Gemeinde betreute, polnisch und konnte bald Predigten in dieser Sprache halten. Als er

<sup>30</sup>) ebd., S. 646.

<sup>31</sup>) Käuffer, Abriß, S. 49.

<sup>32</sup>) Nachrichten, S. 592.

<sup>33</sup>) ebd., S. 593.

<sup>34</sup>) ebd., S. 595.

sich 1715 in Pitschen Bezirk Brieg bei Oberpfarrer Sassadius aufhielt, sagte eines Tages dessen Sohn zu ihm: Er sei nicht wiedergeboren, was ihn sehr bedrückte<sup>35</sup>). Aber er war erweckt und beschäftigte sich mit Beten, Singen und Bibellesen. Je mehr er in die Bibel eindrang, umso mehr fand er, daß er von der Sünde frei und der »Schöpfung, Erlösung und Heiligung« teilhaftig werden konnte<sup>36</sup>). Schließlich kam er auf den Gedanken, auch seine Eltern, d.h. den Vater und seine Stiefmutter bekehren zu wollen, was jedoch mißlang. Wohl aber hatte er bei seiner Schwester Erfolg<sup>37</sup>). Er versuchte, »ständig an Gott zu denken«<sup>38</sup>). Nach drei Jahren gelang ihm diese Mühe. Doch »der Teufel setzte« ihm später derart zu, daß ihm Zweifel an der Grundwahrheit der christlichen Lehre überkamen. Jer. 17, 9 hat ihn aus der Tiefe der Beugung gerettet, und durch die Bekehrung erlangte er Vergebung seiner Sünden<sup>39</sup>). Er begann Gott zu loben, zu danken und zu preisen und erkannte, daß das Geheimnis der Wiedergeburt und ebenso das der Buße »im Sinn ändern« bestehe<sup>40</sup>).

Ab 1719 arbeitete er in mehreren Stellen Schlesiens<sup>41</sup>), und 1722 verbrachte er längere Zeit in Teschen, wo er Macher kennen lernte. 1727 führte ihn der Weg nach Görlitz und Biesnitz in einen kleinen Kreis Erweckter. 1728 war das Jahr einer Reise durch Schlesien<sup>42</sup>) (Nieder-Wiesa, Friedersdorf a.Q., Schweidnitz, Peterswaldau, Langenbielau, Diersdorf, Pitschen, Brieg). Dann verläßt er Schlesien und geht in die Oberlausitz, wohin er aus dem Gefängnis in Brieg (hier saß er wegen pietistischer Gesinnung) durch den Grafen Gersdorf auf Uhyst als Katechet für dessen Wenden berufen wurde. Die erforderlichen Hilfsmittel zur Erlernung der wendischen Sprache hatte er bereits erhalten, da änderte sich dieser Plan. Die Herrschaft von Großhennersdorf, Freiin Henriette v. Gersdorf nahm ihn als Lehrer in das von ihr neu gegründete Waisenhaus (Katharinenstift) und bot ihm »Tisch und Unterhalt«, bis er ein »anständiges Amt« bekommen würde<sup>43</sup>). In Großhennersdorf erfuhr er viel Gutes. In dieser Lage traf ihn jener bekannte Böhme namens Nemez, der einen der böhmischen Sprache kundigen Prediger suchte. Obwohl Schultz diese Sprache nicht beherrschte, konnte er sich durch die verwandten Sprachen polnisch und wendisch bald das Tschechische aneignen.

Konnte man Schultz als Schwärmer ansehen, wie das in verschiedenen Darstellungen behauptet wird, z.B. Heimatbuch des Kreises Lauban (1. u. 2. Aufl.)<sup>44</sup>) und Hüttig in Geschichte der Oberlausitz<sup>45</sup>)? Auch Käuffer schreibt in

<sup>35</sup>) ebd., S. 600.

<sup>36</sup>) ebd., S. 602.

<sup>37</sup>) ebd., S. 605.

<sup>38</sup>) Nachrichten, S. 606.

<sup>39</sup>) ebd., S. 611.

<sup>40</sup>) ebd., S. 615.

<sup>41</sup>) ebd., S. 616 ff.

<sup>42</sup>) ebd., S. 635 ff.

<sup>43</sup>) ebd., S. 644.

<sup>44</sup>) Heimatbuch I, S. 635/II, S. 293.

<sup>45</sup>) Hüttig, Geschichte d. Lausitz, Laubaner Tagebl. 1965/11.

seinem »Abriß der Geschichte des Dorfes Gerlachsheim«: »In den alten Kirchenakten finden sich merkwürdige Berichte über die schwärmerischen Glaubensmeinungen, denen sich Schultz hingeeben, und die er in seiner Gemeinde verbreitet«<sup>46)</sup>. Diese Bemerkungen Käuffers muß man wohl in seiner Abneigung gegen den Pietismus bzw. Gegensätzlichkeit heraus stark einschränken. Plüschke in seiner Chronik berichtet: »Er (Schultz) vertrat streng die Meinungen des Eiferers Zinzendorf und dessen Ansichten«<sup>47)</sup>. Schultz war ein tiefgründiger Christ, der eine außerordentlich starke Sündenerkenntnis besaß. Erst seine Bekehrung bzw. Wiedergeburt brachte ihm Befreiung von der Sündenlast und ein befreites Leben aus Christus. Luther selbst hatte ebenfalls ein starkes Sündenbewußtsein und Befreiung durch das Wort der Hl. Schrift erfahren. Wenn nun Schultz, den die Zustände in seiner Gemeinde bedrückten, mehr auf persönliche Bekehrung und Wiedergeburt drang, was in der lutherischen orthodoxen Predigt nicht geschah, so kann man das nicht als Schwärmerei bezeichnen. Sein Hauptanliegen war, die Gemeinde mit Ernst auf ein wahres, echtes Christentum hinzuweisen und zu einem solchen immer wieder zu rufen. Er konnte die Lauheit und Gleichgültigkeit nicht ertragen. Dabei mag gewiß manches Wort von ihm gefallen sein, das in den Ohren einiger andersgesinnter Christen anstößig erschien und nach Schwärmerei oder Sektiererei klang. Schultz war ein absolut überzeugter Mann, der nichts anderes wollte, als für seine Person Christus gemäß zu leben. Natürlich gab es auch Einseitigkeit, doch im großen und ganzen stand ihm als Ziel für die Gemeinde das Bild der Urgemeinde vor Augen. Er hatte das Übel seiner Zeit erkannt, und Gott gab ihm eine richtige, in die Tiefe gehende und aus ihr kommende Antwort. Menschen hörten diesen Ruf und schlossen sich zusammen. Es war lebendige Gemeinschaft innerhalb der Amtskirche.

Schultz lebte sehr bescheiden. Obwohl er, nach seinen Aussagen, viel für seinen Lebensunterhalt, auch aus anderen Ortschaften, bekam, blieb er »bei seiner Gewohnheit«: »für drei Groschen Fleisch die Woche, ein Fläschchen Nachbarbier für einen halben Groschen machte sein Getränk aus, von Kaffee, Zucker, Tee u. dergl. kam nicht für einen Groschen das ganze Jahr in sein Haus. Die Wohnung war schlecht, doch bequem. Er hatte sie selbst gebaut und kostete nicht mehr als 10 Thaler mit Holz, Türen, Fenstern usw. Die Arbeit am Hause aber machten die Zuhörer, so gut sie eben konnten, meistens umsonst. Die Zutat bezahlte er, wie gesagt, gerade mit 10 Thalern«<sup>48)</sup>.

Dann mietete er noch ein Haus für die Witwen, daß sie künftig zusammen wohnen könnten. Mietgeld wollte er bezahlen, Holz und Licht geben, morgens eine Suppe für alle herrichten lassen und jeder wöchentlich für 4 Groschen Brot geben. Seine Magd schimpfte darüber, denn er hätte selbst nicht genug. Er er-

<sup>46)</sup> Käuffer, Abriß, S. 49.

<sup>47)</sup> Plüschke, Chronik.

<sup>48)</sup> Nachrichten, S. 656.

mahnnte sie zur Stille und solle sehn, wie es geht, denn er tät es aus Glauben an Gott. Der Herr sorgte so reichlich, daß nicht nur das Versprochene, sondern mehr da war<sup>49)</sup>.

Der Grundherr Christoph Ernst von Gersdorf wollte 1730 eine Kirche bauen lassen, für die um eine Spende gebeten wurde. Zum Einsammeln wählte man einen Deutschen und einen Böhmen. Zweimal war man unterwegs, aber die Sammlung erbrachte so wenig, daß man nicht einmal den versprochenen Lohn für das Sammeln zahlen konnte. Erst die dritte Sammlung, die sich bis Sorau erstreckte, zeitigte ein gutes Ergebnis, was darauf zurückzuführen war, daß sich besonders in Sorau der Prediger Mischke, ein Bekannter von Schultz, einsetzte. Als der Grundherr feststellte, daß das Ergebnis hauptsächlich durch den Namen von Schultz zustande gekommen war, stopfte er allen dort, »wo über Schultz Übles auch auf den Kanzeln geredet wurde, das Maul«<sup>50)</sup>.

Inzwischen war 1731 die Gemeinde durch Zuzug aus Gebhardsdorf und Exulanten aus Böhmen so angewachsen, daß der Platz in den Häusern, in denen Schultz predigte, nicht mehr ausreichte, und der Bau der Kirche dringend notwendig wurde. Man begann mit dem Beschaffen von Baumaterial, aber das gesammelte Geld, auch das wohlhabender Freunde von Schultz, reichte nicht, den Bau ganz durchzuführen. »Der völlige Ausbau und die Einweihung mußten bis 1733 ausgesetzt werden«<sup>51)</sup>.

Moritz Käuffer berichtet in seinem Abriß: »Die Einweihung geschah mit großer Feierlichkeit, und sowohl der Gerlachsheimer Pfarrer König, wie der für die Böhmen als Prediger berufene Kandidat Augustin Schultz haben Reden gehalten. Zuvor erwähnt Käuffer noch, daß »der Bau des Bethauses anno 1731 begonnen und vollendet« wurde. Diese Jahreszahl<sup>52)</sup> ist als Baujahr in verschiedene Berichte aufgenommen worden, so auch von Sperlich in den »Merkwürdigen Begebenheiten«. Sie deckt sich nicht mit der Angabe von Schultz. Richtig mußte es heißen: Bauzeit 1731–1733.

Recht ausführlich äußert sich Schultz über den Zustand der Gemeinde in seinem Kirchenbuch: »Sie bestand im Anfang aus 9 Familien, die alle blutarm waren und vom Flachsspinnen sich ernähren mußten. Ihre Armut hätte beinahe verhindert, nicht mit dem Worte Gottes und dessen Predigt versorgt werden zu können, weil nicht ausgemacht war, wovon der Prediger leben sollte. Ich entschloß mich aber im Glauben aus der Hand Gottes zu leben, zumal daß die Herrschaft für ein Jahr freien Tisch gewährte, und meine Kleider am Leibe noch so beschaffen waren, »daß sie ein Jahr halten würden. Er predigte in den Stuben der einzelnen Häuser so lange, bis der Herr zu einer Kirche verhalf.« Die Kraft des Wortes bewirkte, daß »bald etliche zur Buße und Glauben kamen«<sup>53)</sup>.

<sup>49)</sup> Nachrichten, S. 655.

<sup>50)</sup> ebd., S. 647.

<sup>51)</sup> Kirchenbuch, S. 25/26.

<sup>52)</sup> Käuffer, Abriß, S. 49.

<sup>53)</sup> Kirchenbuch, S. 25.

Von der Führung des Amtes heißt es im Kirchenbuch weiter: »Das Wort Gottes kam nicht nur sonntags und festtags in so reichliche Betrachtung, daß ich zum öfteren 5 bis 7 Stunden gepredigt habe und war dem hungrigen und nach Gottes Wort begierigen Volk noch zu wenig, da ich die sonntäglichen Evangelien und Episteln nicht allein, sondern noch dazu vormittags das Alte Testament von Kapitel zu Kapitel und nachmittags das Neue Testament durchging, sondern ich stellte auch tägliche Erbauungsstunden in meinem Hause an«. Früh eine allgemeine auch mit Kindern, abends für Männer und Frauen. Die Vorträge waren so ausgerichtet, daß durch Bekanntwerden mit der Bibel die Gemeindeglieder sich wie in einem Spiegel sehen konnten, auf diese Weise auch einer den anderen ermahnen<sup>54</sup>).

»In ihren Häusern lesen die Leute in allen Stuben den ganzen Tag und zwar auf folgende Weise: Wer am besten lesen konnte, und den besten Trieb dazu hatte, der machte sich an seinem Spinnrad ein kleines Pult fest, worauf eine Bibel liegen konnte, trieb seine Arbeit immer fort, und las mitunter ein oder etliche Verse. Dann redeten sie miteinander über dieselben und erinnerten sich untereinander, wie dies und jenes sei erklärt und appliziert worden, was noch in Betracht gezogen werden konnte, sangen dann ein hierzu fügliches Lied, beteten auch manchmal einer oder der andere aus seinem Herzen, das ihm der liebe Gott schenkte, so währte es den ganzen Tag«. »Das Beten war unsere besondere Erquickung und Stärkung, welches stark getrieben wurde, nicht nur gemeinschaftlich in allen Versammlungen, sondern auch von jedem in seinem Kämmerlein. Aus Ermangelung eines solchen, besonders im Sommer gingen sie auf die Felder und in die Wälder. Ein jeder konnte, auch sogar Kinder von 7 Jahren und darunter, ihre Not dem lieben Gott aus ihrem Herzen mit eigenen Worten vortragen«<sup>55</sup>).

Um die Gemeinde besser überwachen zu können, teilte er sie in kleine Gruppen von etwa 6–8 Personen, die wöchentlich zusammenkamen und über ihren inneren Zustand sprachen. Sie hielten gemeinschaftlich Gebet und halfen sich gegenseitig mit Rat und Tat. Auch stand allen der Weg zu ihm persönlich offen. Aus den Häusern verlangte er ebenfalls wöchentlich Mitteilung über ihre Zustände. Die monatlich eintreffenden Emigranten, die »nichts anderes als die irigen Papstlehren kannten und deswegen emigriert waren«, wurden bald nach ihrer Ankunft in die bestehenden Ordnungen eingewiesen und ermahnt, sich daran zu halten<sup>56</sup>).

Wenn auch im Pietismus Konventikel und Zusammenkünfte mit erbaulichen Stunden üblich waren, so stellte doch diese Art der Frömmigkeit in Gerlachsheim eine Sonderart mit streng brüderlichem Charakter dar und war wohl auch etwas Einzigartiges. Sie stach von dem allgemein praktizierten lutherischen Kir-

<sup>54</sup>) ebd., S. 26.

<sup>55</sup>) Kirchenbuch, S. 27.

<sup>56</sup>) ebd., S. 28.

chentum im Ort erheblich ab, so daß sich mit der Ortsgemeinde oft Differenzen ergaben.

Das andere große Sammelbecken der böhmischen Brüder war Großhennersdorf. Hier war der Platz für die vielen Menschen inzwischen zu klein geworden, und die Ernährung reichte nicht mehr aus. Außerdem wollten noch beständig Erweckte aus Böhmen nach dort auswandern, die man kaum aufnehmen konnte. Hinzu kamen noch Schwierigkeiten der Böhmen mit der Gutsherrschaft, und diese wollte sie nun loswerden<sup>57)</sup>. Durch Vermittlung Johann Liberdas, der Prediger der Böhmen in Großhennersdorf war<sup>58)</sup>, wurde es möglich, daß 1733 etwa 400–500 Personen in Preußen aufgenommen werden konnten. Sie wanderten zunächst bis Cottbus, wo sie längere Zeit verbrachten, dann zogen sie familienweise nach Berlin<sup>59)</sup>. Nur einige wenige blieben in Großhennersdorf zurück, die der Diakon und Inspektor des Waisenhauses, Wanek, betreute, da er böhmisch verstand. Wegen der in Großhennersdorf herrschenden Verhältnisse wuchs die Gemeinde in Gerlachsheim durch neue Zugänge aus Böhmen immer mehr.

Diese Emigranten kamen nicht nur der religiösen Freiheit wegen<sup>60)</sup>. Sie suchten auch nach einem Lehrer, der »ihr Gewissen wachrief und sie zu Jesus führen konnte«. Wenn auch Schultz sonntags vormittag 3–4 Stunden predigte und nachmittags wieder zwei Stunden, desgleichen »dreimal täglich Versammlungen in seiner Wohnung, so wurden sie es doch nicht überdrüssig. Obwohl er keinen Lohn für seine Arbeit erhielt« (»denn sobald das erste Jahr zu Ende war, hörte die Herrschaft auf, mich zu speisen, und ich mußte aus der Hand Gottes leben«)<sup>61)</sup>.

Das Amt in Gerlachsheim war ihm lieb geworden, und er wollte es nicht mit der »einträglichsten Pfarre« vertauschen. Dazu hätte er sich ordinieren lassen müssen. Das lehnte er ab mit den Worten: *»Ihr seid böhmische Brüder und gehört zu den mährischen Brüdern in Herrnhut. Ließe ich mich ordinieren, so müßtet ihr bei meiner Abreise oder Absterben wider euren Willen einen lutherischen Prediger, wenn ihr auch keinen oder nur einen anderen haben wolltet, annehmen und behalten, und damit ist's um eure Freiheit getan. Gehe ich aber einmal als ein bloßer Student von euch, so steht es bei euch, ob ihr euch wieder einen annehmen oder aus eurer Mitte euch einen auswählen, oder von den mährischen Brüdern einen Prediger vocieren wollt, und es wird die Zeit kommen, da dieses in eurer Freiheit stehen wird«*<sup>62)</sup>.

*Kam ein Fehltritt in der Gemeinde vor, wies diese den Schuldigen durch Vermahnen, Biten, Flehen und Bestrafen ernsthaft darauf hin, »bis er sich besserte.*

<sup>57)</sup> ebd., S. 31.

<sup>58)</sup> Nachrichten, S. 648.

<sup>59)</sup> Kirchenbuch, S. 32.

<sup>60)</sup> Kirchenbuch, S. 32.

<sup>61)</sup> Nachrichten, S. 652.

<sup>62)</sup> ebd., S. 654; Fliegel, S. 212.

*Sie schlossen ihn aus der Gemeinschaft aus, grüßten ihn nicht mehr, grüßte er, dankte keiner, bis er durch Schultz von der Kanzel ein öffentliches Bekenntnis seines Fehltritts und förmliche Abbitte tat«<sup>63)</sup>.*

In Großhennersdorf und Gerlachsheim herrschten die gleichen Zustände: grenzenlose »Armut, Hunger, Blöße und wenig Nahrung, denn die Leute sollten von Flachsspinnen leben, was sie in Böhmen nicht getrieben hatten und auch der, der gut mit umzugehen« wußte, fand kaum das tägliche Brot. »Die Emigranten aber kamen meist nackend und bloß an«<sup>64)</sup>. Sie waren entweder unterwegs überfallen oder gefangen genommen und den Herrschaften in Böhmen ausgeliefert; was sie auf dem Rücken trugen, war ihnen geraubt worden. Sie selbst wurden »sehr übel« behandelt. Wenn sie etwas mitgebracht hatten, war es bald verbraucht, ehe sie sich ein Haus bauen oder einrichten konnten<sup>65)</sup>. »Diese große Armut trieb mich ins Gebet um das tägliche Brot für das Volk der Wüste. Gott ließ mich nicht unerhört und schickte mir hinreichend Groschen aus Schlesien, auch aus dem Sorauischen, das Notdürftigste zu beheben, aber was ist das unter etliche Hundert«<sup>66)</sup>.

Die Not der böhmischen Brüder legte er 1733 dar in einem Schreiben, das er einem jungen Mann zur Leipziger Messe mitgab. Dort kam es in die Hände von Bekannten aus Nürnberg und Augsburg, darunter auch einem Herrn Urlsperger. Sie schickten alle reichlich Geld für die Emigranten in Gerlachsheim und Großhennersdorf. Er verteilte es gleichmäßig, ohne darüber Buch zu führen, was deswegen notwendig war, weil er fürchtete, daß bei Kenntnis der Beträge die Herrschaft zugriffe und die Armen nichts erhielten. Auf diese Weise konnte die größte Not gelindert werden. Jedoch verließ sich niemand auf die Almosen, um müßig zu sein, sondern alle arbeiteten fleißig, um sich ihr Brot selbst zu verdienen<sup>67)</sup>.

Die Erträge des wenig guten Landes reichten für die Ernährung nicht aus, und es mußte Getreide von außerhalb in das Dorf gebracht werden. 1735 brach eine Hungersnot aus, dazu kam eine große Teuerung, so daß viele Menschen starben. Eine Menge Böhmen jedoch lebte von Kleie und war in der Lage, sich Brot zu besorgen. Wenn das alles auch kärglich war, sie überlebten, und es starb keiner. Angewiesen waren sie auf Flachsspinnen und Leinwandweben, denn von den geringen Erträgen des kargen Landes verlangte die Herrschaft sehr hohe Abgaben<sup>68)</sup>.

Vielen seiner Glaubenskinder, die ständig verbotenerweise zu ihren Freunden nach Böhmen gingen, um sie zur Emigration zu ermuntern und dabei Scha-

63) ebd., S. 653.

64) Kirchenbuch, S. 33.

65) Nachrichten, S. 650.

66) Kirchenbuch, S. 33.

67) ebd., S. 35.

68) ebd., S. 35.

den erlitten, wollte Schultz dadurch helfen, daß er sie zu einer Bittschrift an das Reichskammergericht veranlaßte. Aber diese mußte er schließlich selbst aufsetzen und versäumte nicht, auf die »verletzte freie Religionsausübung« hinzuweisen. Zwei junge Leute brachten diese Bittschrift nach Regensburg, und sie hatte den Erfolg, daß der kaiserliche Erlaß zur freien Religionsausübung überall im Lande angeschlagen wurde, allerdings »nach etlichen Stunden wieder abgenommen und dem Kaiser berichtet« wurde, »es wären in Böhmen keine Protestanten, weil sich keiner gemeldet. Aus der gut angefangenen Sache wurde nicht viel«<sup>69)</sup>.

Zum zweiten Auszug der böhmischen Emigranten in Großenhennersdorf aus Sachsen nach Preußen kam es nach 1733. Noch einmal trafen Exulanten aus Böhmen trotz Aufnahmeverbots des Kurfürsten August von Sachsen in Großenhennersdorf ein. Sie durften sich dort nicht niederlassen, aber bleiben, »bis sie in ihrem Christentum gegründet und zum hl. Abendmahl zugelassen werden konnten. Auf diese Weise hielten sich die neuen Leute ein Jahr und etwas darüber auf, dann mußten sie weitergehen«. So gingen etwa 200 ins Brandenburgische, und da sie nicht nach Berlin wollten, blieben sie zunächst in Cottbus<sup>70)</sup>.

Die Gerlachsheimer Herrschaft dagegen hielt sich nicht an das Verbot des Kurfürsten und »nahm alles auf, was ankam«. Die kleine Gemeinde vermehrte sich 1733 derart stark, daß kaum noch Platz für alle Leute vorhanden war, »obwohl Haus um Haus gebaut wurde, in manchem Jahr sogar 6 Häuser«<sup>71)</sup>. Karl v. Gersdorff hatte bei der Aufnahme der Böhmen seinen eigenen Nutzen im Auge, denn diese neuen »Untertanen« waren billige Arbeitskräfte und verhalfen ihm zu höheren Einnahmen<sup>72)</sup>. Die Menge der nach dem Verbot Aufgenommenen überstieg bald die Zahl der übrigen Einwohner des Ortes. Das konnte eine Weile gut gehen.

Aber 1736 kamen auf einmal 72 böhmische Emigranten aus Tscherna (Tschernhausen) oder Böhm. Rothwasser. Der Fürst von Lichtenstein verlangte durch den Kaiser vom sächsischen Hofe Auslieferung. Auf Grund des kurfürstlichen Erlasses von 1733 waren diese Exulanten jetzt schutzlos, und es war für den Fürsten von Lichtenstein leicht, die Leute zurückzubekommen. Es gab auch eine namentliche Liste über alle Personen. Weil nun »bekannt war, daß Herrnhut ein Sammelort für Emigranten war und diese sich dort aufhalten würden, suchte man sie zuerst in Herrnhut, fand sie aber dort nicht«<sup>73)</sup>. Jetzt fiel der Verdacht auf Gerlachsheim. Schultz erhielt davon Kenntnis, was aus einer Erklärung der böhm. Brüder in Berlin zu entnehmen ist, denn darin heißt es: »Augustin Schultz ging fleißig nach Herrnhut und erzählte von dem »gesegne-

<sup>69)</sup> Kirchenbuch, S. 38–46.

<sup>70)</sup> ebd., S. 47.

<sup>71)</sup> Nachrichten, S. 649/650.

<sup>72)</sup> Kirchenbuch, S. 47.

<sup>73)</sup> ebd., S. 48.

ten Zustand« in der Gemeinde, »nahm auch einige mit«. *»Es verging fast kein Sonntag, wo nicht etliche dort waren. Er konferierte mit den Brüdern und Graf Zinzendorf, bat auch um Besuche von Herrnhuter Brüdern. So wurde er auch vom deutschen Pfarrer in Gerlachsheim, der Taufe und Abendmahl hielt, (Schultz war ja nicht ordiniert und durfte keine Amtshandlungen vornehmen) für einen Herrnhuter gehalten«*<sup>74</sup>). Aus solcher Verbindung konnte Schultz »rechtzeitig gewarnt« werden<sup>75</sup>). Man legte ihm nahe, die Leute zu veranlassen weiterzuziehen. Aber sie erklärten ihm, daß sie um seinetwillen und der Lehre wegen nach Gerlachsheim gekommen seien und wo er bliebe, blieben sie auch. Wenn er weiterzöge, wollten sie ihm folgen. Nur eine Familie mit 10 Personen ließ sich bewegen nach Cottbus aufzubrechen<sup>76</sup>). Nun sei sein Entschluß wörtlich wiedergegeben: *»Ich überlegte lange und betete. Nach meiner Überlegung rief ich die aus der Gemeine, die alte Schutzuntertanen waren und nichts zu befürchten hatten, trug ihnen umständlich die Sache vor und eröffnete, daß ich gesonnen wäre, mit den neuen Leuten in ein anderes Land zu gehen. Sie stimmten zu und versprachen, meinem Rat zu folgen, den ich ihnen gab, am Ort zu bleiben und nicht mir nachzuziehen, weil sie keine Ursache hätten. Gott wird sie schon mit einem neuen Lehrer versorgen und solange bis dies geschehe, wären sie imstande sich untereinander zu erbauen, wie sie hierfür Anweisung und Einrichtung genug bisher gehabt hätten«*<sup>77</sup>).

Hierauf schrieb er an Karl v. Gersdorf als dem Grundherrn einen Brief und legte außer der Kirchenrechnung das Geld bei, das sich in der Kasse befand. Dann reiste er nach Cottbus, und die neuen Leute folgten am nächsten Tage. Der Grundherr war darüber aufgebracht, dies umso mehr als er mit einer Beschwerde an das Oberamtsgericht wegen des Wegzuges der neuen Leute abgewiesen worden war. Er verlangte nun von den alten Emigranten Ersatz und legte ihnen große Lasten auf, um den Schaden gut zu machen, der ihm durch den Weggang jener Untertanen entstanden wäre. Dagegen sträubten sie sich, denn sie waren dazu nicht imstande. Er nahm ihnen jetzt alles weg: »Häuser, Äcker, Geld, Kleider, Betten, Mobilar, hauswirtschaftliches Gerät und Handwerkszeug, einige ließ er ins Gefängnis sperren und jagte sie fort«<sup>78</sup>).

»Vergebens war besonders der herrschaftliche Jäger Pornitz mit dem Gericht bemüht, die Karlsdorfer von ihrem Beginnen abzubringen«. *(Danach zogen die Karlsdorfer freiwillig ab) »Eines Morgens stand das ganze Dorf menschenleer da. Alle Einwohner waren während der Nacht fortgezogen. Die Mehrzahl ging nach Berlin. Einzelne Gemeindeglieder sollen sich nach Zittau gewandt haben und mit anderen Exulanten bei der Gründung von Niesky beteiligt gewesen sein. Nur eine einzige Frau namens Paschkin war in Karlsdorf zurückgeblieben. Es*

<sup>74</sup>) Nachrichten, S. 654.

<sup>75</sup>) Machert, Jahrb. f. schles. Kirchengeschichte 1971, S. 87.

<sup>76</sup>) Kirchenbuch, S. 48.

<sup>77</sup>) ebd., S. 49.

<sup>78</sup>) Nachrichten, S. 700.

*soll eine ordentliche Plünderung der verlassenen Karlsdorfer Häuser stattgefunden haben, von denen viele abgetrennt, andere von der Herrschaft verkauft wurden. Das Bethaus blieb imstande, und es ward bisweilen in ihm Gottesdienst gehalten*<sup>80)</sup>.

Die Berichte über den Wegzug der Böhmen aus Gerlachsheim lauten verschieden. Legt man aber die Käuffersche Version zugrunde, läßt sich ein einigermaßen klares Bild gewinnen. Käuffer schreibt, daß »der in seinen Hoffnungen getäuschte Herr v. Gersdorf«, nämlich daß ihm diese Arbeitskräfte entgingen, »die Freiheiten der Karlsdorfer Gemeinde zu beschränken« begann, d. h. sie sollten wieder »Hofdienste verrichten«, wie es weiter heißt. Daraufhin fühlten sich die Böhmen nicht mehr wohl, und »viele beschlossen, Karlsdorf zu verlassen und ihrem Lehrer Schultz nachzufolgen«. Dieses Vorhaben ist sicher Herrn v. Gersdorf zu Ohren gekommen. Um das zu verhindern, versuchte er zunächst mit Hilfe von Zwang, den Plan zu vereiteln, indem er seinen »herrschaftlichen Jäger Pornitz mit den Gerichten« bemühte. Jedoch »vergebens«. Die Karlsdorfer ließen sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Daraufhin geriet Herr v. Gersdorf in Zorn und wollte sicher von den Karlsdorfern nichts mehr wissen, sondern »trieb sie dann aus«. Ehe es jedoch zu dieser Maßnahme kam – Fliegel berichtet von »Ausweisung«<sup>81)</sup> – waren die Böhmen schon im Aufbruch begriffen und zogen in der Nacht »familienweise« d. h. gruppenweise, nicht im geschlossenen Zuge, ab. Das Verschwinden muß so heimlich geschehen sein, daß es nicht bemerkt wurde, und die Überraschung der Herrschaft am nächsten Morgen groß war, »das ganze Dorf menschenleer zu finden«.

»Da es noch Winter war und Schnee lag, war die Reise besonders mit kleinen Kindern beschwerlich«. Karl v. Gersdorf hatte ja den Leuten alles genommen, was er kriegen konnte und auch noch den Ackerwirten, »die am Ort bleiben wollten«, schwere Belastungen auferlegt. Die Zurückgebliebenen mußten Geld aufnehmen und das bezahlen, was er aufgesetzt hatte, obwohl Schultz ihm etwa 800 Mark in drei Wecheln zuschickte, um ihn zu befriedigen. So war die Armut »unbeschreiblich. Die wenigsten hatten einen Groschen zur Reise. Aber Gott erweckte ihnen Freunde, wo sie hinkamen, unter Reichen und Armen, daß man sie umsonst beherbergte und ein Stück Brot gab. In Klix bekamen sie vom Amtmann etwas Geld, das zur Reise bis Cottbus reichte, in Sorau gleichfalls. Etliche ehrliche Bauern zogen, wenn sie die Böhmen ohne Schuhe im Schnee marschieren sahen, manche ohne Kleid, ihre Schuhe von den Füßen und gaben sie ihnen, desgleichen ihre Kleider. Einige haben auf der Straße etwas Geld gefunden, da jemand den Weg gegangen sein mußte und Geld, »kleine Münzen«, verlor, so daß sie dadurch etwas Zehrgeld hatten. Einige Herrschaften gaben ihnen unter-

<sup>79)</sup> Käuffer, Abriß, S. 50.

<sup>80)</sup> ebd., S. 50.

<sup>81)</sup> ebd., S. 50.

wegs »Pferd und Wagen, so daß die Kinder, die Alten und die Schwachen ihre Sachen wegbringen konnten«<sup>82)</sup>.

Ende Februar 1737 waren die alten Exulanten 400 Personen an der Zahl »familienweise« aufgebrochen und auf verschiedenen Wegen, »einige über Klix, andere über Sorau und noch andere einen andern Weg nach Cottbus« gelangt<sup>83)</sup>. »Nicht einer fehlte«, schreibt Schultz im Lebenslauf<sup>84)</sup>. Im Kirchenbuch jedoch führt er eine Frau aus dem Witwenhause, die lahm war, an. Sie »jammerte sehr, daß sie nicht mitkonnte und wieder unter die gottlosen Leute (sagte sie), unter denen sie zuvor in Gebhardsdorf wohnte, würde kommen müssen. Aber Gott nahm sie in der anderen Nacht aus dem Witwenhause durch ein seliges Ende zu sich«<sup>85)</sup>.

Zu erklären ist wohl der Vorgang, daß von allen, die weggegangen sind und in Cottbus ankamen, keiner fehlte: Im Witwenhause, das Schultz für Alleinstehende und Kranke eingerichtet hatte, wohnten noch etwa 12 Personen. Von ihnen ist beim Weggang keine besondere Rede. Nur diese eine Kranke wird erwähnt, die erst aus Gebhardsdorf gekommen war. Sie wollte nur unter Gläubigen leben und fühlte sich jetzt einsam und verlassen. Aber sie hat den Weggang der anderen nur um eine Nacht überlebt<sup>86)</sup>.

Die Böhmen wurden in Cottbus gut aufgenommen, und Schultz sollte bald nach Berlin zu der ersten Kolonie, lehnte aber mit der Begründung ab, daß seine Gemeinde sehr groß sei und er sie nicht verlassen wolle, zumal sie um seinetwegen weggegangen seien und den weiten Weg nach Berlin nicht eingeschlagen hätten, sondern eher in die benachbarte Oberlausitz gezogen wären. Er schlug deshalb Macher, den er aus Teschen kannte (s.S. 107), vor, der dann auch Pastor der Böhmen in Berlin wurde. Nun sollte Schultz in Cottbus bleiben und auch die 200 aus Großhennersdorf übernehmen, die von Wanek, dem Diakon und Inspektor des Waisenhauses in Großhennersdorf (s.S. 104), dorthin geschickt worden waren. Seine Gerlachsheimer »*begannen gleich fleißig Flachs zu spinnen und sich um ihren Lebensunterhalt damit zu kümmern. In Ermangelung eines Rocksteckens steckten die Weiber den Flachs zwischen ihre Schnürbrust, die Männer auf den Kopf unter den Hut und spannen darauf los, was den Herren in Cottbus sehr wohlgefiel, daß die Leute so fleißig arbeiteten*«<sup>87)</sup>.

Die vorher aus Großhennersdorf Eintreffenen hatten etwas Acker verlangt und statt dessen eine Wiese erhalten, die sie zu Acker machen sollten. Sie lag jedoch tief und hatte Wasser in »unzähligen Gruben«. Die Großhennersdorer aber scheuten die Mühe und wandten sich an Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit einem Bittschreiben. Als Antwort erhielten sie eine Zusage. Diese be-

<sup>82)</sup> Kirchenbuch, S. 51.

<sup>83)</sup> ebd., S. 51.

<sup>84)</sup> Nachrichten, S. 700.

<sup>85)</sup> Kirchenbuch, S. 52.

<sup>86)</sup> ebd., S. 52.

<sup>87)</sup> Kirchenbuch, S. 53.

traf aber nur die 200, »niemand sah das sogleich ein, weder die Vorgesetzten in Cottbus noch ich«, schreibt Schultz im Kirchenbuch<sup>88)</sup>. So gingen alle Böhmen, die Gerlachsheimer und die Großhennersdorfer, nach Berlin. Im April 1737 kamen sie dort an und hatten in Cottbus noch die Transportkosten für die Reise erhalten.

In Berlin wurden den Böhmen Wohnplätze in verschiedenen Stadtteilen, vor allem in der südlichen Friedrichstadt am Halleschen Tor zugewiesen. Als nach dem Zuzug der Gerlachsheimer das Land nicht ausreichte, kaufte der König das Schulzengericht in Rixdorf und errichtete eine Reihe Häuser. Da das Schulzengericht eine Brauerei war und noch andere Gerechtsame hatte, »die für die Böhmen sich nicht schickten«, wurde es folgendermaßen geteilt: Die Böhmen bekamen den Acker und die anliegenden Wiesen. Diese wurden in 18 Stücken vergeben, und ebenso viele Ackerwirte sollten dort angesetzt werden. Sie hatten jährlich Abgaben sowie Hand- und Spanndienste zu leisten<sup>89)</sup>. Die Brauerei sollte ein Pächter übernehmen, Abgaben an die Domänenkammer und weitere Leistungen nach einem Plan entrichten. Die Böhmen aber verzichteten auf das Land, da sie von ihm wenig Ertrag erwarteten. In das Landangebot, das zunächst den 200 Böhmen aus Großhennersdorf galt, traten auf Vorschlag von Schultz die Gerlachsheimer ein und suchten unter sich jetzt 18 Ackerwirte aus. Sie erhielten *»je 2 Pferde, 2 Kühe und alles wirtschaftliche Gerät, 9 Häuser, die jedoch in zwei Hälften geteilt werden konnten, also 2 Familien in jedem Hause«* Wohnung hatten, ohne daß die eine die andere störte. Ebenso wurden 9 Scheunen auf gleiche Weise errichtet und das alles *»von königlichen Geldern den Böhmen zum freien Geschenk überlassen«*<sup>90)</sup>.

Am Sonntag Jubilate 1737 weihte man die in der Mauerstraße, Berlin-Friedrichstadt, erbaute Bethlehemskirche ein. Sie erhielt ihren Namen zur Erinnerung an die Bethlehemskirche in Prag, in welcher einst Johann Hus gepredigt hatte. Für den Gottesdienst schrieben Schultz, Macher und Petermann gemeinsam ein Lied mit dem Schlußvers:

Es segne dieses Bethlehem  
zu vieler Seelen Loben,  
damit es wie Jerusalem  
kann Seelen Manna geben.  
Ja, vieler Herzen Krippelein  
nehm Jesus ihm zur Wohnung ein,  
zum Preise seiner Gnaden (V.8)<sup>91)</sup>.

Nun versuchte man, Schultz zur Ordination für die 18 Familien in Rixdorf zu bewegen. Er wollte jedoch nicht annehmen, da er sich allen Emigranten gegen-

<sup>88)</sup> ebd., S. 58.

<sup>89)</sup> ebd., S. 59.

<sup>90)</sup> Kirchenbuch, S. 60.

<sup>91)</sup> ebd., S. 64.

über verpflichtet fühlte und auf gute Zusammenarbeit mit Macher, einem »Herzensfreund«, hoffte. »Aber Macher wollte allein Pastor sein«<sup>92</sup>). So erhielt Schultz eine Vocation nur für Rixdorf und hat dort am Michaelistage 1737 die erste Predigt gehalten. In Berlin durfte er nur sonntags früh von 5–6 Uhr, längstens bis 7 Uhr predigen und im Hause täglich Abendstunden abhalten. Es kam zu Differenzen und Feindschaft zwischen ihm und Macher, worauf sich in der Gemeinde zwei Parteien bildeten, die eine aus denen, die zuerst da waren, die andere der aus Gerlachsheim Gekommenen. Auf Rat einiger Freunde ging Schultz nach Rixdorf, während Macher in Berlin blieb<sup>93</sup>).

Den Landwirten und Hausbesitzern in Rixdorf ging es nicht zum besten, denn sie litten oft unter Nahrungsschwierigkeiten. Auch hatte sich ihr innerer Zustand verändert, und »das Gute schien zu schwinden« schreibt Schultz, besonders die alte Ordnung, die er in Sachsen eingeführt hatte, und jetzt nicht fortgesetzt werden konnte, weil die Gemeinde zerteilt war. Die meisten Gemeindeglieder wohnten ihrer Berufe wegen in Berlin, und zudem fehlte es in Rixdorf an Wohnraum<sup>94</sup>). »Weil der größte Teil in Berlin blieb« und sich sonntäglich zum Gottesdienst in Rixdorf einfand, schlug Liberda vor, der aus seiner 5jährigen Haft in Waldheim wieder zu seiner Gemeinde zurückgekehrt war, Schultz solle »in der Gemeinde zu Berlin mitarbeiten und Rixdorf mitbesorgen, welches nun bis Ostern 1739 geschah«. Schultz selbst wohnte in Berlin und ging regelmäßig nach Rixdorf, um dort den Bauern Gottesdienst in deutsch, danach den Böhmen in ihrer Sprache zu halten. Die Böhmen besuchten seine Kirche recht zahlreich, während die Kirche in Berlin »leer« war<sup>95</sup>).

Mit Liberda kam es auch über Gottesdienst und Abendmahl zu Auseinandersetzungen<sup>96</sup>). Beide versuchten unter sich und in der Gemeinde Einigkeit herzustellen, leider vergeblich<sup>97</sup>). Liberda hatte aus dem Gefängnis neue Erkenntnisse mitgebracht, die Schultz als »Grillen« bezeichnete. Ebenso versuchte Liberda, seine großen Pläne einer Neugestaltung der Gemeinde zu realisieren, wozu er viel Geld benötigte, dieses aber konnte er nirgends bekommen<sup>98</sup>).

Über dem täglichen Streit litt die Gesundheit von Schultz. Eine Einigung mit Liberda aber, dem er sich fügen sollte, lehnte er ab mit den Worten: *»Da wir uns beißen und fressen, so werden wir der Gefahr verzehrt zu werden, nicht entrinnen, und dann wird es um allen Segen geschehen sein. Ich wünsche Frieden, denn die Gerechtigkeit wird gesät in Friedfertigkeit. Auch wird Gott mir künftig Türen genug auf tun, meinen Nächsten zu erbauen«*<sup>99</sup>).

<sup>92</sup>) Nachrichten, S. 703.

<sup>93</sup>) ebd., S. 704/705.

<sup>94</sup>) Kirchenbuch, S. 60.

<sup>95</sup>) Nachrichten, S. 706.

<sup>96</sup>) ebd., S. 707.

<sup>97</sup>) ebd., S. 709.

<sup>98</sup>) ebd., S. 710.

<sup>99</sup>) ebd., S. 711.

Schultz zog mit seiner Frau, die er am 28.4.1738 in Berlin als Tochter des Arztes und Bürgermeisters Beuke aus Cottbus geheiratet hatte, nach Rixdorf. »Außer anderen waren auch die Ärmsten von der böhmischen Gemeinde zur Hochzeit geladen, 83 an der Zahl«<sup>100</sup>.

Der Pächter des Schulzengerichts in Rixdorf konnte nicht weiter bestehen und zog weg, weil die dazugehörigen Äcker an die Böhmen verteilt waren. Liberda übernahm jetzt die Pacht für die böhmische Gemeinde in Berlin und schob die schlechte Bewirtschaftung der Lehre von Schultz in die Schuhe, denn er predigte, »ein Christ müsse arm sein und nichts vor sich bringen. Die Leute seien darum faul«<sup>101</sup>). Es stellte sich jedoch heraus, daß das Land nicht gut war und der Ertrag damit zusammenhing. Liberda gab die Pacht wieder auf, und nach einigem Hin und Her blieben schließlich die Gerlachsheimer mit Unterstützung von Schultz, der ihnen von seinem Gehalt Geld gab, auf ihren Äckern.

Die Zustände in Berlin waren nicht erfreulich. Viele Gläubige wünschten tägliche Versammlungen, aber nicht von Liberda gehalten, und Schultz hatte bei den Grobhenndorfern keinen Stand<sup>102</sup>). Böhmisches Brüder, die 1741 aus Zittau nach Berlin gekommen waren und mit Herrnhut in Verbindung standen, nahmen an dem Zustand der Gemeinde Anstoß. Denn es gab verschiedene Richtungen. Während sich die einen auf Schultz beriefen, taten es die anderen auf Liberda. Schultz konnte sie allmählich überzeugen, daß es nicht um seine Person ginge, sondern um Jesus<sup>103</sup>) und daß durch ihn Menschen zu Jesus gekommen wären<sup>104</sup>).

Auf königlichen Befehl ging Liberda am 10. Dez. 1741 nach Böhmen und anschließend nach Schlesien, wo er in Münsterberg eine Gemeinde mit 2000 Böhmen gründete. Schultz mußte nun beide Gemeinden in Berlin und Rixdorf vertreten. Er schreibt dazu: daß er aber zu der Gemeinde, die in Sachsen nicht von ihm »geführt« worden sei, kein rechtes Verhältnis gewann, sondern auf ständigen Widerstand stieß. Er überließ also die Gemeinde einem gewissen Prediger Pinzger, der aus Netze bei Brandenburg berufen worden war<sup>105</sup>), und ging wieder nach Rixdorf<sup>106</sup>).

Liberda kehrte krankheitshalber aus Schlesien nach Berlin zurück, reiste jedoch erneut 1742 nach Schlesien, mußte aber nach etlichen Monaten noch kränker wieder nach Berlin und starb am 9. Aug. 1742. »Sofort eilte Andreas Macher nach Berlin und hielt in der Bethlehemskirche seinem alten Freund Liberda, dessen Hochzeit er erst vor vier Jahren (9.1.1738) gefeiert hatte«, die

<sup>100</sup>) Nachrichten, S. 708.

<sup>101</sup>) ebd., S. 712.

<sup>102</sup>) ebd., S. 713.

<sup>103</sup>) ebd., S. 714.

<sup>104</sup>) ebd., S. 717.

<sup>105</sup>) ebd., S. 722.

<sup>106</sup>) Kirchenbuch, S. 60.

Leichenpredigt in polnisch. Für die Deutschen gab Schultz eine deutsche Par-entation<sup>107)</sup>.

Nach dem Tode Liberdas wählte die Gemeinde Macher, »und Schultz wurde nach Teltow« versetzt<sup>108)</sup>. Es gab viel Streitigkeiten in der Berliner Gemeinde. Schultz wollte darum dort nicht bleiben und ging wieder zur alten Gemeinde nach Rixdorf<sup>109)</sup>. 1743 und 1744 schloß sich ein Teil der durch »seinen apostolischen Eifer erweckten Böhmen in Berlin und Rixdorf der mährischen Brüderrkirche an«<sup>110)</sup>. 1745 wurde Schultz »unter Beibehaltung seines Rixdorfer Amtes«<sup>111)</sup> zum Prediger der Gertraudenhospital-Kirche in Berlin berufen, an der es dann »durch sein kraftvolles evangelisches Zeugnis zu einer großen Erwekkung kam«<sup>112)</sup>.

1751 überfiel ihn eine schwere Krankheit, die »zu seinem Heimgang gemeint war«. Durch das Gebet der Geschwister wurde er noch einmal gesund. »Seine Vorträge waren salbungsvoller als jemals und in seinen Unterredungen mit mehreren Geschwistern gab er manchmal nicht undeutlich zu erkennen, daß er nicht mehr lange bei uns hienieden sein werde«. Am Karfreitag, den 31. März hielt er mit den böhmischen und deutschen Geschwistern zusammen das letzte Mal das heilige Abendmahl<sup>113)</sup>.

»Am 10. April überkam ihn nach der Predigt eine hitzige Krankheit. Er legte sich sogleich »zum Heimgehen nieder«. Kurz vor seinem Verscheiden sagte er zu seiner Frau: »Der Herr ist in seinem Tempel, vor ihm sei stille alle Welt. Er hat mich geliebt und sich selbst für mich dargegeben«. »Seine einzige noch lebende Tochter und seine Hausleute erbaten noch seinen Segen, knieten vor seinem Sterbelager nieder, und er segnete sie mit Auflegung seiner zitternden Hand.«

»Am 15. April 1752 nach Mitternacht äußerte er den Wunsch, daß sämtliche Anwesenden sein Krankenzimmer verlassen möchten, damit er mit seinem Herrn allein reden und ihm seinen Plan sagen könne. Seine letzten Worte waren: »Amen, Halleluja!« Damit entschlief er im 59. Jahr<sup>114)</sup>.

Schultz war ein aufrichtiger, gerader Charakter, der allein aus der Liebe Jesu lebte und diese seiner Gemeinde weitergab, wie der Bericht zeigte. Er handelte ganz uneigennützig und sah sich nicht anders als ein Diener seines Herrn. Seine Gemeinde hat es wohl verstanden und an ihm gehalten bis zu seinem Ende.

1747 hatten sich die Böhmen in drei verschiedene Gruppen geteilt. Die Gruppe in Berlin-Friedrichstadt (jetzt Berlin-Kreuzberg) ging zur Brüderge-

<sup>107)</sup> Jahrbuch f. schles. Kirchengeschichte 1971, S. 94.

<sup>108)</sup> Nachrichten, S. 721.

<sup>109)</sup> ebd., S. 722.

<sup>110)</sup> ebd., S. 723.

<sup>111)</sup> Schneider, Erinnerung an die Jubelfeier, S. 50.

<sup>112)</sup> Nachrichten, S. 723.

<sup>113)</sup> ebd., S. 724.

<sup>114)</sup> Nachrichten, S. 725.

meine und errichtete 1751 einen Kirchensaal in der Wilhelmstraße. Den Böhmen der lutherischen und reformierten Prägung stand weiterhin die Bethlehemskirche zur Verfügung. Sie ist im 2. Weltkrieg zerstört und Ende der 50er Jahre »entrümmert«, d.h. nicht wieder aufgebaut worden. Der ehemalige Standort gehört heute zum politischen Bezirk Berlin-Mitte in Berlin-Ost.

Die Rixdorfer, die sich zur Brüdergemeinde hielten, wurden 1756 eine selbständige Gemeinde mit eigenem Kirchensaal und Schulhaus. In dieser Gemeinde fanden vor allem die Gerlachsheimer eine neue Heimat. Auch die böhmisch-lutherischen und böhmisch-reformierten Gemeinden bekamen in Rixdorf (dem heutigen Bezirk Neukölln) eigene Gotteshäuser, die noch heute in Gebrauch sind.

Nachdem im 2. Weltkrieg die Gottesdienststätten in Berlin vernichtet waren, schlossen sich die beiden Brüdergemeinen in Berlin und in Neukölln zu einer Gemeinde zusammen und schufen sich 1962 ein neues Gemeindezentrum an der alten Siedlungsstätte im Böhmisches Dorf in Berlin-Neukölln. Daß dieser Stadtteil jetzt noch »Böhmisches Dorf« genannt wird, in der Richardstraße Gedenktafeln auf die ehemaligen Höfe der Gerlachsheimer hinweisen und eine Straßenverbindung den Namen »Gerlachsheimer Weg« führt, erinnert an die bewegte Vergangenheit.

Der Wunsch der Gerlachsheimer Böhmen nach einem neuen, festen Wohnsitz war in Erfüllung gegangen. Wenn auch klein an Zahl, haben sie doch alle Schwierigkeiten und Differenzen überwunden, und ihre Nachkommen leben im Glauben ihrer Väter. Sie halten fest an manchem Brauchtum aus der einstigen böhmischen Heimat und an den Formen des kirchlichen Lebens der Brüdergemeinde (z.B. das Osterfest mit dem Gang zum nahen böhmischen »Gottesacker«, auf dem noch Grabsteine mit tschechischer Inschrift zu finden sind) als eine Gemeinde mit anderen gleichgesinnten Brüdern zusammen.

Die unterschiedliche Beurteilung der Person und des Lebenswerkes von Augustin Schultz macht es nötig, zum Schluß auf diese Gegensätze einzugehen. Es liegt eine Tragik darin, daß die Nachkommen einer durch Jahrhunderte verfolgten evangelischen Kirche in der neuen Heimat in neue Auseinandersetzungen hineingezogen wurden. Der Streit zwischen den verschiedenen Richtungen des Pietismus, den orthodoxen Lutheranern und den Reformierten war zu einer Zerreißprobe auch dieser Flüchtlingsgemeinde geworden. Man hatte Augustin Schultz schon aus Teschen und Pitschen als »Pietist« verdächtigt und vertrieben<sup>115)</sup>. Dieselbe Schwierigkeit trat auch in Gerlachsheim hervor, wo er mit dem dortigen Pastor König in Konflikt geriet, bis sich schließlich herausstellte, daß Schultz kein Sektierer war, sondern sich zu den Herrnhutern hielt. Allerdings vertrat er seine Überzeugung mit aller Konsequenz.

<sup>115)</sup> Cranz, Historie der böhmischen Emigration, S. 59.

Eine unüberbrückbare Kluft bildete sich in seinem Verhältnis zu Liberda. Dieser erstrebte eine Vereinigung aller böhmischen Einwanderer. Doch Schultz widersetzte sich dem. Man könne meinen, aus Hartnäckigkeit oder Starrsinn. Schultz aber hatte erkannt, daß Liberda mehr geschäftliche Interessen verfolgte. Er wollte mit allen Kräften das leibliche Wohlergehen der Gemeinde fördern und ihr zu Geld verhelfen. Zu diesem Zweck gründete er eine »Weltfirma«, eine Art Bankinstitut<sup>116</sup>). Aber Schultz, »ideal veranlagt«, konnte in dieser Angelegenheit dem Vorhaben Liberdas nicht zustimmen. Seine Redlichkeit sträubte sich gegen dieses Unternehmen. So kam es zum Bruch mit Liberda.

Eine weitere Gefahr drohte Schultz durch den Besuch von Brüdern aus Zittau. Hier geriet er mit seiner Verkündigung ins Zwielficht und verlor »nahezu die Sympathie« seiner Gerlachsheimer<sup>117</sup>). War in der Art seiner Verkündigung ein Charakterzug von ihm offenbar geworden? Einseitige personhaft bezogene Schärfe? Einen Hinweis hierauf könnte der Beitrag in »Zur Geschichte der böhmischen Exulanten in der Oberlausitz« geben. Dort heißt es: »Die Entfernung dieses Mannes (Schultz) aus unserer Gegend« bedeutet »für die Sache der Religion wohl kaum einen Verlust«. Man nannte ihn einen »hirnlosen, egoistischen und gefährlichen Schwärmer«. »Er verwarf alle Schriften der Theologen, insonderheit aber alle Gebetbücher. Verschiedene »Gemeindeglieder zerrissen ihre Gesangbücher und machten Rockenhüllen daraus«<sup>118</sup>). »Nur eine kleine und neue Kirche hielt er für die wahre«<sup>119</sup>). Eine Fußnote dazu (S. 73) vermerkt: »Noch jetzt hat dieser Mann das unverdiente Schicksal, von Verschiednen seines Gleichen als ein Mann Gottes gepriesen zu werden.«

»Als Past. Schultz 1751 den Saal der Böhmischn Brüder eingeweiht hatte, entstand ein großes Mißvergnügen und Lästerung über ihn«. Da er wegen einer schweren Krankheit lange Zeit nicht predigen konnte, verbreitete sich das Gerücht, er sei nach Spandau abgeführt worden, ja weiter noch, die Herrnhuter hätten ihn umgebracht. Nachdem er genesen war und wieder predigen konnte, hörte das üble Reden auf<sup>120</sup>).

Schultz ertrug geduldig alle Schmähungen. Er wehrte sich nicht dagegen, vielmehr »stellte er alles dem anheim, der da recht richtet und auch das Verborgene der Menschen kennt«<sup>121</sup>).

Mit Macher in Berlin kam er nicht mehr überein, der einst sein »Herzeshfreund« war. Kompetenzstreitigkeiten der beiden untereinander störten das früher gute Verhältnis, da ein Teil der Gerlachsheimer zur Bethlehemskirche gehörte, an der Macher wirkte. Vor allem zeigte sich im Abendmahlsstreit die

<sup>116</sup>) Möller, Von Richardsdorf bis Neukölln, S. 64.

<sup>117</sup>) Möller, Von Richardsdorf bis Neukölln, S. 66.

<sup>118</sup>) Neues Laus. Magazin 1827/III, Beitr. z. Gesch. d. böhm. Exulant. in der Oberlausitz 1804, S. 71.

<sup>119</sup>) ebd., S. 72.

<sup>120</sup>) Cranz, Historie d. Böhmischn Emigration, Handschrift (Fotk.).

<sup>121</sup>) Simmler, Sammlung alter u. neuer Urkunden III, S. 678.

gegensätzliche Einstellung der beiden Brüder mit ihren Gemeindegliedern. Erst König Friedrich II. konnte unter den Böhmen eine Klärung herbeiführen. Der größere Teil der Gerlachsheimer entschied sich für die Brüdergemeinde mit dem Hinweis: »Wir haben gegen die reformierte und lutherische Kirche hier eigentlich nichts zu sagen, wir selbst sind aber viel zu universelle Leute, als daß wir uns für lutherisch oder reformiert ausgeben könnten, denn wir verstehen's nicht, um was diese zwei Parteien miteinander streiten« (aus der Erklärung der Gerlachsheimer vor der Königlichen Kommission 1747)<sup>122</sup>).

»Der Siebenjährige Krieg« hat die Böhmen später erkennen lassen, »daß wichtigere Dinge auf der Welt existierten als der müßige Streit um die sekundäre Frage, ob besser zum Abendmahl gebrochenes Brot gereicht oder der Leib in Oblaten dargeboten würde«, schreibt Möller<sup>123</sup>). Von den Auseinandersetzungen zog sich Schultz allmählich zurück und lebte abseits in Rixdorf.

Wegen »seines frommen Sinnes« hatte man ihn verfolgt und ketzerischer Gesinnung bezichtigt<sup>124</sup>). Seine Haltung aber in Wort und Wandel war die eines »wahrhaft vorbildlichen, selbstlosen Hirten«, urteilt Cranz, 1766–1769 Prediger der Gemeinde in Rixdorf, »der seine Gerlachsheimer Gemeinde durch viel Leid und Trübsal nach Berlin geführt hat, um ihr in Rixdorf eine sichere, dauernde Heimstätte zu geben und ihr treuer Seelsorger bis an sein Lebensende« zu bleiben<sup>125</sup>).

Das Bild von Augustin Schultz in »Das Böhmisches Dorf in Berlin« (Manfred Motel, Berlin 1983 S. 25) spiegelt am besten sein Wirken und Wollen wieder. Schultz hält dort in der linken Hand die aufgeschlagene Bibel mit seinen beiden Wahlsprüchen: Röm. 1, 16 »Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben« und II. Kor. 6, 8 »Durch Ehre und Schande, durch böse und gute Gerüchte als die Verführer und doch wahrhaftig«.

Schultz »hatte einen bedeutenden Einfluß auf das gesamte kirchliche Leben Berlins von 1737–1752«<sup>126</sup>).

<sup>122</sup>) Fliegel, *Gesch. d. Brüdergemeinde*, S. 23.

<sup>123</sup>) Möller, *Von Richardsdorf bis Neukölln*, S. 68.

<sup>124</sup>) Kurzer Abriss d. *Gesch. d. Böhm. u. Mähr. Brüdergemeinen*, 1849.

<sup>125</sup>) Cranz, *Historie d. böhm. Emigration*, S. 59.

<sup>126</sup>) Motel, *das Böhmisches Dorf i. Berlin*, S. 25.

- Augustin Schultz*: Kirchenbuch der zu Rixdorf angesetzten böhmischen Gemeinde von anno 1737 (–59) (Fotokopie).
- David Crazn*: Historie der Böhmisches Emigration und besonders der Böhmisches-Mährischen Brüder-Gemeinen zu Berlin und Rixdorf. Handschrift im Archiv der Brüdergemeine, Berlin 1769 (Fotokopie).
- David Crazn*: Alte und Neue Brüder-Historie 2. Aufl. 1772, S. 206–213.
- Johann Jakob Simmler*: Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte vornehmlich des Schweizer Landes II. Bd. I. Teile, daraus III. Einige Lebens-Umstände des wolseligen Herrn Augustin Schultz, Berlin 1760, S. 669–679.
- Nova Acta Historico Ecclesiastica* oder Sammlung zu den neuesten Kirchengeschichten Bd. 3 VII Herrn Pastor Machers nöthige Nacherinnerung 1762, S. 828–838.
- Neues Lausitzisches Magazin*, Görlitz 1827, daraus Beiträge zur Geschichte der böhmischen Exulanten in der Ober-Lausitz, II. Lieferung der Ob. Laus. Ges. der Wissenschaften übergeben von J.G.L. Brückner 1804, S. 63–75.
- Ludwig Frege*: Die St. Gertraud-Kirche zu Berlin, Predigt von Friedrich Gustav Lisco, Berlin 1834, S. 16–37.
- Moritz Käuffer*: Abriß der Geschichte des Dorfes Gerlachsheim im Laubaner Kreis der Oberlausitz, Görlitz 1847.
- Kurzer Abriß der Geschichte der Böhmisches-Mährischen Brüdergemeinen* in Berlin und Rixdorf bis zum Jahre 1756 (ohne Verfasserangabe), 1849, S. 3–10.
- Nachrichten aus der Brüdergemeine 1850*, 32. J., IV. Heft, S. 591–656 und V. Heft, S. 695–726.
- Josef Emanuel Schneider*: Zur Erinnerung an die Jubelfeier des 150jährigen Bestehens der Brüdergemeine in Berlin am 29. September 1901.
- Bernhard Fliegel*: Geschichte der Brüdergemeine Rixdorf zum 150jährigen Jubiläum der Gemeinde am 4. März 1906 (Neue Brüder-Historie III. Vom Jahr 1732 bis 1736, S. 212 (Fotokopie).
- J.Th. Müller*: Geschichte der böhmischen Brüder 3 Bde., 1922/31.
- Fritz Bertram*: Heimatbuch des Kreises Lauban, 1. Aufl., 1928.
- Wilhelm Menzel*: Heimatbuch des Kreises Lauban, 2. Aufl., 1966.
- Paul Plüschke*: Chronik »Rund um Lauban«, Bd. 3, Gerlachsheim 1935 (Fotokopie).
- Georg Möller*: Von Richardsdorf bis Neukölln, Neukölln 1926, S. 54–69.
- Johannes v. Walter*: Die Geschichte des Christentums, 3. Aufl., Bd. II/1, S. 81 Gütersloh 1949, Bd. II/2, S. 608 Gütersloh 1950.
- Gerhard Hultsch*: Das evangelische Schlesien, Bd. I, S. 86 Goslar 1952.
- ders.*: Aus der Geschichte der böhmischen Gemeinden innerhalb der schlesischen evangelischen Kirche (Jahrbuch f. schles. Kirchengeschichte, Bd. 33, 1954, S. 84).
- Eduard Winter*: Die tschechische und slowakische Emigration in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert Berlin 1955, S. 112–155.
- Die Geschichte in Religion und Gegenwart*, 3. Aufl., Bd. I, Sp. 1435/1436 Tübingen 1957.
- Karl Hüttig*: Geschichte der Lausitz, insbesondere der preußischen Ober-Lausitz, in: »Laubaner Tageblatt« 1965/8 Nr. 11 Gerlachsheim.
- Rudolf Ričan*: Die böhmischen Brüder, ihr Ursprung und ihre Geschichte Prag 1958.
- G. Machert*: Andreas Macher aus Bielitz und die böhmischen Exulanten (Jahrbuch f. schles. Kirchengeschichte, Bd. 50, 1971, S. 60).
- Manfred Motel*: Das Böhmisches Dorf in Berlin 1983.

# Die Herberger-Renaissance im 19. Jahrhundert

von Christian-Erdmann Schott, Mainz

Zu den nur wenig beachteten Besonderheiten des 19. Jahrhunderts gehört auch seine Vorliebe für die »Alten Tröster«, das heißt für theologische Schriftsteller und Prediger vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts selbst haben C.J. Cosack<sup>1)</sup>, Hermann Beck<sup>2)</sup> und Constantin Große<sup>3)</sup> diese Vorliebe und ihre historischen Voraussetzungen bereits als einen eigenständigen Forschungsgegenstand erkannt und durch ihre Darstellungen zu systematisieren versucht. Mehr als im wesentlichen biographische und bibliographische Einführungen in die Alten sind dabei freilich nicht herausgekommen. Aber immerhin, man hat das Phänomen doch gesehen. Im 20. Jahrhundert ist es fast ganz in den Schatten des Vergessens geraten, obgleich es in dem zur Zeit wieder neuerwachten Interesse an Frömmigkeit und Frömmigkeitsformen<sup>4)</sup> eigentlich stärker ins Blickfeld treten müßte.

Der einzige, der im Zuge seiner frömmigkeitsgeschichtlichen Forschungen dann wieder betont auf diese Seite des 19. Jahrhunderts aufmerksam gemacht hat, war Winfried Zeller (1911–1982)<sup>5)</sup>. Seitdem ist jedoch wiederum nichts weiter erfolgt. Das Interesse an den theologischen Schriftstellern und Predigern des 16. und 17. Jahrhunderts im 19. Jahrhundert, seine Gründe, seine Verwirklichung, sein Erfolg sind im wesentlichen noch so unerhellte wie eh und je.

Um in diese Forschungslücke eine Bresche zu schlagen, soll hier eines Mannes gedacht werden, der im 19. Jahrhundert so viel Aufmerksamkeit gefunden hat, daß es berechtigt sein dürfte, von seiner Renaissance zu sprechen: Valerius Herberger (1562–1627), der Prediger am 'Kripplein Christi' zu Fraustadt.

Friedrich August Gottreu Tholuck (1799–1877) rechnet ihn zu den »Lebenszeugen der lutherischen Kirche« und beginnt seine Darstellung über ihn mit dem Satz: »Die evangelische Posaune vom 'Kripplein Christi' ist im ganzen

- 1) C.J. Cosack, Zur Geschichte der evangelischen ascetischen Literatur in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens wie zur Cultur- und Literatur-Geschichte, Basel und Ludwigshafen 1871.
- 2) H. Beck, Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands in einem Abriß ihrer Geschichte. In: Zimmers Handbibliothek der prakt. Theologie 10 c, Gotha 1891.
- 3) C. Große, Die Alten Tröster. Ein Wegweiser in die Erbauungsliteratur der evangel.-luth. Kirche des 16. bis 18. Jahrhunderts, Hermannsburg 1900.
- 4) Vgl. hierzu die Lit. und die Auseinandersetzung mit ihr bei Elke Axmacher: Praxis Evangeliorum. Theologie und Frömmigkeit bei Martin Moller (1547–1606), 2 Teile. Noch ungedruckte Berliner Habilitationsschrift 1986.
- 5) W. Zeller, Drucktätigkeit und Forschung des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet der protestantischen Erbauungsliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. (Referat vom 8.6.1960 vor der Kirchengeschichtlichen Sektion des Deutschen Ev. Theologentages zu Berlin). In: Theologie und Frömmigkeit – Gesammelte Aufsätze. Hg. von B. Jaspert, Bd. 1 Marburg 1971, S. 219–223.

evangelischen Deutschland bekannt«<sup>6</sup>). Und Theodor Fontane (1819–1898) läßt in seiner Erzählung »Quitt« Obadja über ihn sagen: »Und zu diesen Erwählten unter euch (sc. Schlesiern), die nun dastehen als eine Säule der neuen (sc. evangelischen) Kirche, zählt auch der Valerius Herberger, und wie sein Glaube in seinen Liedern lebt, so lebt er auch in seinen Werken. Und ich beuge mich vor diesem Manne«<sup>7</sup>).

Beide Äußerungen sind freilich schon Folgen des neuerwachten Interesses an Herberger, dessen Einsatz sich sehr genau datieren läßt. Er liegt im Jahre 1830, in dem in der von Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802–1869) in Berlin herausgegebenen »Evangelischen Kirchen-Zeitung« ein Lebensbild in vier Folgen unter der Überschrift »Valerius Herberger« erscheint<sup>8</sup>). Sein Verfasser bleibt anonym, es ist aber als nahezu sicher anzusehen, daß es sich um den Glogauer Gymnasialdirektor Dr. C.D. Klopsch handelt<sup>9</sup>). Er will mit dieser Lebensbeschreibung »das Andenken des frommen und geistreichen Mannes in dem Evangelischen Deutschlande erneuern«<sup>10</sup>).

Daß das notwendig war, wird sofort klar, wenn man sich einmal vor Augen führt, daß Herbergers Leben weiten Kreisen in der evangelischen Kirche kaum noch bekannt war. So behauptet beispielsweise die »Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste« von 1829, die in Leipzig bei Johann Friedrich Gleditsch erschien – demselben Verlag, der im 17. und 18. Jahrhundert Herbergers Schriften in hohen Auflagen herausgebracht hat: »Im J. 1590 wurde er (sc. Herberger) Diakonus in seiner Vaterstadt und 1598 Prediger an der dortigen Kirche zum Kripplein Christi«<sup>11</sup>). Richtig müßte es heißen, 1590 wurde er zum Diakonus, am 1.1.1599 zum Pastor an die Stadtkirche berufen, die 1604 re-katholisiert wurde, woraufhin der Ausbau der Kirche 'Zum Kripplein Christi' erfolgte. Das Drama der Gegenreformation in Fraustadt und Herbergers Be-

<sup>6</sup>) A. Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges, Berlin 1859 S. 282.

<sup>7</sup>) Th. Fontane. Quitt – Erzählung. Nymphenburger Taschenbuch-Ausgabe Bd. 7, München 1969, S. 188.

<sup>8</sup>) Sp. 489–495; 497–501; 505–508; 585–592. Die letzten beiden Folgen sind vertauscht.

<sup>9</sup>) Klopsch ist vor allem durch pädagogisches und religionspädagogisches Schrifttum hervorgetreten wie auch durch heimatkundlich-historische Studien. So hat er 1839 über den Glogauer Pastor M. Valentin Preibisius (1588–1632), der Herberger die Grabrede gehalten hat, eine kleine Schrift erscheinen lassen. Daß er der Verf. des Herberger-Lebensbildes in der »Evangelischen Kirchen-Zeitung« ist, zeigt einmal der Vergleich mit der »Lebensbeschreibung« Herbergers in der Ausgabe der »Ev. Herz-Postille« bei Johann Traugott Leberecht Tauscher, Sorau 1840 (vgl. weiter oben). Er zeigt seitenlange wörtliche Übereinstimmungen. Der Text von 1840 ist allerdings erweitert. Zum anderen erklärt Tauscher im Vorwort: »Es (sc. das Lebensbild Herbergers) ist schon vor länger als 10 Jahren von meinem theuren Freunde, dem Gymnasial-Director Dr. Klopsch in Glogau, geschrieben worden, der die besten Quellen benutzen konnte« S. IV. Damit kann nur die Fassung in der Ev. Kirchen-Zeitung gemeint sein.

<sup>10</sup>) Ev. Kirchen-Zeitung 1830, Sp. 489.

<sup>11</sup>) Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste ... herausgegeben von J.S. Ersch und J.G. Gruber II. Section, 6. Theil Leipzig 1829, S. 101. Der Artikel über Herberger ist von Heinrich Döring.

währung in ihm, was ja doch mit zu den großen Stunden seines Lebens gehört, ist einfach nicht mehr präsent.

Aber auch seine Schriften sind nicht mehr auf dem Markt. Die Aufklärung weiß mit ihnen nichts anzufangen. Das letzte Buch von ihm erschien 1740, es war eine Neuauflage der »Evangelischen Herzpostille«<sup>12)</sup>.

Fast noch schlimmer ist es mit Herbergers Lied »Valet will ich dir geben ...« zugegangen. Man hat es »verbessert« und in dieser verbesserten Form ist es dann in die Mehrzahl der Kirchengesangbücher der damaligen Zeit aufgenommen worden. Einige Gesangbücher haben das Lied gar nicht mehr, nur wenige, wie Pommern und Basel, sind bei der alten Herbergerschen Form geblieben. Um diese Verbesserung zu demonstrieren, sollen hier beide Fassungen des Liedes einmal nebeneinander gesetzt werden:

Valet will ich dir geben,  
du arge, falsche Welt;  
dein sündlich böses Leben  
durchaus mir nicht gefällt.  
Im Himmel ist gut wohnen,  
hinauf steht mein Begier,  
da wird Gott herrlich lohnen  
dem, der ihm dient allhier.

Rat mir nach deinem Herzen,  
o Jesu, Gottes Sohn!  
Soll ich ja dulden Schmerzen,  
hilf mir, Herr Christ, davon;  
verkürz mir alles Leiden,  
stärk meinen schwachen Mut,  
laß mich selig abscheiden,  
setz mich in dein Erbgut.

In meines Herzens Grunde  
dein Nam und Kreuz allein  
funkelt all Zeit und Stunde,  
drauf kann ich fröhlich sein.  
Erschein mir in dem Bilde  
zu Trost in meiner Not,  
wie du, Herr Christ,  
so milde, dich hast geblut' zu Tod.

Verbirg mein Seel aus Gnaden  
in deiner offenen Seit,

In Gottes Rath ergeben,  
verlaß ich gern die Welt.  
Ich geh zum beßern Leben,  
sobald es ihm gefällt.  
Was wärs, das mich betrübte?  
Dort schau ich ewig den,  
den meine Seele liebte,  
noch eh ich ihn gesehn.

Er ruft zur Zeit der Schmerzen  
uns voll Erbarmen zu:  
kommt her, beladne Herzen,  
zu mir, und findet Ruh!  
Dieß Wort aus deinem Munde,  
laß, Herr, auch mich erfreun,  
und in der letzten Stunde  
mir Geist und Leben seyn.

Mit dir muß es mir glücken,  
den Kampf zu überstehn.  
In gläubigem Entzücken  
laß meine Seele sehn,  
wie du, o Heil der Sünder,  
einst mit dem Tode rangst,  
und wie du, Ueberwinder,  
allmächtig ihn bezwangst.

Der frohe Siegsgedanke:  
wo ist dein Stachel, Tod?

<sup>12)</sup> Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1700–1910, Bd. 60 München–New York–London–Paris 1982, S. 14 f.

rück sie aus allem Schaden  
zu deiner Herrlichkeit.  
Der ist wohl hier gewesen,  
wer kommt ins himmlisch Schloß;  
der ist ewig genesen,  
wer bleibt in deinem Schoß.

Schreib meinen Nam'n aufs beste  
ins Buch des Lebens ein  
und bind mein Seel gar feste  
ins schöne Bündelein  
der, die im Himmel grünen  
und vor dir leben frei,  
so will ich ewig rühmen,  
daß dein Herz treue sei.

stärk mich, daß ich nicht wanke  
in meiner Todesnoth.  
So ist, ob ich gleich sterbe,  
doch Sterben mein Gewinn.  
Ich bin des Himmels Erbe;  
dein Wort sagt, daß ichs bin.

Du schriebst ins Buch des Lebens  
auch meinen Namen ein;  
dein Blut kann nicht vergebens  
für mich vergossen seyn.  
Dir trauet meine Seele,  
dich lobt, was in mir ist,  
Erlöser meiner Seele,  
der du die Liebe bist<sup>13)</sup>.

Es ist deutlich: Herberger paßte nicht in die Aufklärung. Er war ihr fremd. Erst mit der Kritik an der Aufklärung, vor allem aber mit dem Erstarken der Erweckungsbewegung beginnt auch das Interesse an Herberger wieder zu wachsen, wenn auch zunächst nur zaghaft. Die Artikelserie von Klopsch in der »Evangelischen Kirchen-Zeitung« war zunächst nur ein Signal für die Wende. Sie war freilich in einer Zeitschrift erschienen, die sich gleichzeitig energisch gegen die Zerstörung der alten Gesangbuchlieder und für ihre Wiederherstellung in der ursprünglichen Form einsetzte<sup>14)</sup>. Die Wende selbst ließ aber noch auf sich warten, sie erreichte ihren Höhepunkt erst in den fünfziger und sechziger Jahren. Aber dann ist sie nahezu umfassend und betrifft alle drei Bereiche, die wir eben ins Auge gefaßt haben:

1) Den hymnologischen Bereich. Hier sind es vor allem die Arbeiten von Carl von Winterfeld (1784–1852) und Eduard Emil Koch (1809–1871), die ganz allgemein eine Wiederentdeckung der geschichtlichen Formen bringen, die aber in diesem Rahmen dann auch speziell Herberger als Liederdichter<sup>15)</sup>, wie auch seinen Melodisten, den Fraustädter Kantor und späteren Oberpritschener Pastor Melchior Teschner (1584–1635), wieder zu Ehren bringen<sup>16)</sup>. Damit ist von

<sup>13)</sup> Hier zitiert nach Dresdnisches Gesangbuch, auf höchsten Befehl herausgegeben, Zweyte Auflage Dresden 1798 Nr. 726. Die Ausgabe von 1828 ist unverändert. – Die Originalfassung »Valet will ich dir geben ...« steht im Evangelischen Kirchengesangbuch (EKG) unter Nr. 318.

<sup>14)</sup> Vgl. besonders die vierteilige Serie »Ueber das neue Berliner Gesangbuch« im Jahrgang 1830 und im übrigen die Inhaltsverzeichnisse der benachbarten Jahrgänge.

<sup>15)</sup> E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche I. Haupttheil: Die Dichter und Sänger Bd. 2, 3. Aufl. Stuttgart 1867, S. 301–310. – Koch nennt unter seinen Quellen übrigens ausdrücklich die Serie von Klopsch in der Ev. Kirchen-Zeitung, daneben auch Tholuck, Ledderhose, Specht, Lauterbach und F. W. Krummacher, auf die im folgenden noch eingegangen werden wird.

<sup>16)</sup> C. v. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst des Tonsatzes, Bd. II Leipzig 1845, reprografischer Nachdruck Hildesheim 1966, S. 564 f. und Anhang S. 187 sowie Bd. III Leipzig 1847, reprografischer Nachdruck Hildesheim 1966, S. XVIII f.



VITA, FAMA ET FATA  
VALERII HERBERGERI.

Das merkwürdige

**L e b e n,**

guter Nach, Ruhm,

und

seliger Abschied,

Des theuren und um die Kirche Gottes  
hoch-verdienten Theologi,

Hn. VALERII Herbergers,

Weiland Predigers zur Fraustadt  
in Groß-Pohlen.

Nebst einigen Kupfern und vollständigen Registern,  
Aus allerhand Schrifften und Nachrichten  
gen mit Fleiß und Treue aufgesetzt

von  
Samuel Friedrich Lauterbach,  
beym Kripplein Christl daseßst Prediger.

Leipzig,

bey Johann Friedrich Gleditsch,

1708

Titelkupfer zu dem Buch »Vita, Fama et Fata« von Samuel Friedrich Lauterbach, Leipzig 1708.

Koch und v. Winterfeld eine Entwicklung musikhistorisch und -wissenschaftlich eingeleitet worden, die dann von Philipp Wackernagel (1800–1877) und Johannes Zahn (1815–1895) erfolgreich fortgesetzt worden ist.

Koch aber erklärt in der Vorrede zur zweiten Auflage von 1852 ausdrücklich, daß es sein Ziel gewesen ist, »die köstlichen Glaubenslieder unserer evangelischen Kirche durch ihre geschichtliche Belebung und durch Aufstellung der Lebensbilder ihrer Dichter in Herz und Leben des Volkes einzuführen«<sup>17)</sup>. So stellt er Herberger auch dar, als einen frommen Mann in schwerer Zeit, an dem sich das fromme Herz aufrichten und erbauen kann.

2) Der editorische Bereich. Den Anfang macht hier Johann Traugott Leberecht Tauscher, Pfarrer in Wellersdorf bei Sorau in der Niederlausitz, der 1840, also genau hundert Jahre nach Erscheinen der letzten Herbergerschen »Evangelischen Herz-Postille« diese neu herausgibt<sup>18)</sup>. Es ist allerdings keine rein historische Edition, denn Tauscher hat in die Texte glättend eingegriffen und sich auch dazu bekannt. Daß er mit dieser Ausgabe gleich Erfolg hatte, vermerkt er mit Befriedigung: Er ist vielfältig ermuntert worden, nicht zuletzt »durch einen nicht unbedeutenden Absatz«<sup>19)</sup>. Die Hoffnung aber, die er mit dieser Herausgabe verbindet, ist, »daß das Buch durch die demselben inwohnende reiche Fülle göttlicher Wahrheit und ausströmender Liebe zu Jesu auch ferner vielen Seelen, wie es seit 200 Jahren gethan, segensreiche Erbauung gewähren, und manches Herz mit Glauben an Christum und in der Liebe zu ihm neu erwärmen und befestigen wird«<sup>20)</sup>.

Nach einer nochmaligen Pause setzen dann die Neuauflagen der Herbergerschen Werke voll ein:

1852 gibt der Konsistorialrat und Pfarrer an St. Jacobi zu Berlin, Johann Friedrich Bachmann, die »Epistolische Herz-Postille« heraus<sup>21)</sup>. Im Vorwort grenzt er sich gegen Tauscher ab, auch wenn er ihn nicht nennt, indem er erklärt: »Durch die vor mehreren Jahren veranstaltete Herausgabe dieser letzteren (sc. der Ev. Herz-Postille) ist Herbergers Name auch in neuester Zeit wieder allgemein bekannt geworden. Seine Epistel-Predigten ... werden hoffentlich dieselbe Theilnahme finden, als seine Evangelien-Predigten. Wir haben nichts daran geändert noch modernisiert, sondern geglaubt, den alten Herbergprediger ganz so in seinem Gewande lassen zu müssen, wie er es wirklich getragen hat; das Verändern ist ja bei Gelegenheit der neueren Gesangbücher so in Verruf ge-

<sup>17)</sup> Der 3. Aufl. vorangestellt, wie Anm. 15 S. III.

<sup>18)</sup> V. Herberger, Evangelische Herz-Postille, eine vollständige Sammlung von Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien, nebst einer Lebensbeschreibung (von Klopsch), Sorau 1840.

<sup>19)</sup> ebd. Vorwort S. III

<sup>20)</sup> ebd. Vorwort S. IV

<sup>21)</sup> Valerii Herberger's Epistolische Herz-Postille oder: deutliche Erklärung aller Sonn- und Festtags-Episteln, Berlin 1852.

kommen, daß sich bereits ein Vorurtheil gegen jederlei Art des Veränderns festgesetzt hat. Die Herausgeber alter berühmter Kernschriften dürfen daher ebenso gewiß auf den Dank der Leser rechnen, wenn sie nichts daran ändern, als ihnen der Undank gewiß ist, wenn sie Veränderungen vornehmen«<sup>22)</sup>.

- 1853 gibt Bachmann die »Evangelische Herz-Postille« heraus<sup>23)</sup>.
- 1854 ediert der Pfarrer Karl Friedrich Ledderhose (1809–1890) eine Auswahl von Herbergers Leichenreden »Trauerbinden«<sup>24)</sup>, ursprünglich sieben Bände. Ebenso läßt Ledderhose den »Passionszeiger« erscheinen<sup>25)</sup>. Ebenfalls
- 1854 kommen durch den Diakonus zu Sandau an der Elbe, F.R. Fricke, die »Magnalia Dei« heraus<sup>26)</sup>. Sie umfassen allerdings nur die ersten vier Teile, also die Auslegung des ersten Buches Mose. Das Gesamtwerk umfaßte zwölf Teile und reicht bis zum Buche Ruth.
- 1856/57 bringt der Konsistorialrat und Superintendent zu Glauchau, C.W. Otto, Herbergers »Psalterparadies« unter dem Titel »Paradies-Blümlein« heraus<sup>27)</sup>,
- 1858 der Pfarrer Friedrich Ahlfeld »Das Himmlische Jerusalem«<sup>28)</sup>, Predigten über Offbg. 21–22. Ebenfalls
- 1858 läßt Ledderhose den »Passionszeiger« in zweiter Auflage erscheinen<sup>29)</sup>.
- 1860 bringt die »Wupperthaler Traktat-Gesellschaft« eine Predigt Herbergers »Die Hochzeit im Paradies« auf den Markt<sup>30)</sup>.
- 1862 zweite Auflage von Ottos »Paradies-Blümlein«<sup>31)</sup>.
- 1863 läßt der Pfarrer in Großgründlach bei Nürnberg, J.J. Weigel, die »Geistliche Herzens-Lust und Freude« erscheinen<sup>32)</sup>. Es handelt sich um eine Anthologie aus Herbergers Werk, die 1698 in dieser Form zum ersten Mal erschien, um ein echtes Erbauungsbuch. Darum schreibt Weigel

<sup>22)</sup> ebd. Vorwort.

<sup>23)</sup> Valerii Herberger's Evangelische Herz-Postille, oder: deutliche Erklärung aller Sonn- und Festtags-Evangelien, Berlin 1853.

<sup>24)</sup> V. Herberger. Zwei und dreißig Leichenpredigten, genannt Trauerbinden, Halle 1854.

<sup>25)</sup> V. Herberger. Passionszeiger zu heilsamer Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi. Nach der Ordnung der vier und zwanzig Stunden, Halle 1854.

<sup>26)</sup> V. Herberger. De Jesu scripturae nucleo et medulla Magnalia Dei. Die großen Thaten Gottes. Wie Gott der Vater mit seinem Sohne Jesu Christo durch die ganze heilige Schrift gepranget und groß gethan hat, daß also die ganze Bibel ist ein immerwährendes Zeugniß und Kunstbuch von Christo: Jesus aber hingegen der ganzen heiligen Schrift Herz, Kern, Stern, Leben, Mark, Ziel, Ende, Zweck, edler Stein und Heiligthum, 1.–4. Theil: Das erste Buch Mose, Halle 1854.

<sup>27)</sup> V. Herberger, Paradies-Blümlein aus dem Lustgarten der 150 Psalmen nebst den Geheimnissen von Jesu Christo, Halle 1856 und 1857.

<sup>28)</sup> V. Herberger, Das Himmlische Jerusalem, Leipzig 1858.

<sup>29)</sup> Wie Anm. 25 mit dem Zusatz: 2. Ausgabe der neuen Auflage Halle 1858.

<sup>30)</sup> V. Herberger. Die Hochzeit im Paradies. Eine Festgabe für Trauungstage Nro. 2, Barmen 1860.

<sup>31)</sup> Wie Anm. 27 mit dem Zusatz: 2. Auflage Halle 1862.

<sup>32)</sup> Geistliche Herzens-Lust und Freude für betende Christen. Andachten, Gebete, Seufzer aus des gottseligen Valerius Herberger's Schriften auf alle Fest- und Sonntage des Kirchenjahrs, Erlangen 1863.

auch: »Daß Valerius Herberger, dessen Werken die in diesem Buche enthaltenen Gebete und Seufzer entnommen sind, in diesem Sinne ein rechter Beter war, wer dürfte das in Zweifel ziehen? Er hat in der Schule des Kreuzes beten gelernt; er hat die Kraft und Süßigkeit des Gebetes in reichem Maße erfahren; beides hat sein Herz in stetem Gebetsumgang mit seinem lieben Heiland gestärkt und erhalten. Wie viele haben schon mit seinen Worten gebetet, und in denselben die rechten, alle Bedürfnisse des Herzens berührenden Worte gefunden«<sup>33)</sup>.

1882/83 Neuauflage der »Evangelischen Herzpostille« durch F. Mainau<sup>34)</sup>.

1892 schließlich erscheint ein Band »Ausgewählte Predigten«<sup>35)</sup>, herausgegeben von dem Pastor in Eisleben, Orphal. Dieser Band ist insofern bedeutsam, als er zeigt, daß Herbergers Ruhm nun wieder so unbestritten ist, daß er in eine »Klassikerbibliothek« aufgenommen werden kann.

Überblickt man diese editorische Tätigkeit des 19. Jahrhunderts, dann zeigt sich, daß die »Evangelische Herz-Postille« wieder das beliebteste Werk Herbergers ist. Wie aus einer Anmerkung in der »Stoppel-Postille« von 1715 hervorgeht, hatte sie es bereits damals auf 25 Auflagen gebracht, die »Epistolische Herz-Postille« dagegen nur auf vier. Aufschlußreich ist ferner zu sehen, was im 19. Jahrhundert nicht wieder aufgelegt worden ist, – nämlich einmal die »Stoppel-Postille«, weiterhin die 97 Predigten, die Herberger über den Jesus Sirach gehalten und veröffentlicht hat, und schließlich die restlichen acht Teile der *Magnalia Dei*.

Besonders bezeichnend dürfte aber sein, daß die Herausgeber in der Regel Pfarrer sind, die sich auf diese Weise um eine Hebung des Glaubenslebens bemühen. Die Herberger-Renaissance ist, das wird spätestens hier deutlich, Teil einer praktisch-kirchlichen Bewegung, deren Sinn es ist, den Menschen des 19. Jahrhunderts, die durch die Aufklärung hindurchgegangen und davon gezeichnet sind, durch den Rückgriff auf die Zeit vor der Aufklärung, auf die gute alte, herz- und gemübestimmte, scheinbar naiv-gläubige Zeit schlichten evangelischen Christentums einen Halt und eine Hilfe für die eigene Frömmigkeit zu geben. Man gibt diesen Menschen die theologischen Schriften, Predigten und Gebete des alten Herbergers – »Herbergers« – an die Hand, um sie aufzubauen<sup>36)</sup>, um sie an seiner Sprache und an seiner Frömmigkeit von den Wunden, die Aufklärung und Rationalismus geschlagen haben, zu heilen.

3) Der biographische Bereich. Gleichzeitig wird nämlich der Versuch gemacht, in Schriften »für das deutsche Volk« oder »zur Erweckung und Erbauung der Gemeinde« oder in evangelischen Kalendern Herberger auch biogra-

<sup>33)</sup> ebd. Vorwort S. III.

<sup>34)</sup> V. Herberger. Evangelische Herzpostille. Ein Hausbuch in guten und bösen Tagen für allerlei Volk, Meerane 1882/83.

<sup>35)</sup> V. Herberger. Ausgewählte Predigten. Mit einer einleitenden Monographie. In: Die Predigt der Kirche. Klassikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur Bd. 17, Leipzig 1892.

<sup>36)</sup> Die Bezeichnung »Erbauungsliteratur« ist von daher nicht unberechtigt.

phisch zu erschließen. An diesem Unternehmen beteiligen sich sowohl der Fraustädter Pastor Gustav Adolf Pfeiffer<sup>37)</sup> als auch wieder K.F. Ledderhose, der gleich zwei solcher volkstümlichen Herberger-Biographien veröffentlicht<sup>38)</sup>, <sup>39)</sup>, ferner Friedrich Wilhelm Krummacher (1796–1868)<sup>40)</sup> und Adolf Henschel<sup>41)</sup>. Der Fraustädter Pastor Johannes Friedrich Specht läßt 1855 zur 300-Jahrfeier der Gemeinde Fraustadt eine lokale Kirchengeschichte erscheinen<sup>42)</sup>, in der auch Herberger angemessen berücksichtigt wird. Aber diese Darstellung stellt in ihrer lokal-historischen Ausrichtung eine Ausnahme dar und sollte mit der Tendenz der eben genannten Autoren nicht in Zusammenhang gebracht werden.

Was diese bewegt, spricht Krummacher besonders deutlich aus. Er sagt: »Daß unsere evangelische Kirche nach langem Siechthum zu neuem Leben erwachte, erhellt schon aus der regen Theilnahme, mit der sie sich ihrer längst vom Schauplatz abgetretenen Väter, Vorkämpfer und Fahnen Träger wieder erinnert. Männer Gottes, die für immer dem Grabe der Vergessenheit anheimgefallen zu sein schienen, feiern den Tag ihrer geistigen Auferstehung, und treten, in Biographien oder in neuen Ausgaben ihrer Schriften freudigst willkommen geheißen, zeugend und tröstend unter die Lebendigen zurück. Zu diesem vom Rufe liebender Verehrung aus grauer Vergangenheit neu Herausbesworeren gehört in erster Reihe nächst den Reformatoren auch der gesalbte Pastor des Fraustädter 'Kripplein Christi', Valerius Herberger ...«<sup>43)</sup>. Krummacher nennt ihn »Eine Nachtigal von sonderlich süßem und herzigem Schlage«<sup>44)</sup> und erklärt gegen Ende seiner Darstellung, daß Herberger ein Mann war, »der in der evangelischen Kirche seiner Zeit als eine der allertröstlichsten und wohlthundsten Erscheinungen uns begegnet, ... welcher für alle Zeiten ein Prediger-spiegel und ein pastorales Musterbild bleiben wird«<sup>45)</sup>.

Die Biographen zeichnen Herberger dann im einzelnen als einen Mann, für den sein inniges Gebetsleben, seine Jesusliebe, sein andauerndes Bibelstudium,

<sup>37)</sup> G. Pfeiffer, Das Leben des Valerius Herberger, weiland Pastors am Kripplein Christi zu Fraustadt. Nach geschichtlichen Quellen für das deutsche Volk bearbeitet. Herausgegeben vom christlichen Vereine im nördlichen Deutschland, Eisleben und Leipzig 1877.

<sup>38)</sup> K.F. Ledderhose, Leben Valerius Herberger's, Predigers am Kripplein Christi zu Fraustadt in Polen. In: Sonntags-Bibliothek. Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeine. Hg. von Freunden des Reiches Gottes. Eingel. von Dr. A. Tholuck. 4. Band, Bielefeld 1851.

<sup>39)</sup> K.F. Ledderhose, Valerius Herberger. Leben und Auswahl seiner Schriften. In: Evangelische Volksbibliothek. Hg. von Dr. Klaiber. 2. Band, Stuttgart 1868, S. 421–570.

<sup>40)</sup> F.W. Krummacher, Valerius Herberger. In: Evangelischer Kalender: Jahrbuch. Hg. von Ferdinand Piper, Berlin 1862, S. 211–221.

<sup>41)</sup> A. Henschel, Valerius Herberger. In: Schriften für das deutsche Volk. Hg. vom Verein für Reformationgeschichte Nr. 4, Halle 1889.

<sup>42)</sup> J.F. Specht, Der neue Zion oder die Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde am Kripplein Christi zu Fraustadt. Herausgegeben zur 300jährigen Reformation-Jubelfeier dieser Gemeinde am 18. Mai 1855, Fraustadt 1855.

<sup>43)</sup> F.W. Krummacher wie Anm. 40, S. 211.

<sup>44)</sup> ebd. S. 212.

<sup>45)</sup> ebd. S. 221.

seine Unerschrockenheit in den Notzeiten der Gegenreformation und der Pest, seine Treue zur Fraustädter Gemeinde, die ihn veranlaßte, alle Berufungen nach außerhalb abzulehnen, ferner seine hingebungsvolle Amtsführung, seine Demut, seine väterliche Fürsorge für die Armen, sein vorbildliches Familienleben, sein glaubensstarkes Sterben charakteristisch sind. Das heißt, man versucht das Bild eines Glaubenszeugen der evangelischen Kirche zu zeichnen, ja, eines Mannes, der Luther ganz nahe kommt und ihm sehr ähnlich ist<sup>46</sup>). Die vielen Zitate aus seinen Schriften und Predigten dienen der Verdeutlichung seiner inneren Einstellung.

Gemeinsam sind diesen Darstellungen aber nicht nur die erbaulich-volkstümliche Tendenz, sondern auch weitgehend die mitgeteilten Inhalte und Fakten. Das hängt damit zusammen, daß sie alle auf den ersten Biographen Herbergers zurückgreifen, den Fraustädter Pastor Samuel Friedrich Lauterbach (1662–1728). Er hatte zwei Bücher über seinen Amtsvorgänger aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts veröffentlicht<sup>47</sup>). Stil und Inhalt der Herberger-Biographien des 19. Jahrhunderts sind darum nicht nur von den Anliegen der Erweckungsbewegung her bestimmt, sie sind ganz wesentlich auch durch Lauterbach geprägt, der selbst schon im Stile eines evangelischen Hagiographen über Herberger geschrieben hatte<sup>48</sup>).

Die praktische Frage, die sich nach diesem Überblick aufdrängt, ist die nach dem Erfolg aller dieser Bemühungen. Sind die neuaufgelegten Schriften Herbergers und die unters Volk gebrachten Biographien auch gelesen worden? Sehr viel ist darüber aus der Literatur nicht zu erfahren. Der einzige, der dazu eine Aussage macht, ist Wilhelm Bickerich, der 1927 wiederum eine Herberger-Biographie erscheinen ließ. Er sagt: »Gerade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Zeit der Aufklärung überwunden war und man in der Kirche zum

<sup>46</sup>) So schreibt Pfeiffer: »Seine Feinde nannten ihn um dieser seiner Predigtweise willen gern spottweise den 'kleinen Luther', wir aber müssen ihn im vollsten Ernste so nennen. Denn nicht bloß die tiefe Innerlichkeit, sowie die große Schriftkenntniß und das klare Schriftverständniß seiner Predigten erinnert uns an Luther, den großen Reformator der deutschen Kirche, sondern auch die Derbheit und Feinheit in der Form und die volkstümliche Sprache weisen eine große Aehnlichkeit beider Männer auf« – wie Anm. 37, S. 120. Henschel hat diese Formulierungen Pfeiffers dann wörtlich übernommen – vgl. Anm. 41, S. 11.

<sup>47</sup>) S. F. Lauterbach, VITA, FAMA ET FATA VALERII HERBERGERI. Das merckwürdige Leben, guter Nach-Ruhm, und seliger Abschied, Des theuren und um die Kirche GOTTES hochverdienten Theologi, Hn. VALERII Herbergers, Weiland Predigers zur FrauStadt in Groß-Pohlen. Aus allerhand Schrifftten und Nachrichten mit Fleiß und Treue aufgesetzt, Leipzig 1708, 384 S. Sowie: S. F. Lauterbach, Fraustädtisches Zion. Das ist Historische Erzelzung desjenigen, Was sich von An. 1500. biß 1700. im Kirch-Wesen zu FrauStadt in der Cron Pohlen zugetragen. Dabey so wohl fernerer Bericht vom Kripplein Christi und den andern Lutherischen Kirchen allhier, als auch die Lebens-Beschreibungen aller Evangelischen Prediger dieses Orts, samt denen Schul-Bedienten, und was inwischen denck- und merckwürdiges vorgefallen, So daß es für den 2. Theil des ausgegangenen Lebens VALERII Herbergers, Welches zugleich umb ein gutes vermehret wird, dienen kan. Mit Mühe und Fleiß aufgesetzt, Leipzig 1711, 768 S.

<sup>48</sup>) Christian-Erdmann Schott, Der Fraustädter Pastor Samuel Friedrich Lauterbach (1662–1728) als Historiker. In: Im Dienst der Schlesischen Kirche. Festschrift für Gerhard Hultsch zum 75. Geburtstag, Lübeck 1986, S. 53–68, hier bes. S. 55 ff.

alten Glauben zurückkehrte, haben H.'s Schriften, von denen damals mehrere neu aufgelegt wurden, wieder großen Eingang gefunden und viel Segen gestiftet«<sup>49)</sup>. Genaueres erfährt man freilich nicht.

Auf der anderen Seite fällt aber auf, daß die Herausgeber und Biographen ihrerseits gern auf die geistliche Kraft und Beliebtheit der Herbergerschen Schriften hinweisen, – immer mit dem Wunsch, daß diese Beispiele zur Nachahmung anregen möchten. So zitiert Bickerich Christian Scriver (1629–1693) und Christian Eberhard Weismann (1677–1747), die sich beide in eindrucksvollen Äußerungen für das Lesen der Herbergerschen Schriften ausgesprochen haben<sup>50)</sup>. Als besonders volkstümlich müssen aber zwei Anekdoten gelten, die offensichtlich gern weitergegeben wurden. Die eine erscheint bei Ledderhose<sup>51)</sup>, Bickerich<sup>52)</sup>, Henschel<sup>52a)</sup> und Pfeiffer. Hier die Pfeiffersche Fassung, die zugleich als eine weitere Probe für seine Schreibart gelten mag: »Es war im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als ein Handwerksbursche aus Fraustadt im südlichen Deutschland sich genötigt sah, an die Thür mitleidiger Menschen zu klopfen und um eine Unterstützung zu bitten. In Würzburg fragte ihn freundlich ein Mann, woher er denn stamme? und als der Handwerksbursche schüchtern antwortete: »aus Fraustadt in Polen«, wurde das Gesicht des Mannes noch freundlicher, ja als er auf die weitere mit gespannter Erwartung ausgesprochene Frage: »aus dem Fraustadt, wo Valerius Herberger gelebt hat?« – die Antwort erhielt: »Ja, aus diesem Fraustadt«, – gab er dem jungen Manne ein reichliches Geschenk und sprach: »Du kannst dich freuen, mein Sohn, aus einer Stadt zu stammen, die solchen Mann den ihrigen nennen darf. Soeben habe ich wieder in seiner Herzpostille gelesen. Wie viel Trost gewährt sie dem zagenden Herzen und wie kräftigt sie das Streben nach einem heiligen Wandel!«<sup>53)</sup>.

Die andere Anekdote stammt von F. Ahlfeld. Sie ist dann auch von Pfeiffer, Henschel und Bickerich übernommen worden: Im Jahr 1849, als Ahlfeld Pfarrer in Halle war, besuchte ihn ein Soldat mit einem mächtigen Folianten. Es war die Herbergersche Evangelische und Epistolische Herz-Postille. Er hatte sie aus dem Posenschen mitgebracht, nun mußte er weiter und konnte sie nicht mehr mitnehmen. Ungern kaufte Ahlfeld sie ihm ab.

Ahlfeld münzt diese Geschichte sogleich um in eine Werbung für seine Predigtausgabe »Das Himmlische Jerusalem«: »Den Lesern unsrer Zionspredigten wünsche ich, daß sie das Büchlein mitnehmen bis an die Pforten des ewigen Zions. Es lockt und ladet gewaltig dazu ein«<sup>54)</sup>. Und Pfeiffer wendet sich am

<sup>49)</sup> W. Bickerich, *Leben und Wirken Valerius Herbergers*. In: *Valerius Herberger und seine Zeit*. Zur 300. Wiederkehr seines Todestages. Quellen und Forschungen zur Heimatkunde des Fraustädter Ländchens Heft 1, Fraustadt 1927 S. 23–116. Zitat S. 60.

<sup>50)</sup> ebd. S. 60.

<sup>51)</sup> K.F. Ledderhose wie Anm. 38, S. 3.

<sup>52)</sup> W. Bickerich wie Anm. 49, S. 60.

<sup>52a)</sup> A. Henschel wie Anm. 41, S. 20f.

<sup>53)</sup> G. Pfeiffer wie Anm. 37, S. 203.

<sup>54)</sup> F. Ahlfeld wie Anm. 28. Vorwort S. XII.

Ende seines Buches werbend und einladend direkt an den Leser und ruft ihm zu: »Lieber Leser, möchten Herbergers Schriften auch dich auf deinen Lebenswegen begleiten; du würdest reiche Schätze für deine Seele in ihnen finden«<sup>55</sup>).

Die Herberger-Renaissance muß unterschieden werden von dem Interesse, das auch die Predigtgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts an Herberger hat. Auch für diese steht fest, daß Herberger ein bedeutender Prediger, Theologe und Pastor ist, den es zu würdigen gilt. Der Unterschied ist aber, daß es in der Renaissance-Bewegung um die Popularisierung, in der Predigtgeschichtsschreibung um die wissenschaftliche Einordnung und Bewertung Herbergers geht.

Die Darstellungen, die in diesem Zusammenhang vorgelegt werden, zeichnen sich denn auch zunächst dadurch aus, daß sie Herberger im Rahmen der protestantischen Predigtgeschichte einen bestimmten Platz anzuweisen suchen. Den Anfang macht hier der württembergische Pfarrer Philipp Heinrich Schuler (1754–1814), der überhaupt als der Vater der modernen Predigtgeschichtsschreibung angesehen werden muß<sup>56</sup>). Er ordnet Herberger einer von Johann Arndt (1555–1621) ausgehenden Reformbewegung im deutschen lutherischen Predigtwesen zu, zu deren wichtigsten weiteren Vertretern er noch Johann Gerhard (1582–1637) und Johann Valentin Andreaä (1586–1654) rechnet<sup>57</sup>). Sie alle versuchten angesichts des vertrockneten und intellektualisierten Dogmatismus, angesichts der Streittheologie und der Lebensferne der Predigten ihrer Zeit eine neue, von der Mystik bestimmte, lebensvollere und herzenswarmer, praktische Richtung zu inaugurieren. Die Beziehung Herbergers zu Arndt bleibt dabei freilich ungeklärt und lediglich aufgrund der zeitlichen Nähe behauptet. Aber immerhin, die Predigtgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts ist Schuler in dieser Auffassung sehr weitgehend gefolgt und versteht Herberger als Reformtheologen im Gefolge Arndts, – ob es sich dabei um Christian Wilhelm Flügge<sup>58</sup>), um C.G.H. Lentz<sup>59</sup>), um C.G.F. Schenk<sup>60</sup>), Clemens Gottlob Schmidt<sup>61</sup>), Richard Rothe<sup>62</sup>) oder Heinrich Bassermann<sup>63</sup>) handelt. Lediglich

<sup>55</sup>) G. Pfeiffer wie Anm. 37, S. 204.

<sup>56</sup>) Christian-Erdmann Schott, Predigtgeschichte als Zugang zur Predigt, Stuttgart 1986, S. 115 f.

<sup>57</sup>) P.H. Schuler, Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Deutschland, mit Actenstücken im Auszug belegt. I. Theil: Von der Reformation bis auf Speners Zeiten und Stiftung der Hallischen Universität, Halle 1792, S. 164 f.

<sup>58</sup>) C.W. Flügge, Geschichte des deutschen Kirchen- und Predigtwesens. II. Theil, Bremen 1800, S. 336 ff.

<sup>59</sup>) C.G.H. Lentz, Geschichte der christlichen Homiletik, ihrer Grundsätze und der Ausübung derselben in allen Jahrhunderten der Kirche. II. Theil, Braunschweig 1839, S. 77 ff.

<sup>60</sup>) C.G.F. Schenk, Geschichte der deutsch-protestantischen Kanzelberedsamkeit von Luther bis auf die neuesten Zeiten. Mit Biographien der berühmtesten Kanzelredner und mit Predigt-Skizzen versehen, und nach den besten Hilfsmitteln bearbeitet, Berlin 1841, S. 45 ff.

<sup>61</sup>) C.G. Schmidt, Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther bis Spener in einer Reihe von Biographien und Charakteristiken, Gotha 1872, S. 86 ff.

<sup>62</sup>) R. Rothe, Geschichte der Predigt, von den Anfängen bis auf Schleiermacher, aus Rothes handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von August Trümpelmann, Bremen 1881, S. 372 und 448.

<sup>63</sup>) H. Bassermann, Handbuch der Geistlichen Beredsamkeit, Stuttgart 1885, S. 300 f.

Johann Gustav Diegel<sup>64</sup>) und Wilhelm Beste<sup>65</sup>) haben sich vom Zwang dieser These frei machen können, Hermann Hering folgt dann aber wieder ganz der Schulerschen Linie<sup>66</sup>). Sie beinhaltet auch, daß die Predigtgeschichtsschreibung es nicht als einen Fehler ansieht, wenn man den Prediger Herberger mit Abraham a Santa Clara vergleicht oder einen »kleinen Luther« nennt, wie er von seinen katholischen Gegnern bereits genannt worden ist.

Auf der anderen Seite werden in den Predigtgeschichten die Mängel der Herbergerschen Predigtweise deutlicher und nüchterner gesehen als von den Vertretern der Herberger-Renaissance<sup>67</sup>). Was man ihm vorwirft, ist, daß »er sich öfters gemeiner Redensarten und Sprichwörter« bediente; Floskeln benutzte, »die sich nicht auf die Kanzel schicken« und »öfters in den Irrgarten des Allegorisirens« gerät (Schuler); daß er zuweilen »gesucht, kindisch und spielend« ist (Beste); »Die Bilder sind oft recht gesucht, unziert und unschön, derb und grob«, »er übersättigt und giebt nicht immer das Rechte. Fabeln, Sagen, Legenden, Kirchen-, Profangeschichte, Heidenthum etc. ohne Auswahl zieht er herbei«<sup>68</sup>); ja, daß er »selbst scurile Geschichten nicht verschmäht, die jedes religiösen Momentes entbehren« (C.G. Schmidt).

Trotzdem möchte man in ihm einen Prediger sehen, der weit überwiegend Gutes zu bieten hat und darum zu Recht auch in der Gegenwart aufgelegt und gelesen wird<sup>69</sup>). Die Herberger-Renaissance zeigt hier deutlich eine Ausstrahlung in die Predigtgeschichtsschreibung hinein. Sie zeigt sich darüber hinaus auch darin, daß die Verfasser der predigtgeschichtlichen Herberger-Darstellungen sich gern auf die Arbeiten und Ausgaben von Ledderhose, Bachmann, Tauscher und Tholuck stützen.

Ein Urteil, das in seinem Für und Wider repräsentativ sein dürfte, das zugleich aber zeigt, daß die Predigtgeschichtsschreibung in einem anderen Ton spricht als die Renaissance-Bewegung, soll hier abschließend zitiert werden. Es stammt aus der Feder von Bassermann, der zu Herberger erklärt: Mit den Reformtheologen um 1600 hat »der einfache, treue Seelsorger von Fraustadt in Posen die Abneigung gegen Polemik und Scholastik auf der Kanzel, das Dringen auf praktische Bewährung des Christentums, die Innerlichkeit und Herzlich-

<sup>64</sup>) Diegel, Evangelische Prediger geschildert mit besonderer Berücksichtigung der Predigt-Anlage (Disposition): 3. Valerius Herberger. In: »Halte was du hast« Zeitschrift für Pastoral-Theologie hg. von V.Fr. Oehler V. Jahrgang, Heilbronn 1882, S. 482 ff.

<sup>65</sup>) W. Beste, Die bedeutendsten Kanzelredner der älteren lutherischen Kirche. III. Band: Die lutherischen Kanzelredner des XVII. Jahrhunderts von Arndt bis Spener, Dresden 1886, S. 76 ff.

<sup>66</sup>) H. Hering, Die Lehre von der Predigt. 1. Hälfte: Geschichte der Predigt, Berlin 1905, S. 120 f.

<sup>67</sup>) z.B. Krummacher, der sagt: Herbergers Schriften »werden auch heute noch allen denen zur wahren Erbauung gereichen, welche an manchen freilich allzu kühnen und mitunter fast spielenden Allegorien sich nicht stoßen, sondern auch an ihnen die kindliche Glaubenseinfalt und die innige Jesusliebe herauszuschmecken vermögen, wovon sie beseelt und durchdrungen sind« wie Anm. 40, S. 220.

<sup>68</sup>) Orphal wie Anm. 35, Vorwort S. XLI und XLII.

<sup>69</sup>) J.G. Diegel allerdings möchte das differenzieren: »Ob seine (sc. Herbergers) Predigten jetzt noch für die Mehrzahl der Gemeindeglieder zur Erbauung dienen können, möchten wir bezweifeln; Theologen dagegen können sich durch das Studium derselben sicher viel Freude und Förderung verschaffen« wie Anm. 64, S. 482.

keit, das im guten Sinne Mystische der Frömmigkeit gemein; allein er ragt über sie hervor durch die zuweilen an Luther erinnernde Popularität seiner homiletischen Darstellung, welche von Anekdoten und Histörchen strotzt und einen frischen, heiteren, derben Humor zur Grundlage hat. Durch beides scheint freilich manchmal der Ernst der Predigt mehr als billig beeinträchtigt, auch führt die lebhaftere Phantasie des Verfassers öfter zu geschmacklosen Allegorien, wie sich der im allgemeinen geistvolle Witz zuweilen ins Possenhafte verliert; allein diese Predigt packte doch, denn sie interessierte, und sie bot neben manchem Seltsamen doch des wirklich Erbaulichen so viel, daß sie nicht nur für die damalige Zeit eine hervorragende Erscheinung genannt werden muß, sondern auch in der heutigen noch eine erfreuliche Lektüre abgibt<sup>70)</sup>.

Aber nicht nur auf die Predigtgeschichtsschreibung hat die Herberger-Renaissance eingewirkt; sie hat auch bis tief ins 20. Jahrhundert hinein ausgestrahlt. Besonders zwei Biographien sind es, die deutlich von ihr geprägt worden sind: Einmal die schon erwähnte von Wilhelm Bickerich aus dem Jahre 1927, erschienen zur Erinnerung an die 300. Wiederkehr von Herbergers Todestag<sup>71)</sup>. Die andere Arbeit stammt von Ilse Buchholz und ist 1965 in Ost-Berlin erschienen<sup>72)</sup>. Hier handelt es sich um eine romanhaft, erbaulich-historisierende Darstellung, die in der Sache und in der Art gegenüber dem 19. Jahrhundert keine neuen Akzente setzt.

Anders geartet ist dagegen die Festschrift zur 350-Jahrfeier der evangelischen Gemeinde in Fraustadt von dem Pastor prim. Paul Engelmann<sup>73)</sup>. Diese Arbeit gehört in eine Linie mit dem oben erwähnten, fünfzig Jahre zuvor erschienenen »Neuen Zion« von Specht<sup>74)</sup>. Das heißt, Engelmann würdigt Herberger im Rahmen der örtlichen Kirchengeschichte. Etwas anderes als eine Lokal-Kirchengeschichte ist sein Buch nicht und will es auch nicht sein.

Der einzige, der im 20. Jahrhundert einen neuen Akzent setzt und damit aus der Nachwirkung des 19. Jahrhunderts heraustritt, ist Franz Lüdtkke. Das Thema seiner Arbeit ist schon sein Programm: »Deutsche Kultur im Zeitalter Valerius Herbergers«<sup>75)</sup>. Lüdtkke betont darin den deutschen, städtisch-bürgerlichen und evangelischen Charakter Fraustadts, seine enge Beziehung zu Schlesien und seine aus dem allen folgende wirtschaftliche und kulturelle Sonderstellung im polnischen Staatsverband. In Herberger sieht er einen herausragenden Vertreter dieses evangelischen Deutschtums im Osten, einen der wenigen, die in der damaligen Zeit, als in Polen und im Deutschen Reich keine Autorität

<sup>70)</sup> H. Bassermann wie Anm. 63, S. 301.

<sup>71)</sup> Vgl. Anm. 49.

<sup>72)</sup> I. Buchholz, Valerius Herberger – Prediger am »Kripplein Christi« zu Fraustadt in Polen, EVA Ost-Berlin 1965.

<sup>73)</sup> P. Engelmann, Bilder aus der Kirchengeschichte Fraustadts. Festschrift zum 350jähr. Jubiläum der evangelischen Fraustädter Gemeinde und zur 300jähr. Gedenkfeier des »Krippleins Christi«, Fraustadt 1905.

<sup>74)</sup> Vgl. Anm. 42.

<sup>75)</sup> In: Valerius Herberger und seine Zeit. Zur 300. Wiederkehr seines Todestages. Quellen und For-

herrschte, zum Führer heranreifte: »Das Beste deutschen Menschentums, das sieghafte unserer Kultur: die wesenhafte, unverbrüchliche Gottverbundenheit macht ihn in führerloser Zeit zum Führer ... Deutschland fehlte der Führer. Wohl den Territorien und Lebensbezirken, in denen es Führung wenigstens innerhalb enger Verhältnisse gab! Fraustadts geistige Führerschaft um 1600 besaß Valerius Herberger ... von der Religion her ... erstand der Stadt der schöpferische, führende Mensch, der, kraftvoll genug, geistig über die Grenzen griff und, fernhin sichtbar, dastand: einer unserer im wirklichen Sinne Großen«<sup>76</sup>).

Das ist nicht mehr die Sprache der Erweckungsbewegung, die hinter der Herberger-Renaissance stand. Das ist die Sprache und der Ton, der den tragischen Untergang gerade des Deutschtums im Osten zur Folge gehabt hat.

Die Herberger-Renaissance aber ist inzwischen Geschichte. Sie war eine Episode. Die Theologische Realenzyklopädie (TRE) würdigt Herberger nicht einmal mehr eines selbständigen Artikels.

Das aber gibt zu Fragen Anlaß: Ist Herberger im 19. Jahrhundert überschätzt worden? Ist er nur für die Zwecke der Erweckungsbewegung verwertet worden? Wird das heutige Desinteresse an ihm seiner Bedeutung gerecht? Aber – worin liegt eigentlich seine Bedeutung?

<sup>76</sup>) ebd. S. 18 f. schungen zur Heimatkunde des Fraustädter Ländchens Heft 1, Fraustadt 1927, S. 5–19.

# Beiträge zur Siedlungs- und Kirchengeschichte des Kreises Schweidnitz: Seiferdau

von Leonhard Radler, Bad Harzburg

Der Ortsname lautete: 1193 villa Zyvrídoŵ, 1209 Sifridow, 1221 Sifridaw, 1253 Syvrídoŵ, 1335 Sistrídoŵ (wahrscheinlich verschrieben für Siffrídoŵ), 1354 Syfrídoŵ, 1365 Syfrídoŵ, 1311 Siferdoŵ, 1392 Seifridau, 1404 Seyffredow, 1406 Seyfrídoŵ, 1422 Seifridaw, 1424 Seyfrídoŵ, 1437 Seifredaw, 1457 Seifridaw, im 15. Jh. Seyfrdaw, 1492 Seyfrídoŵ, 1549 Seyertaw, 1576 Seiferdau, 1606 Seuverdaw, 1651 Seufferdau, 1666 Seifferdau, mundartlich Seiferdoo. Der Ortsname enthält den deutschen Namen Siegfried, Syffrid, Seifert und hat sich im Laufe der Zeit bis auf die Schreibung nicht verändert.

In die alte Kulturlandschaft um den Zobten herum wanderten ab etwa 600/700 von Osten kommend Slawen ein, ließen sich dort nieder und saßen in zahlreichen kleinen Siedlungen, etwa in Klein Wierau, Klein Bielau, Goglaw, Cescowicz und Mislacow, die beide zu dem späteren Kaltenbrunn zusammengelegt wurden. Auf dem Gipfel des Zobtenberges lag eine Kastellaneiburg der Breslauer Herzöge, denen ursprünglich der ganze Zobtenberg und seine Umgebung gehörten (im 13. Jh.). Der nördliche und der nordwestliche Teil kamen nun in den Besitz des herzoglichen Paladins Peter Wlast, der seinen Anteil den Augustiner-Chorherren schenkte und dort um 1134 ein Kloster gründete als Gegengewicht gegen die mit dem Berge verknüpften heidnischen Vorstellungen. Der alte Streit, ob das Kloster »auf dem Berge« oder »am Berge« (Gorkau) lag, ist wohl heute noch nicht einwandfrei entschieden<sup>1)</sup>. Da sich der heidnische Glaube im Zobtengebiete am zähesten hielt, berief Peter Wlast Augustinerchorherren aus Arrovaize in Flandern in seine Klostergründung, »damit ein Kloster den harten Sinn der Heiden beeinflusste«. Da den flandrischen Mönchen das rauhe Bergklima des Zobten nicht zusagte, verlegten die Erben des Peter Wlast, nämlich seine Gemahlin und sein Sohn, es nach Breslau auf die Sandinsel<sup>2)</sup>. Daher hieß es das »Sandstift«, bis es 1810 säkularisiert wurde.

<sup>1)</sup> Kuhn, Walter, Beiträge zur schlesischen Siedlungsgeschichte (Silesia Folge 8), 1971, S. 64  
Hugo Weczerka, Handbuch der historischen Stätten, Schlesien. Zobtenberg, S. 584 ff.

<sup>2)</sup> Also ein ähnlicher Vorgang wie in Würben Kreis Schweidnitz. Die Mönche von Grüssau vertrugen das rauhe Gebirgsklima schlecht und bauten daher ein Priorat in Würben als Erholungsaufenthalt aus.

## Ausstattung des Klosters

Es mußte nun auch lebensfähig sein, d.h. über ausreichenden Grundbesitz und Menschen verfügen, die es durch ihre Arbeit ernähren konnten. So schenkte Peter Wlast seiner Stiftung auch seinen Zobtenbesitz, »nämlich den Berg mit seinem Zubehör und den Markt unter dem Berge«, d.h. den halben Zobtenberg mit dem Wald und der Siedlung Zobten am Berge, die 1399 Stadtrecht erhielt. Zu dem »Zubehör« gehörten außer dem Marktflecken Zobten wohl auch noch einige Orte des Peter Wlast'schen Grundbesitzes, wahrscheinlich Stregomen (Striegelmühle), Strelce (Strehlitz), Biala (Klein Bielau), Wiri (Klein Wierau), Gorkau, i.g. also sechs Orte. Kirchlicher Mittelpunkt wurde die Klosterkirche des Stifts, nach der Verlegung des Klosters nach Breslau die Propsteikirche in Gorkau, zu der sich nun alle Orte rund um den Zobten hielten. Die Einkünfte, die auch weit entfernte Orte an das Sandstift lieferten, wurden stark vermehrt. Schließlich bezog das Stift Einkünfte aus Gorkau, Klein und Groß Wierau, Kaltenbrunn, Seiferdau, Klein Bielau, Strehlitz, Qualkau, Zobten, Striegelmühle, also aus unmittelbarem Klosterbesitz, dazu aus folgenden weiter entfernten Dörfern: Rauske, Järischau, Nieder Weistritz, Domanze, Goglaw, Gräditz, Kreisau, Puschkau, Alt Jauernick, Kratzkau, Wenig Mohnau und Pilzen. Es handelte sich dabei vorwiegend um Getreideabgaben.

Um 1134 kamen die ersten flandrischen Mönche aus Arrovaize, um ihr neues Kloster zu beziehen. Mit ihnen zogen Untertanen aus der flandrischen Heimat, so auch wahrscheinlich ein gewisser Syfrid oder Siegfried. Ihn beauftragte nun der Abt, auf Klostergebiet einen weiteren Ort zu gründen, da zwar von Strehlitz nach Süden zu etwa vier Dörfer lagen, das nach Westen vorspringende Gebiet jedoch noch unbesiedelt war. Kämtchen, Groß Merzdorf, Stephanshain existierten ja im 12. Jh. noch nicht. Syfrid suchte nun für seine Neugründung den günstigsten Platz aus, am Schwarzwasser dicht an der Grenze des Klostergebiets, das hier an herzogliches Land stieß, dann aber an die Grafen von Würben kam. Nieder Giersdorf, Weizenrodau, Groß Merzdorf, Stephanshain sind Würbensche Gründungen zur Erschließung der Straße Schweidnitz-Breslau. Dem neuen Ort durfte Syfrid seinen Namen geben, 1193 villa Zyvrividov (Dorf des Siegfried). Damit zeigt Seiferdau, das zwischen 1134 und 1193 gegründet wurde, die älteste Spur eines deutschen Siedlers im Schweidnitzer Land, etwas später folgte als zweite Spur Wenig Mohnau, angelegt von seinem deutschen Ritter Tymann.

Die ersten Bewohner Seiferdaus waren wie die der umliegenden Dörfer Slawen, die nach slawischem Rechte lebten. Sie mußten z.B. von jedem Hofe Abgaben leisten (podworowe), Fuhren übernehmen (przewod), Wagen stellen (povoz), Wachdienst verrichten (straza), flüchtige Verbrecher aufspüren und verfolgen und vieles andere mehr. Persönlich waren sie meist unfrei und Hörige des Klosters. Seiferdau gehörte zur Erstaussattung des Sandstifts und blieb Klosterdorf bis 1810, wo alle Klöster Schlesiens säkularisiert wurden, d.h. in

den Besitz des Staates übergangen. Dörfer und Güter wurden verkauft, mit dem Erlös ein erheblicher Teil der Kriegsschulden bezahlt, die nach dem verlorenen Kriege von 1806/07 Napoleon dem preußischen Staate aufbürdete.

Die Zahl der (polnischen) Bewohner des gesamten Zobtengebietes blieb außerordentlich gering, gemessen daran, was der fruchtbare Boden hervorbringen konnte. Den Bewohnern gehörte auch das Land, das sie bewirtschafteten, nicht als Eigentum. Für die religiöse Betreuung des Gebietes mit seinen wenigen Menschen<sup>3)</sup> genügte eine einzige Kirche, die auf dem Zobtengipfel oder in Gorkau stand. Der Abt des Klosters ließ sich seinen Besitz mehrmals bestätigen, so 1193 und 1250 vom Papst, 1209 und 1256 vom Herzog, 1223 vom Bischof.

### Die Umsetzung von Seiferdau zu deutschem Recht

1221, also für den Schweidnitzer Kreis noch sehr früh, gab Herzog Heinrich I. dem Abt die landesherrliche Erlaubnis, eine Reihe von Stiftsdörfern zu deutschem Recht umzusetzen, darunter Zobten, Groß und Klein Wierau, Seiferdau und »das kleine Dorf unter Gorkau«, womit wohl Qualkau gemeint ist.

Das hatte für diese Orte weitreichende Folgen, konnten doch jetzt deutsche Bauern in größerer Anzahl herkommen und die Dörfer erheblich vergrößern. Die Deutschen wurden von den Lasten des polnischen Rechts und der Zuständigkeit der herzoglichen Beamten befreit, die Art des Steuerzahlens vereinfacht und erleichtert, für den Anfang einige steuerfreie Jahre gewährt. Überhaupt gestaltete sich die Arbeit der Bauern und das ganze Leben im Dorf unter deutschem Recht angenehmer. Den Vorteil hatten die Gemeinden, die sich weiter ausdehnen konnten; das Aussehen der Dörfer gewann durch die schönen deutschen großen Bauernhöfe, Ansehen und Wert stiegen. Den Vorteil hatte auch das Kloster, denn deutsche Bauerndörfer brachten ganz andere Einnahmen als die Vorläufer, die slawischen armseligen Hörigensiedlungen. Der Herzog behielt sich nur das sogenannte Herzogskorn vor, je einen Scheffel Weizen und Hafer (1 Scheffel = etwa 55 Liter, Scheffel abgeleitet von Schaff) von jeder Zinshufe, ferner die hohe Gerichtsbarkeit (über »Hals und Hand«) und Kriegsdienst, »wie sie die anderen Deutschen leisteten«. In der Regel waren die Neusiedler deutsche Bauern. Die Polen blieben entweder als Knechte auf den neuen Höfen, oder sie mußten das Land räumen, auf das sie sowieso kein Eigentumsrecht besaßen, da alles dem Kloster gehörte. Die Polen des alten Seiferdau, die den Deutschen weichen mußten, scheint das Kloster in Klein Bielau zusammengezogen zu haben, wo jeder einen kleinen Hof erhielt. In Klein Bie-

<sup>3)</sup> W. Kuhn (s. Anm. 1, S. 67) berechnet die Einwohnerzahl wie folgt:

Klein Bielau 7 Familien (Sippen), Wierau 4, Striegelmühle 4, Strehlitz nur eine (deren Mitglieder mit Namen genannt sind, wobei die Brüder als Träger einer eigenen Familie gerechnet sind, nicht aber die Söhne), also 16 Sippen. Die 16 Familien dürften etwa 80 Personen umfaßt haben, d. h. pro Quadratkilometer etwa 2,6 Personen. Dazu sind weitere 14 Familien ohne nähere Bezeichnung des Wohnortes, wahrscheinlich also Qualkau, Seiferdau, und die beiden Vorläufer des späteren Kaltenbrunn, Ceskowicz und Mislacow. Das ergibt etwa 30 Familien für ein Gesamtgebiet von 56,5 Quadratkilometer und eine Bevölkerungsdichte von 2,7 Personen. Zum Vergleich: Kreis Schweidnitz 1939: je Quadratkilometer 148 Einwohner.

lau wurde noch inmitten deutscher Bauerndörfer bis ins 14. Jh. polnisch gesprochen, daher taucht auch im Jahre 1329 der Name Bela polonialis (Polnisch Bielau) zum ersten Mal auf. Als später auch hier die polnische Sprache durch die deutsche ersetzt wurde, erhielt es den Namen Klein Bielau, wohl im Gegensatz zum Langenbielau Kreis Reichenbach.

Nun wurde also dem Abte Witoslaus erlaubt, einige Klosterdörfer zu deutschem Rechte umzusetzen. Bald darauf erschien dieser mit den Schulzen, »die zu damaliger Zeit auf den Gütern des Klosters weilten«, vor dem Herzog Heinrich, um eine ergänzende Bitte vorzutragen. So sollte der Herzog zustimmen, daß der Abt die Schulzen und die »Inhaber der freien Güter« verpflichten dürfe, ihm, dem Abt, dreimal im Jahre eine Mahlzeit auszurichten. Nach neuem deutschen Recht kam nämlich der Abt oder sein Stellvertreter aus Breslau zum »großen Dorfgericht« in die Zobtendörfer, um seine Gerichtsbarkeit zu betonen und aufrechtzuerhalten. Dabei mußte er von den Schulzen bzw. den Lehngutsbesitzern bewirtet werden. 1226 bezeugte der Herzog diesen Vorgang; es waren also damals die Schulzen der neuen deutschrechtlichen Orte da, die ja die Neubesiedlung durchführten.

Bisher waren die Grenzen der Klosterdörfer nicht fest abgesteckt. Das war bei dem bißchen Viehwirtschaft, der Waldnutzung und dem Fischfang auch nicht nötig, gehörte doch das ganze Areal sowieso dem Kloster. Nun aber veränderten sich die Orte in große deutsche Bauerndörfer, jeder Bauer erhielt ein bestimmtes Stück Land, das genau abgegrenzt war, und damit wurden auch Gemarkungsgrenzen nötig. Der Schulze steckte die Grenzen ab, markierte sie durch Steine, Bäume und vor allem durch Kruzifixe und wies jedem Bauern seinen Teil zu. Mit Land brauchte er dabei nicht zu sparen, denn das war zu Anfang des 13. Jh. noch überreichlich vorhanden. So erhielt Seiferdau eine Gemarkung von 844 ha = 3376 Morgen, und daher konnte der Schulze seinen Bauern viel Land zuteilen. Er selbst behielt sich 5 Hufen = 80 ha, die Kirche bekam 2 Hufen = 32 ha, ein Rittergut vermaß man nicht, sondern verteilte das Land unter die Bauern. 30 Güter legte man an, jedes mit 1½ Hufen = 24 ha oder fast 100 Morgen. Man verwendete in Seiferdau die kleine oder flämische Hufe, ein Zeichen, daß der Boden zum Teil schon etwas kultiviert war. Den Wald rodete man im Laufe der Zeit und machte ihn zu Acker, 1885 hatte Seiferdau nur noch 58 ha Wald stehen. Als neue Nachbardörfer entstanden nach 1250 Kántchen, Groß Merzdorf und Stephanshain, diese beiden als Gründungen der Grafen von Würben, um die Straße Schweidnitz-Breslau zu erschließen.

Das deutsche Seiferdau legten die einwandernden Bauern als Straßendorf am Schwarzwasser an; die Dorfstraße, an der sich rechts und links die 30 Bauernhöfe aufreiheten, führte von Stephanshain nach Kántchen. Seitenwege bildeten den Anschluß nach Groß Merzdorf, Klein Bielau und Kaltenbrunn. Grundherr des Dorfes blieb das Sandstift, das auch den sogenannten Bischofszehnten, eine Steuer an den Breslauer Bischof und die Kirche, einzog. Eine weitere Steuer be-

hielt der Herzog, und zwar von jeder Hufe einen Scheffel (= etwa 55 Liter) Weizen und einen Scheffel Hafer, die anfangs in Getreide bezahlt, dann aber durch Geld abgelöst wurden, das sogenannte Herzogskorn. Außerdem mußte die Scholtisei, zu der noch Kretscham und Mühle gehörten, im Kriegsfall »einen halben Roßdienst« leisten, d.h. daß der Schulze die Hälfte der Kosten, die ein Ritter im Kriege verursachte, tragen mußte. Damit waren die Seiferdauer Schulzen ritterbürtig geworden wie auch in anderen Dörfern (Peterwitz, Puschkau usw.). Von Seiferdauer Schulzen sind bekannt: 1493 Hans Hirschafft, nach 1493 Mathis Günther, 1530 Caspar Bertel, 1531 Caspar Behder.

Neben den direkten Steuern übernahmen die deutschen Bauern auch noch andere Leistungen. Sie mußten im Notfall beim Bergbau helfen, also hoffte wohl der Herzog, am Zobtenberg noch einige Bodenschätze zu entdecken. Auch mußten die Seiferdauer wie die anderen Deutschen im Kriegsfall sich am Heeresdienst beteiligen. Im ganzen betrachtet waren die Verpflichtungen nicht drückend. Die oberste Gerichtsbarkeit behielt sich der Herzog vor, der Abt des Sandstiftes erhielt nur den dritten Teil der Gerichtsgebühren. Später ging die Gerichtsbarkeit an Ritter über, einer von ihnen, der Graf Matthias Trencz, verkaufte sie dann an den Abt (1351). Jedoch mußte auch dieser einen Teil der Geldstrafen an die Stadt Schweidnitz abführen, was 1427 und 1531 nachzuweisen ist. Damit hatte sich auch die Stadt Schweidnitz in die Gerichtsbarkeit über Seiferdau eingeschaltet.

1292 gründete der Herzog Bolko I. von Schweidnitz das Kloster Grüssau und schenkte ihm auch die herzoglichen Einnahmen von Seiferdau, nämlich an Weizen 3 Malter (Malter = etwa 660 Liter) und 3 Scheffel (Scheffel = etwa 55 Liter) und an Hafer ebensoviel. Das bedeutete, daß die Bauern nun die staatlichen Steuern an Grüssau anstatt an den Herzog zahlen mußten. 1318 bestätigte der Papst nochmals die Schenkung. Jedoch muß das Kloster Grüssau später diese Einnahmequelle wieder weiter verkauft haben, denn in einem späteren Verzeichnis der zinspflichtigen Dörfer ist Seiferdau nicht erwähnt.

Um dieselbe Zeit verschleuderte Abt Nikolaus Quoß durch Mißwirtschaft eine Reihe von Zobtendörfern, darunter auch Seiferdau. Erst 1311 konnte das Sandstift 15 Hufen von Klein Mochbern einem Breslauer Bürger verkaufen und mit dem Erlös die Zobtendörfer wieder erwerben.

Seiferdau zog aus der Aussetzung zu deutschem Recht noch weitere Vorteile: Es wurde bald Rittersitz. Zwar hatte man bei der Gründung kein Rittergut angelegt, aber die Scholtisei war so groß und das Dorf so bedeutend, daß von nun an auch Ritter hier ihren Wohnsitz nahmen. Sie erhielten die Scholtisei vom Kloster als Lehen. Es trat also hier der seltene Fall ein, daß Ritter sich in Lehnsabhängigkeit eines Klosters begaben, ein Beweis dafür, wie wertvoll die Scholtisei damals sein mußte. Die Ritter erwarben nun neues Land dazu, wahrscheinlich durch Ankauf von Bauerngütern, so daß 1392 die Scholtisei 12 kleine Hufen

= 768 Morgen und dazu noch die Grundherrschaft über 5 »Gärten« (Stellen) umfaßte. Die zur Scholtisei gehörige Mühle überließen die Ritter 1334 dem Müller Tyczce, der ihnen vier Malter Korn abgeben und bei der Ausbesserung der Mühle und des Wehres helfen mußte. Dazu verpflichtete sich der Müller, von vier Maltern das, was er zur herrschaftlichen Kost mahlen würde, ohne Maltermetze zu zahlen. (Maltermetze = Anteil des Müllers am gemahlten Getreide, das er als Müller für die Arbeit fordern durfte.) Was er dagegen vom herrschaftlichen Getreide zum Verkaufe mahlen mußte, davon durfte er sich die Maltermetze einbehalten.

### Burg und Ritter

In den Altschlesischen Blättern 1936/2 findet sich eine Beschreibung der Burg.

»Am 28. Dezember 1935 meldeten die Lehrer Gruner aus Kaltenbrunn und Lamche aus Seiferdau dem Landesamt für Vorgeschichte in Breslau eine Wallanlage in Seiferdau. Die Besichtigung ergab, daß es sich um einen bis dahin unbekanntem frühdeutschen Burgberg handelte. Dieser Burgberg westlich der nördlichen Dorfseite dicht bei einer Bauernstelle ist mit Büschen und Bäumen bewachsen und auf drei Seiten von Wasser und Wiesen umgeben.

Ein 50 bis 70 Meter langer Vorwall schließt den Burgberg im Westen gegen das hochwasserfreie Gelände ab. Dieser Wall hat noch eine Höhe von etwa 0,5m. Zwischen diesem Vorwall und dem eigentlichen Burgberg befindet sich dann ein etwa 5 Meter breiter, noch heute mit Wasser gefüllter Vorgraben, der von einer Erdbrücke durchteilt wird. Der Burgberg selbst ist von quadratischer bis rechteckiger Form und etwa 30 mal 45 Meter groß. Er hat die Höhe von etwa zwei Meter. Von der westlichen Seite her hat man vor einigen Jahren begonnen, ihn abzutragen. Dadurch ist eine steile Böschung entstanden. Hier konnten mehrere frühdeutsche Scherben des 14. Jahrhunderts gefunden werden. Auch zeigte sich eine dicke Brandschicht unter der Grasnarbe, aus Holzkohle und verziegelten Lehmbrocken bestehend. An mehreren Stellen konnten auch Teile einer sorgfältigen Feldsteinmauer, ohne Mörtel in den Fugen, beobachtet werden. Diese Mauer umgibt anscheinend den Turmhügel. Auf der Oberfläche des Hügels fallen zwei größere Gruben auf. Wahrscheinlich haben hier turmartige Gebäude gestanden, deren Fundamente nach ihrem Verfall wohl als Steinbruch gedient haben. Der im Westen besonders deutlich erkennbare Burggraben geht im Norden und Süden in das niedrig gelegene Wiesengelände über und wird auf beiden Seiten von einem Bach gespeist. Beide Bäche vereinigen sich im Nordosten des Hügels. Wenn wir bedenken, daß die heutigen Wiesen sicherlich in früherer Zeit noch Teiche gewesen sind, so wird uns die geschützte Lage des Burgberges deutlich. Wir haben in dieser Anlage die Ruinen eines Rittersitzes der frühdeutschen Zeit, des 13. und 14. Jahrhunderts zu sehen. Bezeichnender-

weise wird der Berg im Volksmund »das hohe Haus« genannt.<sup>4)</sup> Von der daneben liegenden Bauernstelle heißt es, daß dort früher die »Jäger« gewohnt hätten, d.h. wohl die Dienstleute des Ritters.«

Man kann nun über die Namen der alten Erbauer und Bewohner der Burg etwas sagen. Kaufurkunden des Sandstifts nennen uns im 14. Jh. mehrmals den Ritter Nickel (Nikolaus) von Syffridow und seine Söhne. Ein anderer Name dieser Familie war Kortebock oder Possolt. Ein Johann Possolt von Seiferdau wird dann noch 1404 und 1430 erwähnt. In ihnen haben wir ohne Zweifel die Besitzer und Bewohner des Rittersitzes zu sehen. In den erwähnten Urkunden treten uns mehrere Söhne und eine Tochter des Nikolaus entgegen, woraus sich vielleicht erklärt, daß sich auch im südlichen Teil des Dorfes noch zu unserer Zeit ein Platz befand, worauf das Wohnhaus des Oberlehngutes stand, von einem Wassergraben umgeben. Es könnte sich auch hier um eine Anlage handeln, die in frühdeutsche Zeit zurückging. 1936 meldete der Lehrer Lamche weitere vorgeschichtliche Siedlungsreste, Münzfunde und frühdeutsche Scherben.

Die Seiferdauer Ritter stammten aus dem Geschlecht der Mesenau, nannten sich aber meist nach ihrem Besitz von Seiferdau. Bekannt sind uns 1327/34 Nikolaus von Siffridowe, 1346/92 Nikolaus von Sifridaw, 1392 dessen Brüder Hannus Possuld und Hannus Wynczik (= klein, winzig, es war also der jüngste). 1366 besaßen sie auch Rungendorf Kreis Schweidnitz. Ihre Schwester Euphemia heiratete um 1365 den Schweidnitzer Patrizier und späteren Bürgermeister Jakob Czacheris (Zacharias) und brachte als Mitgift das Gut Rungendorf in die Ehe.

Die Seiferdauer Ritter standen im Dienst des Herzogs von Schweidnitz. So hatte z.B. 1387 die Stadt Striegau der Herzogin Agnes von Schweidnitz die Steuerzahlung verweigert. Daraufhin ließ die Herzogin den Striegauern mitteilen, sie werde sie mit Gewalt dazu bringen. Ihre Ritter sagten nun der Stadt die Fehde an, lauerten ihren Bürgern und Untertanen auf den Landstraßen auf, überfielen sie, raubten sie aus und schädigten die Stadt, wo sie nur konnten. Unter den Parteigängern der Herzogin befand sich auch der Ritter Hannus Seiferdau. Am 30. Juli 1392 verkauften die Brüder Johannes Jungebusse und Johannes Pessold von Seiferdau das Dorf Thomitz Kreis Nimptsch an das Kapitel zum hl. Kreuz in Breslau. Auch aus ihrer engsten Heimat Seiferdau zogen sie um dieselbe Zeit weg. 1392 verkauften die Gebrüder Hannus Possuld, Hannus Winzig und Niklas dem Abte des Sandstifts die Seiferdauer Scholtisei mit der Gerichtsbarkeit, 12 kleine Hufen = etwa 192 ha groß, den Kriegsdienst zu Roß, den dritten Teil der Gerichtsgebühren. Mühle, einen Scheffel Weizen und einen Scheffel Hafer Zins, den 24 Bauernhufen gaben, sowie die Herrschaft über 5

<sup>4)</sup> Haus = mittelalterliche Bezeichnung für kleine Burg. Eintragung in das Striegauer Stadtbuch vom 28. Nov. 1365 betr. des Siegels des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz: »czur Pycze off dem huse«, Pitschen am Pitschenberg Kreis Striegau (ab 1932 Kreis Neumarkt). Julius Filla, Chronik der Stadt Striegau 1889, S. 28.

Gärtner (Steller) für 600 Mark (Zur Orientierung: Damals kostete ein gutes Ritterpferd 7 Mark, ein Zugochse eine Mark). Die Mönche waren mit dem Abzug der Ritter einverstanden, denn das Verhältnis zu ihnen war nicht immer ungetrübt gewesen. Die von Abt Jodocus (1429 – 1447) verfaßte Chronik des Sandstifts versieht den Bericht darüber mit der Anmerkung: »Das ist hoffentlich zum Wohle des klösterlichen Friedens, weil sie (die Adligen) in Seiferdau fast mehr die Herren waren als das Kloster.«

Die Ritter selbst zogen von Seiferdau weg; wohin sich Hannus Winzig und Niklas wandten, ist unbekannt. Hannus Possuld ging nach dem benachbarten Rittergute Kämtchen, das ihm gehörte. 1465 wird ein Hannus Possuld von Seiferdau erwähnt, der 1480 Besitzer von Kämtchen und wohl der Sohn des älteren Possuld war. Seit dieser Zeit legten er und seine Nachkommen den Beinamen »von Seiferdau« ab, der ja nun auch nicht mehr stimmte, und nannten sich fortan Ritter von Mesenau. Sie blieben bis ins 17. Jh. in Kämtchen; 1655 wird dort ein Herr von Mesenau genannt, 1587 besaß Friedrich von Mesenau das Gut Kreisau, 1708 starb Hartwig von Mesenau unvermählt. Mit ihm starb das Geschlecht aus, das zuletzt Hartau Kr. Waldenburg in Besitz hatte. Dieses Gut fiel als offenes Lehen an den Staat, 1771 überließ man es dem Grafen Schaffgotsch.

Hannus Possuld der Ältere hatte Kämtchen in seinem Besitz, wohnte jedoch meist in Schweidnitz, wo er von 1404 bis 1422 die einflußreichen Ämter eines Kanzlers und Hoferichters bekleidete (iudex curiae et cancellarius Swidnicensis). Auch sein Sohn Hannus Possuld von Seiferdau ist 1465 als Schweidnitzer Hoferichter erwähnt. Desgleichen ließen sich noch andere Seiferdauer in Schweidnitz nieder, so besaß 1457 der Schweidnitzer Bürger Jakob Seifridaw ein Haus in der Langstraße.

Im 15. Jh. wird ein Nickel von Seyfridaw als Wohltäter einer Kirche in der Nähe von Schweidnitz genannt, desgleichen ein Michael Seyfridaw. Dieser besaß 1404 auch zwei Hufen in Würgsdorf Kreis Bolkenhain. 1404 amtierten als Zeugen in einer Urkunde des Landeshauptmanns von Schweidnitz-Jauer die Ritter Hannus Possuld Seyffredow und Hannus Wiltperg von Panckendorff (Penkendorf). Am 26.10.1416 fertigte Hannus Possuld, Hofrichter zu Schweidnitz, eine Urkunde des Landeshauptmanns aus und diente als Urkundenzeuge. 1458 kaufte Nickel Possult von Mesenau das Dorf Nitschendorf (Kr. Schweidnitz) von Thyme von Ronau auf Reußendorf (Kr. Waldenburg). 1481 ist Hannus Possuld vom Kämtchen genannt (Kr. Schweidnitz), der einen Zins auf dem Kretscham von Altenburg (bei Leukirch Kreis Breslau) besaß.

Am 9.10.1606 starb Herr Andreas Clemens aus Brieg in Seuverdaw (Seiferdau) und wurde in Schweidnitz beerdigt.

## Bauern

1382 hatte die Scholtisei zwölf Hufen (1348 zwölf, 1392 sieben freie und fünf Zinshufen). Im selben Jahre ging sie in den Besitz des Breslauer Sandstiftes über. Dieses schlug noch einige Güter hinzu, so daß die Besitzung schließlich 20½ kleine Hufen umfaßte = etwa 330 ha. Nun war die Scholtisei aber doch etwas zu groß geworden, und so teilte das Kloster das Ganze wieder in drei Teile, in das Oberlehnsgut zu 4½ Hufen, das Niederlehnsgut zu 10 Hufen und die Scholtisei zu 6 Hufen. Sie wurde nun an Klosterleute weiter vergeben. 1451 bestätigte der Abt dem Andreas Borwicz sein Vorwerk (Scholtisei) zu sechs Hufen und freie Schaftrift auch auf den Bauernfeldern. Der Zins, der ans Kloster zu entrichten war, betrug ein Schock Groschen. Ohne des Abtes Einverständnis sollte das Gut nicht geteilt oder zu Bauernstellen ausgesetzt werden. Beim Verkauf war es zuerst dem Abte anzubieten. Dies geschah 1483, wo George Borwicz sein Vorwerk dem Abte für 125 Mark verkaufte (eine Mark damals war der Preis für einen Zugochsen). Die Scholtisei bestand noch zu unserer Zeit, 1892 umfaßte sie 97 ha, 1937 = 125 ha.

Mit den beiden anderen Vorwerken, dem Ober- und dem Niedervorwerk, belehnte das Kloster wieder wie früher Ritter. 1481 waren es die Gebrüder Merin und Hannos von Zedlitz, die dem Pfarrer Niklas 1 Mark Zins zu einem »Seelgeräthe« aufließen (Gedächtnisgottesdienst). 1483 war alleiniger Besitzer Hanns Zedlitz von Seyfridau, der 1484 einen Zins auf Berthelsdorf Kr. Reichenbach dem Ritter Vicenz von Nimptsch verreichete. Jedoch behielt Hanns von Zedlitz Seiferdau nicht lange. Noch 1483 verreichete er zu einem »Seelgeräthe« dem Klosteramtmanne Peter Runge zu des Klosters Händen das Niedervorwerk mit 10 Hufen und vom Obervorwerk 2½ Hufen. Zwei weitere Hufen verkaufte er 1490 dem Nickel Schlaupitz. Noch zu unserer Zeit existierten diese beiden Lehnsgüter, das Obergut mit 116 ha, das Niedergut mit 133 ha Fläche. 1492 verkaufte Hanns Zedlitz von Seyfridau dem Ritter Vicenz von Nimptsch »gewisse jährliche Geschösser« (Abgaben, die er in Gröditz [Gräditz Kr. Schweidnitz] hatte).

Wohin sich Hanns von Zedlitz, der auch in Schweidnitz auf der Burgasse Haus und Hof besaß, hinwandte, wissen wir nicht, jedoch nannte er sich noch 1498, also acht Jahre nach dem Verkauf, immer noch Hans Zedlitz von Seiferdau. 1438 war auch die Schweidnitzer Patrizierfamilie von Sachenkirch Besitzer, ob des Ober- oder des Niedervorwerks, ist jedoch unbekannt.

Aus dieser Zeit sind auch die ersten Bauernnamen erhalten, 1498 Philipp Barttsch, Georg Milde, Clemens Pfeiffer, Hannus Crawse (Krause), Hans Schlaupitz. Diese fünf mußten schon damals eine ehrliche, arische Abstammung beglaubigen und erklären »mit aufgehobenen Fingern zu den Heiligen, wie recht ist, daß Anton Kestner von Hans Kestner, seinem Vater, und Margarethe, seiner Mutter, guten frommen Leuten, aus einem Ehebette recht ehrlich

geboren und aufrichtiger deutscher Art gekommen sei und habe sich samt seinen Eltern bei ihnen zu Seiferdau ehrlich und fromm, auch guten Gerichts gehalten, von denen sie nichts anderes als Ehre, Redlichkeit und alles Gute wissen«.

### **Die katholische Kirche**

Eine weitere Folge der Aussetzung des Dorfes zu deutschem Recht war der Bau einer Kirche, da das große Bauerndorf sich die Kosten einer Pfarrei ohne weiteres leisten konnte und die deutschen Bauern auch daran gewöhnt waren, die Kirche im Dorfe zu haben. Zwei Hufen (= 125 Morgen) gab man der Kirche als Widmut. Man baute sie wahrscheinlich kurz nach dem Mongoleneinfalle von 1241 und weihte sie dem hl. Nikolaus. Zu unserer Zeit hatte sie als Schutzpatronin die hl. Hedwig, die zur Zeit der Gründung noch gar nicht heilig gesprochen war und daher auch nicht Namenspatronin werden konnte. 1250 wird sie zum ersten Mal genannt und 1335 im Register des Galhard als in 'Sistridow' erwähnt, was wohl verschrieben für Siffridow ist. 1311 finden wir auch zum ersten Male den Namen des Pfarrers erwähnt, Bernhard von Seiferdau. 1399 ist Laurencius Plebanus in Syfridaw. 1481 amtierte der Pfarrer Niklas. In einem Verzeichnis der ganz oder teilweise zerstörten Dörfer aus dem Jahre 1641 wird Seiferdau nicht erwähnt, und ein Bericht von 1652 sagt nur, daß der Ort öfter von Soldaten beraubt worden und das Pfarrhaus ganz baufällig war. Da aber zur selben Zeit schon über die Hälfte des Ackers wieder bebaut wurde und auch die Kirche eine Anzahl Kirchengeräte besaß, waren hier die Verwüstungen wohl nicht so schlimm wie in anderen Orten. Nur den Pfarrer hatte man noch vor 1638 vertrieben. Die Pfarrei stellte man nach dem Kriege nicht wieder her, sondern schlug die Kirche als Filiale zu Kaltenbrunn.

Die heutige Kirche stammt wohl aus dem Anfang des 16. Jh. Die Kreuzgewölbe zeigen spätgotische Formen, Strebepfeiler fehlen, das Gebäude war aus Bruchsteinen erbaut. Zur Zeit der Reformation trat ein Teil der Bewohner zur neuen Lehre über, der größte Teil jedoch blieb katholisch. Die Kirche selbst war niemals evangelisch. Ihr Hauptaltar wurde 1613 erneuert, 1638 ist als ihr Patron der hl. Nikolaus genannt, 1652 jedoch die hl. Hedwig. Demnach weihte man die Kirche zwischen 1638 und 1651 neu. 1652 besaß sie drei Glocken, zwei Fahnen, eine Kasel, eine Albe, ein Humerale, einen vergoldeten silbernen Kelch, zwei Antependien, ein Meßbuch, vier zinnerne Leuchter. Das bedeutete für die kurze Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, in dem alle Kirchen ausgeraubt worden waren, eine beachtliche Anzahl Kirchengeräte. Das Kirchendach bestand 1652 aus Holz. Auf dem Kirchhofe, der mit einer festen Mauer umgeben war, hatte man eine Anzahl Bäume angepflanzt. Den Gottesdienst an allen zweiten Sonntagen hielt 1652 der Zobtener, 1667 der Kaltenbrunner Pfarrer ab.

1810 wurde das Sandstift mit seinen Dörfern säkularisiert, seitdem waren die Pfarrer Weltgeistliche. Die Kirchenbücher reichten bis 1766 zurück.

Mitten im Dreißigjährigen Kriege wurde die Seiferdauer Kirche von Breslau aus visitiert. Sie war damals Filiale von Kaltenbrunn, dem hl. Nikolaus geweiht und hatte augenblicklich keinen eigenen Pfarrer. Wenige Jahre nach dem Kriege erfolgte eine erneute Visitation:

»Seufferdau 15.4.1652. Die aus Stein gebaute Kirche hat um den Hochaltar ein Gewölbe, das übrige (Langhaus) hat eine Decke aus Brettern und ein Dach aus Holz. Zu Ehren der hl. Hedwig geweiht, Filialkirche zu Caldenborn. Ein Tabernakel steht auf der Evangelienseite, keinesfalls wird dort das Allerheiligste aufbewahrt, wegen der Gefahr, da in diesem Orte kein Pfarrer wohnt. Zwei Altäre gibt es, von denen wenigstens der Hauptaltar geweiht ist. Das Taufbekken ist sauber, aber nicht verschlossen; das Weihwasser wird in einem Gefäß aufbewahrt, ist aber dem Kaplan Johann Georg Braitler aus Zobten anvertraut, der die Sorge für diese Kirche hat und abwechselnd Gottesdienst hält und für den Verschluß sorgt. Drei Glocken, zwei Fahnen, eine Kasel mit einer Albe, ein Humerale und einen vergoldeten Kelch aus Silber mit allen nötigen Gegenständen habe ich gefunden, zwei Antependien mit zwei Tüchern, zwei Flaschen für das hl. Öl, ein Meßbuch, vier Kerzenhalter aus Zinn mit den übrigen Gegenständen fand ich, auch wenn der Ort öfter von den Soldaten ausgeraubt worden war. Der katholische Ritus ist in Gebrauch, drei Paten sind zugelassen, man tauft in deutscher Sprache, der Ort hat meist Katholiken, ist aber mit Evangelischen gemischt. Als Widmut hat diese Kirche zwei Hufen Acker, das fast zusammengefallene Pfarrhaus ist zu erneuern; von 49 ½ Hufen empfang man einst ebensoviel Scheffel Weizen und ebenso viel Hafer, jetzt aber nur von 29 Hufen. (Demnach waren also 1651 etwa 20 Hufen noch nicht wieder bebaut. Das bedeutet im Gegensatz zu anderen Dörfern, die fast wüst waren (Wüste-Eckersdorf, Wüste Wiers/Wierischau), einen ziemlich raschen Wiederaufbau). Der Kirchschreiber Andreas Fuchs, noch nicht vereidigt, hat als Lohn jährlich zum Termin Philipp-Jakobus und St. Michael<sup>5)</sup> 51 Brote und 20 Groschen, und von den 49 ½ Hufen Gerste und Weizen, von jeder eine Garbe, die Oster- und Neujahresgeschenke und den dritten Teil der Gefälle. Die Kirchenväter Georg Gregorius und Hans Funcke, vereidigt, wiesen aus vorgelegten Registern nach, daß die Kirche in bar 2 ½ Taler besitzt und an gewissen Schulden 200 und an unsicheren Schulden 90 Taler Rhat.«

Am 4.10.1667 wurde die Kirche zum dritten Male visitiert. »Dieses Dorf gehört dem hochwürdigen Herrn Abt des Sandstiftes in Breslau, der auch das Patronatsrecht über diese Kirche, Filiale von Kaltenbrunn, besitzt. Die Kirche ist aus Stein gebaut und liegt auf einem Hügel. Sie hat über dem zerfetzten Schin-

<sup>5)</sup> Philipp-Jakobus 1. Mai; Michael 29. September.

deldach einen hölzernen Turm mit drei Glocken. Schindeln für die Reparatur sind vorhanden. Die Kirche ist zu Ehren der hl. Hedwig geweiht, das Kirchweihfest begeht man aber nach ihrem Fest. Der Hauptaltar ist würdig bekleidet, geweiht und kunstreich geschnitzt. In seiner Mitte sind die hl. drei Könige dargestellt, 1613 wurde er renoviert. Auf der Evangelienseite ist eine gemauerte Stelle, wo sich auf einem untergelegten Corporale ein kleines silbernes Ciborium nach Art eines Kelches, ähnlich einem Deckel, befindet und mit einem Baldachin aus Stoff verhüllt, darin drei geweihte Hostien niedergelegt sind. Auf der Epistelseite steht ein geschlossener Beichtstuhl in lebhaften Farben, in der Mitte der Kirche ein Taufbecken aus Stein; es enthält ein Kupfergefäß mit sauberem Wasser, darüber ein Türmchen, verfertigt von einem Kunstschmied und verschlossen. Bei dem Taufwasser steht ein altes entweihetes Altärchen, darauf eine Statue der hl. Jungfrau. Dort werden an der Wand einige Figuren aus Wachs sichtbar, es scheinen einstmalig Weihgeschenke hergeschickt worden zu sein! Der Triumphbogen um den Altar ist mit alten Gemälden geschmückt, davor hängt eine Statue der hl. Jungfrau mit einigen Engeln, an der Wand ein großes Kruzifix, eine einfache Kanzel, eine enge gewölbte Sakristei mit Fußboden aus Ziegeln und einer eisernen Tür. Darin fand ich in einem alten Schrank die heiligen Öle, einen silbernen Kelch mit den notwendigen Geräten, 4 Meßgewänder, 2 Alben, 1 Rochett, 1 römisch-katholisches Meßbuch, 1 Agende, 3 Antependien, 3 Decken und 2 Glöckchen, ein paar zinnerne Fläschchen, 2 Leinentücher, nämlich ein schwarzes und ein weißes. Diebe haben sich vor drei Jahren aus der Sakristei einiges geholt. In der Kirche befinden sich vier Leuchter aus Zinn und zwei Fahnen. Die Kirchhofsmauer ist aus Stein gebaut, der Kirchhof mit vielen Bäumen bepflanzt. Der Pfarrer ist derselbe wie in Kaltenbrunn, er hat hier ein Pfarrhaus mit zwei Hufen Acker. Dieser Kirche ist kein anderes Dorf zugeteilt. Der Pfarrer erhält aus Kaltenbrunn und Seiferdau jährlich 6 Malter Weizen und 6 Malter Hafer. Gottesdienst findet abwechselnd statt, der größte Teil der Dorfbewohner ist katholisch. Der Kirchschreiber Andreas Fuchs aus Lüben dient seit 11 Jahren, hat ein schlechtes Häuschen ohne Garten, von der Hufe zwei Garben und zwei Brote, von der Gemeinde eine schwere Mark, Neujahrs- und Ostergeschenke. Die Kirchväter, die Bauern Johann Funcke und Georg Gregor, wiesen ein Kapital von 120 kleinen Mark nach und an Bargeld 4 Mark. Die Kirche hat neun Gärtner (Steller), die den Erbzins entrichten, drei mit 8 Groschen, vier mit 12 Groschen, 5 mit 16 Groschen, von den übrigen einige mit vier Groschen. Die Kirche erhält zusammen jährlich an Kirchenabgaben 9 kleine Mark 8 Groschen. Die Kirchväter erhalten für ihre Arbeit nichts. Nach den nötigen Ermahnungen kam ich am selben Tage (4. Oktober 1667) nach Guhlau.«

Die Seiferdauer Kirche war also schon bald nach dem langen Kriege im Verhältnis zu anderen Kirchen des Kreises reich ausgestattet, die kirchlichen Geräte hatte wohl zum größten Teil des Sandstift aus Breslau nach dem Ort brin-

gen lassen. Von den Chorherren ist Fr. Michael Arlett näher bekannt. Geboren 1623 in Neiße, 43 Jahre alt, 18 Jahre Priester, 20 Jahre im Orden und in Kaltenbrunn und Seiferdau vier Jahre Pfarrer. 1667 wurde er im Breslauer Stift Prior und starb am 7.11.1670. 1724 war Pfarrer der Augustiner Joseph Thielisch. In der Parochie lebten 600 Katholiken und 34 Lutheraner.

### Die evangelische Gemeinde

Die wenigen Evangelischen von Seiferdau – 1845 waren es 68, 1867 = 123, 1885 = 116, 1925 = 208, 1929 = 222, hielten sich zur Friedenskirche nach Schweidnitz, benutzten jedoch bei Begräbnissen die katholische Kirche, bis sie 1888 eine eigene Kirchgemeinde errichteten und 1903 Kirche und Pfarrhaus bauten. Die neue Kirche wurde am 26.11. 1903 eingeweiht und 1904 endgültig von Schweidnitz getrennt.

Pastoren waren<sup>6)</sup>:

Rudolph Hugo *Preiser*, 1904 – 20. Geb. 25.4.1864 in Kapsdorf Kr. Trebnitz. Ord. in Breslau 26.3.1890. Pfarrvikar in Ratibor und Hultschin. 1894 P. in Malapane, 1.4.1904 in Seiferdau. † 19.11.1920. Verh. Hünern Kr. Trebnitz 4.12.1894 Erika Stark, Lehrerstochter aus Schebitz Kr. Trebnitz, † 1.6.1929 in Sorau. Drei Kinder. Die jüngste Tochter Sigrid war verh. mit Pastor und Superintendent Johannes Schulz in Schweidnitz.

Johannes Hermann Otto *Rudel*, 1921 – 27. Geb. 6.5.1882 in Jägerndorf Kr. Jauer. Vater Lehrer. Univ. Breslau, ord. in Breslau 26.6.1908. Pfarrvikar in Fellhammer und Weißwasser/Oberlausitz. 1910 P. in Pleschen (Posen), 1911 P. in Merschwitz Kr. Lützen. 1915 Konradswaldau Kr. Landeshut. 1921 Seiferdau, 1927 Nieder-Cosel/Oberlausitz. 1932 Alt Kohlfurt. Nach 1945 P. in Sausenhofen bei Gunzenhausen. Em. 1.12.1950, † 23.1.1952 in Gunzenhausen. Verh. 18.5.1910 mit Martha Mückner, 4 Kinder. Sohn Hans-Ulrich, geb. 1916, † Dez. 1982 als Oberst a. D., beigesetzt in Dornhausen bei Gunzenhausen.

Johannes *Kilger*, 1928 – bis zur Vertreibung. Geb. 29.5.1884 in Deutmannsdorf Kr. Löwenberg, Vater Pastor. Ord. in Breslau am 7.11.1912. Vom 1.4.1913 bis 30.4.1928 Pastor in Falkenhain Kr. Schönau. Ab 1.5.1928 Pastor in Seiferdau, verh. 1914 mit Susanne Uhlig, 5 Kinder. Nach 1945 in Leuzendorf Kr. Crailsheim (Württemberg), † 2.11.1960 in Oberstrotzingen bei Ulm.

Die Pfarrstelle Seiferdau wurde abwechselnd von Gemeinde und Konsistorium besetzt. Zu der Pfarrei, die (1925) 1197 Mitglieder umfaßte, gehörten Seiferdau mit 208 Evangelischen und einer evangelischen Schule, Birkholz mit 194 Ev. und einer ev. Schule, Groß Merzdorf mit 154 Ev., Klein Bielau mit 37 Ev., Kaltenbrunn mit 72 Ev., Krotzel mit 8, Kärtchen mit 233 Ev. und einer ev. Schule, Stäubchen mit 58, Stephanshain mit 294 Ev. und einer Schule.

<sup>6)</sup> Die Angaben über die Pastoren hat mir Johannes Grünwald zur Verfügung gestellt.

1904 bestimmte der Gustav-Adolf-Verein eine größere Summe zum Bau der evangelischen Kirche in Seiferdau. Man errichtete sie auf dem Grundstück des Erbscholtiseibesitzers Jerchel auf dem Berg oberhalb der katholischen Kirche, dort, wo einst die Windmühle gestanden hatte. Mit ihrem spitzen Turm und hellen Ziegeln war sie weithin zu sehen. Die Besitzer der Rittergüter in den eingepfarrten Dörfern, die meist evangelisch waren, halfen beim Bau der Kirche; besonders stark setzte sich auch der Ziegeleibesitzer Willner in Seiferdau dafür ein, desgleichen beteiligten sich die Gutsbesitzer an der Ausschmückung der Kirche. »Das Kreuz im Altarraum ist ein kunstvolles Schnitzwerk aus Oberamergau, die Kronleuchter wurden gestiftet. Baronesse Elisabeth von Zedlitz-Leipe in Kämtchen hat eigenhändig die Bibelsprüche an den Emporen gemalt und gebrannt. Welch ein Zeichen ihrer großen Liebe zum Gotteshause! Als ich am 1. Mai 1928 als Nachfolger meiner Vorgänger, Pastor Preiser und Pastor Rudel, im Seiferdauer Pfarrhaus meinen Einzug hielt, stand der Kirchberg mit dem Pfarrgarten in schönster Blüte, ein Sinnbild jener glücklichen Zeit, die wir erlebten. Dem Gemeindegemeinderat gehörten damals an: Rittergutsbesitzer Freiherr von Zedlitz-Leipe, Lehngutsbesitzer Weihrauch in Seiferdau, Rittergutsbesitzer von Dresky in Birkholz, Rittergutsbesitzer von Lieres und Wilkau in Stephanshain und Amtsvorsteher und Gutsbesitzer Zimmer in Stephanshain« (J. Kilger)<sup>7)</sup>.

### Bevölkerung

Die Zahl der Seiferdauer Bauern ging mit der Zeit zurück. 1576 waren von den 30 Bauern der Gründerzeit noch 23 mit 35½ Hufen da, 1785 nur noch 17. Dafür zählte das Dorf 6 Stellenbesitzer und 19 Häusler. Man hatte also wohl einige Bauerngüter zu Stellen verkleinert und aufgeteilt. 1785 betrug die Zahl der Einwohner 308, 1845 waren es 495 Personen, 1939 waren es 609. Sehr alt war die katholische Schule, die schon 1785 bestand. Wahrscheinlich hat der 1667 erwähnte Kirchenschreiber damals schon etwas Unterricht gehalten.

Eine Statistik von 1845 schildert Seiferdau wie folgt: 1209 Siffridow, Post Schweidnitz und Zobten. Besitzer einst Sandstift Breslau, nun königlich. Rentamt Schweidnitz, Land- und Stadtgericht Zobten, zivil und crim. pro fisco. 42 Häuser, 1 Freischoltisei, 2 Lehngüter, 495 Einwohner (68 Ev.), diese zu Schweidnitz. Eine katholische Mater adjuncta (ehemals selbständige Pfarrkirche) zu Kaltenbrunn, Archipresbyterat Költtschen, eingepfarrt Seiferdau. Gottesdienst wechselnd mit der Pfarrkirche (zu Kaltenbrunn). Eine kath. Schule, ein Lehrer, Collator königlich und fürstbischöflich. Schulinspektor Schweidnitz. 1 Öl-, 1 Wasser-, 1 Windmühle. 17 Handwerker, 1 Krämer, 1258 Rinder, 1783 Merinoschafe, 1 Ziegelei des Lehngutsbesitzers Horstig brannte 1840 Flachwerke 400000 Stück.

<sup>7)</sup> G. Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, 1977, S. 353f

1885 heißt es: Seiferdau 844 ha, davon 699 Acker, 81 Wiesen, 58 Wald, Ev. zu Schweidnitz, Kath. zu Kaltenbrunn, 68 Häuser, 625 Einwohner, darunter 116 Ev. und 508 Kath. Amtsgericht Schweidnitz. Im Handbuch des Grundbesitzes von 1892: Seiferdau Erbscholtisei: 97 ha, Heinrich Jerschel, Hauptmann a.D., Besitzer. Seiferdau Niederlehngut: 133 ha, Ziegelei, Besitzer Martin Willner in Breslau. Seiferdau Oberlehngut: 116 ha, Besitzer Ernst Weihrauch. 1929: M.a. (Mater adjuncta) Seiferdau, S. Hedwigis, 4 km, Kath. 346 Prot. 222. Als Pfarrkirche erwähnt 1250. jetz. Kirche wahrscheinlich Anfang d. 16. Jh., got., konsek. Dedic. Dom. 11. Oct. Bis 1810 den Augustiner-Chorherren in Breslau gehörig. Kirchenbücher seit 1766. 1 kath. Schule, 2 Klassen, 46 kath. Schüler, 1 kath. Lehrer, Koedukation, Kirchenamt organisch Turnus stab. Patron der Kirche: Fiskus.

1937: Nieder Lehngut mit Gut Nr. 59. Besitzer Walter Rau, Fabrikbesitzer und Landwirt auf Basthorst bei Crivitz (Mecklenburg). Verwaltung W. Rau'sche Gutsverwaltung Nieder Lehngut, Inspektor Gerhard Köbe, ein Assistent. Fläche 200 ha. Erbscholtisei Nr. 7. Besitzer: Artur Jerchelsche Erbgemeinschaft, Familienbesitz seit 1821. Bevollmächtigte Frau Elfriede Jerchel, 1 Beamter. Fläche 125 ha, Bäckerei (verpachtet). Lehngut Nr. 2: Besitzer Emil Weihrauch, Fl. 115 ha. Dazu die 5 Bauerngüter Paul Opitz (Fl. 43 ha), Hermann Geike (Fl. 38, 64 ha), Paul Reiprich (28 ha), Heinrich Klose (Fl. 32,5 ha), Alfons Riese (Fl. 25 ha).

### Flucht und Vertreibung

Im Januar 1945 berührte der große Flüchtlingsstrom auch Seiferdau. In einer grimmig kalten Nacht beherbergte das Dorf gegen 3000 Flüchtlinge. In der Nacht vom 12. zum 13. Februar meldete die im Pfarrhause einquartierte Nachrichtentruppe das Herannahen von 35 russischen Panzern in Richtung Groß Merzdorf. Das war das Signal zum Abmarsch, Pastor Kilger selbst alarmierte das Dorf, und im Morgengrauen zogen gegen 30 Gespanne in Richtung Groß Merzdorf, Schweidnitz, Ober Weistritz nach dem Gebirge und der Tschechoslowakei zu. Das Jahrbuch für evang. Kirchengeschichte Schlesiens Band 1953 brachte den Bericht über den Zug durch die Tschechoslowakei von Pastor Kilger, auf den hier verwiesen werden kann. In der Tschechoslowakei löste sich nach furchtbaren Drangsalierungen der Zug auf, ein Teil von etwa 500 Männern, Frauen und Kindern wurde aus der Gegend von Pilsen mit 20 amerikanischen Lastwagen nach Württemberg gebracht, ein weiterer Teil kehrte nach Seiferdau zurück und wurde am 7. August und 9. Oktober 1946 in die sowjetisch besetzte Zone ausgewiesen.

Über die Zeit nachher liegen einige Berichte vor. Pastor Kilger (1955): »Auch die Kirche ist ausgeplündert worden (wie das Pfarrhaus); wie mir später

berichtet wurde, sind die Orgel, die Kanzel, die Kronleuchter und das Altarkreuz entfernt worden. Das Dach hat Schaden gelitten«<sup>7)</sup>. 1964: »Die evangelische Kirche ist völlig ausgeplündert und dem Verfall preisgegeben«. 1974: »Die katholische Kirche befindet sich in gutem Zustand, von der evangelischen stehen nur noch die Außenmauern. Das Pfarrhaus dient als Schule oder Kindergarten«<sup>8)</sup>! »In Seiferdau sind alle Felder gut bestellt. Gelitten haben die Wohnhäuser von Weihrauch und Jerchel, vom Eisenberger Hof ist nur ein Schutthaufen übriggeblieben. Verfallen ist die schöne evangelische Kirche. Die Glocken und Orgel sollen nach Danzig gekommen sein. Die Bänke sind herausgerissen, ebenso die Eingangstür, deren Reste auf den Treppenstufen liegen. Im Dach klafft ein drei Meter großes Loch«<sup>9)</sup>. »Bereits in der Nr. 7 (Juli 1974) mußten wir vom beklagenswerten Zustand der einst so schönen Evangelischen Kirche von Seiferdau berichten. Nun ist in die verfallene Kirche noch der Blitz eingeschlagen und hat sie völlig abbrennen lassen. Die Reste des zerstörten Mauerwerks wurden von den Polen als willkommenes Baumaterial abgebrochen, so daß nun auch die Seiferdauer Kirche wie so viele evangelischen Dorfkirchen im Kreise Schweidnitz der Vernichtung anheimgefallen ist«<sup>10)</sup>.

### **Verzeichnis der wichtigsten Quellen und Literatur**

*Adler*, Hermann, Älteste Geschichte der am Fuße des Zobtenberges liegenden Dörfer des Augustiner-Chorherrenstiftes auf dem Sande in Breslau, Breslau 1871–73.

*Gemeindelexikon* der Provinz Schlesien 1885.

*Gerhard*, Walter, Die Zobtenlandschaft, das Herz Schlesiens, 1955

*Handbuch* des Grundbesitzes, Provinz Schlesien, 1892

*Heyne*, Johannes, Dokumentierte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau, 3 Bände, 1860, 1864, 1868.

*Hultsch*, Gerhard, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, 1977 (Das Evangelische Schlesien, Band 7), dort auch Innen- und Außenansicht der ev. Kirche in Seiferdau S. 688/89.

*Jungnitz*, Joseph, Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonat Breslau, 1902.

*Knie*, J.G., Alphabetisch statistisch-topographische Übersicht der Dörfer und Städte Schlesiens, Breslau 1845.

*Kuhn*, Walter, Beiträge zur schlesischen Siedlungsgeschichte, 1971, darin: Die Besiedlung des Zobtengebietes S. 63 – 78.

*Lutsch*, Hans, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, Bd. 2; Die Landkreise des Regierungsbezirks Breslau, 1889.

<sup>8)</sup> Tägliche Rundschau 1974 Nr. 6, S. 3

<sup>9)</sup> Tägliche Rundschau 1974, Nr. 7, S. 11

<sup>10)</sup> Tägliche Rundschau 1975 Nr. 2, S. 10.

- Maleczynski*, Karol, Codex diplomaticus nec non epistolaris Silesiae, 3 Bände 1956, 1959, 1964.
- Menzel*, Josef–Joachim, Jura ducalia, Die mittelalterlichen Grundlagen der Dominalverfassung in Schlesien, 1964.
- ders.* Die schlesischen Locationsurkunden des 13. Jahrhunderts, 1977.
- Michael*, Edmund, Das schlesische Patronat, Beiträge zur Geschichte der schlesischen Kirche und ihres Patronats, 1923.
- Moepert*, Adolf, Die Ortsnamen des Kreises Neumarkt, (1935) (Einzelschriften zur schlesischen Geschichte Bd. 13).
- Neuling*, Hermann, Schlesiens Kirchorte und ihre kirchlichen Stiftungen bis zum Ausgange des Mittelalters (1902).
- Realhandbuch* des Bistums Breslau Teil 2 (1929). *Regesten* zur schlesischen Geschichte, 8 Bände (1884–1925).
- Regesty Śląskie* 1343–1348), Tom I 1975.
- Schlesisches Urkundenbuch*, 2 Bände, 1963–1971, 1977.
- Schlesisches Güteradrefßbuch*, 15. Auflage 1937.
- Stenzel*, G.A., Chronica Abbatum B.M. Virginis in Arena, Scriptores Bd. II 1839.
- Tägliche Rundschau*. Das Heimatblatt für den Stadt- und Landkreis Schweidnitz, ab. Jg. 1952.
- Treblin*, Martin, Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz (1908).
- Weczerka*, Hugo, Handbuch der historischen Stätten, Schlesien (1977).
- Zimmermann*, Fr. A., Beyträge zur Beschreibung der Provinz Schlesien, Band 5 (1785) – Meßtischblatt Weizenrodau Nr. 5165.

# Karl Holls Briefe an Paul Gennrich nach Dembowalonka/Westp., Breslau und Königsberg

von Robert Stupperich, Münster

Paul Gennrich, geboren in Pommern, war von 1908 bis 1911 Professor der Praktischen Theologie in Breslau; er hat innerhalb der Schlesischen Kirche also nur wenige Jahre wirken können. Der Reiz des Briefwechsels mit dem bedeutenden Kirchenhistoriker Karl Holl liegt in der Beurteilung der Zeitereignisse und dem Einblick in den Werdegang beider Professoren. Die Beleuchtung des geistigen Lebens zu Beginn dieses Jahrhunderts, die führende Rolle der Berliner Universität und K. Holls Beziehungen zu den ostdeutschen Zentren werden für den Leser sicherlich von Interesse sein.

Freundesbriefe zu lesen, die eindringlichen Ernst mit Humor verbinden, muß dem Leser Freude bereiten. In unserem Fall ergreift ihn sogar bisweilen der Neid, daß er nicht auch solch einen geistvollen Freund hat, wie Paul Gennrich ihn in Karl Holl gehabt hat.

Als der 30jährige Schwabe Karl Holl<sup>1)</sup> sich in Berlin habilitierte, da hatte der in der Kleinstadt Tübingen aufgewachsene junge Gelehrte manches nachzuholen. Berlin bot ihm wie jedem anderen sehr viel. Manches wollte auch der von der Arbeit besessene Forscher nicht missen. Er erzählt in seinen Briefen selbst: wenn er vom Ministerium sein Privatdozenten-Stipendium erhielt, dann fühlte er sich als Krösus. Im Hochgefühl seines Besitzes leistete er sich auch das Vergnügen, die Erstaufführung von Gerhart Hauptmanns »Fuhrmann Henschel« anzusehen. Sonst las er zur Erholung abends manches aus der modernen Literatur. Geselligen Anschluß brauchte er nicht. Den Schwarzbürgbund, dem er durch seine Tübinger Verbindung »Normannia« angehörte, erwähnt er gar nicht. Nur mit den gleichaltrigen Kollegen von der Universität traf er sich öfters beim »Schultheiß« am Potsdamer Platz. Unter diesen stand ihm Paul Gennrich am nächsten, mit dessen Familie er auch bekannt war.

Ihre Übereinstimmung bestand mehr in politischen als kirchlichen Anschauungen. Holls kritische Haltung gegenüber der Kirche hat kaum der Gennrichs entsprochen. Die Freundschaft hielt trotzdem; sie basierte auf charakterlichen Eigenschaften, die sich im Leben auch abgesehen von bestimmten Ansichten bewähren: Offenheit, Zuverlässigkeit und Treue.

<sup>1)</sup> Für die Stadien auf Karl Holls Lebenswege vgl. meine Beiträge: K. Holl als Lutherforscher, in: Zeitschrift »Luther« 37, 1966, S. 112; K. Holls ostkirchliche Studien und ihr Einfluß auf sein politisches Denken, in: Histor. Zeitschrift 215, 1972, S. 345 und K. Holl im kirchlichen Ringen nach dem Ersten Weltkrieg, in: Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte 53, 1981, S. 55–91.

Holl hatte mit Gennrich keine wissenschaftlichen Fragen zu besprechen. Seine Briefe an ihn sind anders als die an engere Fachkollegen. In ihnen tauchen frühe Berliner Fakultäterinnerungen auf, Beurteilung konfessioneller und kultureller Begebenheiten. Was sie früher bei Spaziergängen und auf Wanderungen besprachen, setzte sich in ihren Briefen fort.

Den mündlichen Austausch entbehrte Holl sehr als sie sich nach wenigen Jahren trennen mußten. Aus seinen an Gennrich gerichteten Briefen, die offen und vertrauensvoll sind, erfahren wir manches von seinen Lebensgewohnheiten, von der Art der politischen Informationen, vom akademischen und außerakademischen Leben und eigenen Arbeiten bis hin zu persönlichen und familiären Ereignissen. Bei aller Verschiedenheit ihres bisherigen Werdegangs hatten Holl und Gennrich viele Gemeinsamkeiten.

Paul Gennrich<sup>2)</sup> war ein Jahr älter als Holl. Er stammte aus Hinterpommern, wo sein Vater Dorfschullehrer und Kantor war. Nach dem frühen Tode des Vaters konnte er trotzdem das Gymnasium in Stolp besuchen, das er 1883 mit dem Abitur verließ. Mit Hilfe von Stipendien konnte er in Berlin Theologie studieren. Um auch ihren anderen Kindern eine gute Ausbildung zu geben, siedelte die Mutter nach Berlin über. In seinen Erinnerungen schildert Gennrich anschaulich und offen seine schwere und dennoch frohe Jugend. Nach dem 1. Examen 1886/87 kam er als Hauslehrer zu Herzog Elmer von Oldenburg und verbrachte in diesem hochadligen Hause acht Jahre. Dieser Aufenthalt, meist in Österreich, bedeutete ihm viel.

Wie er sich schon früher vorgenommen, promovierte er 1893 in Berlin zum Lizentiaten und ging gleich daran, eine Habilitationsschrift über die »Paulinische Heilsordnung« zu schreiben, die er 1896 einreichte und die nach der Annahme gedruckt wurde.<sup>2a)</sup> Als Privatdozent konnte er anfangs über Neues Testament, dann über Dogmatik lesen.

Gennrich hat es bald selbst empfunden, daß er für die wissenschaftliche Laufbahn nicht gut genug vorbereitet war, ja, daß er nicht die Gabe besaß, »wirklich Selbständiges auf diesem Gebiet (der systematischen Theologie) zu leisten«.<sup>3)</sup> Ungewollt verglich er sich dabei mit seinem Freunde Karl Holl. In den »Erinnerungen aus meinem Leben« findet sich eine treffende Charakteristik Holls sowohl nach seiner wissenschaftlichen als auch nach der charakterlichen Seite. Da heißt es:

»Es macht sich doch bemerkbar, daß ich die Jahre nach dem Universitäts-Studium nicht, wie es die meisten Privatdozenten taten, ausschließlich wissenschaftlicher Weiterarbeit hatte widmen können, vor allem keine wirkliche Anleitung zum Quellenstudium bekommen hatte, wie sie etwa die Schüler Har-

<sup>2)</sup> Paul Gennrich, Erinnerungen aus meinem Leben. Königsberg 1938 (Jahrbuch der Synodalkommission und des Vereins für ostpreußische Kirchengeschichte 8).

<sup>2a)</sup> erschienen in: Theologische Studien und Kritiken 1898.

<sup>3)</sup> Erinnerungen, S. 75.

nacks in hervorragender Weise erhielten. In dieser Beziehung blieb mir ein viel bewundertes und beneidetes Vorbild mein Kollege Holl, mit dem ich in einen engen freundschaftlichen Verkehr trat. Als Mitarbeiter der Kirchenväterkommission der Akademie der Wissenschaften hatte er textkritische Arbeiten an den griechischen Kirchenvätern zu leisten. Es machte ihm gar nichts aus, täglich bis zu zehn Stunden über den Handschriften und alten Textausgaben zu sitzen, wobei er eine Zigarette nach der anderen zu rauchen pflegte. Damit hatte er allerdings wohl seine Gesundheit untergraben. Bald nach seiner Habilitation erkrankte er an einer Venenentzündung an einem Bein. Da er sich nicht schonte und, um seiner Karriere nicht zu schaden, das Übel möglichst verheimlichte, kam es immer wieder. Er ist dann ja auch schon mit 60 Jahren gestorben. Sein früher Tod war ein großer Verlust für die Wissenschaft, in der er namentlich durch seine Lutherforschung einen hervorragenden Platz sich erobert hatte. Das war das Große an ihm, daß er über dem genauen und minutiösesten Quellenstudium, zu dem er auch seine Schüler anhielt, nicht den Blick für das Wesentliche und die großen Linien der Entwicklung verlor. Das zeigte schon seine erste größere Arbeit, die er zur selben Zeit wie ich den »Kampf um die Schrift« veröffentlichte: »Enthusiasmus und Bußgewalt im griechischen Mönchtum«, die ganz neue Blicke in die Entwicklung der orientalischen Kirche eröffnete. Ursprünglich Schüler von Harnack, wahrte er doch je länger desto mehr dem Meister gegenüber seine Selbständigkeit. Dazu trieb ihn auch schon seine schwäbische Eigenart, in der die bekannte schwäbische »Dickköpfigkeit« sich mit einer etwas pietistischen Frömmigkeit paarte. Auch er hat die Not des Privatdozententums zu tragen gehabt (die äußere Existenz ermöglichte ihm ein Stipendium des Ministers), daß die Hörer in erster Linie sich bei dem ordentlichen Professor des Fachs – in diesem Fall bei dem berühmten Harnack – einzufinden pflegen und dem Privatdozenten im allgemeinen keine besondere Beachtung schenken.«<sup>3a)</sup>

Paul Gennrich hatte sich im selben Jahr wie Karl Holl in der Theologischen Fakultät der Universität Berlin für das Fach der system. Theologie habilitiert.<sup>4)</sup> Gemessen an der Gegenwart waren die Verhältnisse an den Universitäten noch eng und daher auch übersichtlich. Die jungen theologischen Privatdozenten, deren es in Berlin eine ganze Reihe gab, bildeten sogar einen Verein eigener Art.

Vor seinem ersten Semester gab Gennrich die Hauslehrerstelle auf<sup>5)</sup>. Die Regelung der äußeren Angelegenheiten wie die Besorgung der Ankündigungen der Vorlesungen und die Anmeldung der benötigten Hörsäle hatte Holl für ihn übernommen. Selbst wollte Holl erst seine Habilitationsschrift druckfertig ma-

<sup>3a)</sup> Ebd. S. 75.

<sup>4)</sup> W. Elliger, 150 Jahre Theologische Fakultät Berlin. Berlin 1960, S. 91.

<sup>5)</sup> Propst D. v. d. Goltz forderte ihn selbst dazu auf, vgl. Erinnerungen S. 80.

chen und gönnte sich daher keine Erholung.<sup>6)</sup> Diese bestand für ihn höchstens darin, daß er sich abends ein paar Stunden mit moderner Literatur befaßte.

Holls Briefe an seinen Freund und Kollegen Gennrich zeigen, soweit sie erhalten sind, den Charakter ihrer Beziehungen.<sup>7)</sup> Besprochen werden darin Ereignisse, die den abwesenden Gennrich interessieren mußten. So berichtet ihm Holl im März 1899 von einem Abend beim Vicepräsidenten des EOK Prof. D. von der Goltz, bei dem die jungen Theologen den hochgestellten Persönlichkeiten wie dem Kultusminister Bosse, dem Präsidenten Barkhausen, Graf Andreas Bernstorff u. a. vorgestellt werden sollten. Dieser Abend wird genau geschildert und mit kritischen Bemerkungen zu einigen der Anwesenden versehen. Gennrich hielt sich indessen in Italien auf und Holl äußert sich in Erinnerung an seine erste Italienreise: »Dort kann man doch inne werden, daß es eine Lust ist, auf dieser Welt zu leben und daß auch das Genießen sein Recht und seinen sittlichen Wert hat.«

Holl und Gennrich halfen sich oft gegenseitig mit kleinen Hilfeleistungen und Vermittlungen. Im Jahre 1899 hatten sich beide so genähert, daß an die Stelle des steifen Sie das vertrauliche Du trat. Allmählich konnten sie auch die Hoffnung haben berufen zu werden. Gennrich erhielt zuerst die Berufung als Direktor eines Predigerseminars.<sup>8)</sup> Wie sollte eine solche eingeschätzt werden? Sollte er annehmen? Würde eine Ablehnung nur Verstimmung hervorrufen? Holl meinte, Gennrich hätte etwas Besseres verdient als das westpreußische Dembowalonka, das er sich am Ende der Welt vorstellte.

Das freundschaftliche Verhältnis erklärt es, daß Holl zu Gennrich in voller Offenheit über alles sprach, selbst über seinen Gesundheitszustand,<sup>9)</sup> über den er sonst niemand etwas sagte. Er wollte nicht als »Kranker Mann« angesehen werden. Und doch ist er an dem Venenleiden, das damals bei ihm auftrat, nach 25 Jahren gestorben. Am liebsten, schrieb er, ginge er wieder nach Italien, einmal um Handschriften zu studieren, zum anderen um sich auszuheilen. »Von dort hoffe ich frisch wiederzukommen, und Arbeit gibt es dort für mich für zehn Monate«. Aber dazu kam es nicht, denn inzwischen traf die Berufung nach Tübingen ein.<sup>10)</sup> Holl schüttete seinem Freund nun das Herz aus: »Aus Berlin heraus und aus Preußen heraus«, schreibt er Ende 1899, »fiel mir sehr schwer; ich bin in der Gesinnung zu sehr verpreußt und werde den Ton in Tübingen jetzt noch schwerer ertragen als früher«. Die guten Seiten des Lebens in seiner Vaterstadt will er nicht vergessen. Leid täte ihm immerhin die weite Entfernung von seinem Freunde. »Wir wären dann nach den entgegengesetzten Richtungen

<sup>6)</sup> Holls erste Italienreise fand 1894 statt.

<sup>7)</sup> Enge Freundschaft seit 1899; Br. 10.3.99.

<sup>8)</sup> Das Predigerseminar Dembowalonka lag bei Briesen und war für Ost- und Westpreußen bestimmt. Der Ort hieß später Eichholz.

<sup>9)</sup> Holls Krankheit kam bereits in Berlin 1899 zum Ausbruch.

<sup>10)</sup> Über die Berufung nach Tübingen vgl. Holls Briefe an Schlatter (ZThK 64, 1967, 174).

verschlagen. Ich hoffe zuversichtlich, daß das kein Ende der Beziehungen bedeutet«.

Ende des Sommersemesters 1899 wurde Gennrich von den Berliner Privatdozenten verabschiedet. Holl schenkte ihm zum Abschied sein inzwischen erschienenes Buch »Enthusiasmus und Bußgewalt im älteren griechischen Mönchtum«,<sup>11)</sup> um zu zeigen, »daß ich die räumliche Trennung nicht als eine Lockerung unseres Verbundenseins betrachtet wissen möchte«. Gennrich muß bald darauf einen recht erfreulichen Bericht von seiner neuen Wirkungsstätte gegeben haben, so daß sogar ein so nüchterner Mann wie Holl »ein Gefühl der Sehnsucht nach ähnlich befriedigendem Wirkungskreis« empfand.

Die Jahrhundertwende läßt die große Entfernung von Tübingen nach Westpreußen Wirklichkeit werden. Im Jahre 1900 ging Holl nach Italien und berichtete von Rom aus, welche Eindrücke er diesmal vom römischen Katholizismus hatte. Es ging um das neue Pontifikat Pius X. Holl urteilte aber nicht über diesen, sondern über den ganzen Vatikan.<sup>12)</sup> Er meinte, die Angehörigen der Kurie hätten keinen Blick für die Wirklichkeit. »Sie leben in einer anderen, einer Phantasiewelt, so modern sie sich geben«. Für die Beobachtung der Öffentlichkeit hatte er keine Zeit. »Die lange Zeit in italienischen Bibliotheken macht müde. Ich beginne mich nach dem Beruf (d.h. der Universitätstätigkeit) und nach Deutschland zu sehnen. Auch die Italiener kriegt man mit der Zeit satt, und der Genuß der Herrlichkeiten der Renaissance wird mir immer durch den grellen Gegensatz von Einst und Jetzt verdorben.«<sup>13)</sup> In Tübingen angelangt, freute er sich, nach sieben Jahren wieder Weihnachten zu Hause bei der Mutter feiern zu können.

Die »Idylle von Dembowalonka« malte sich Holl in seiner Phantasie aus. Gennrich schrieb ihm zwar öfters, doch reichten seine Berichte nicht aus, um die Lage im Seminar sich vorzustellen, das Zusammenleben mit den Kandidaten und die westpreußischen Verhältnisse zu Beginn des neuen Jahrhunderts. Noch nach einem Jahr schrieb Holl vorwurfsvoll zurück: »Ich habe noch gar keine deutliche Vorstellung von deiner Wirksamkeit«. <sup>14)</sup> Seine eigenen Berichte von seiner neuen Wirkungsstätte Tübingen waren viel eingehender. Trotz des Entgegenkommens, das der junge Professor in seiner Geburtsstadt fand, war »doch einiges da, was sich immer noch nicht recht einfügen« wollte.

Die Lage war für ihn nicht befriedigend: »Das politische Leben dreht sich doch um etwas begrenzte Aufgaben«, und von der Kirche wollte er nicht reden. Von Gennrich hätte er dagegen gern erfahren, welche Erfahrungen er in dieser Beziehung in Westpreußen machte. Holl kannte zwar von seiner Verbindung

<sup>11)</sup> Das Buch wurde mit großem Lob aufgenommen; ein Neudruck erschien 1964.

<sup>12)</sup> Über die vatikanischen Behörden äußert sich Holl in: Kleine Schriften, hsg. v. R. Stupperich. Tübingen 1966, S. 84.

<sup>13)</sup> Br. v. 5.8.1900.

<sup>14)</sup> Br. v. 13.4.1901 und 1.6.1902.

her den Konsistorialrat Gröbler in Danzig, ohne Näheres von diesem zu berichten, obwohl ihn auch in dieser Zeit Preußisches mehr interessierte als Süddeutsches.

Der Briefwechsel drehte sich stärker um die Theologie und ihre damaligen Probleme: die Religionsgeschichte. Für den systematisch orientierten Theologen waren wichtiger die Fragestellungen, die Troeltsch aufgebracht hatte.<sup>15)</sup> Holl erwartete zwar von ihm nicht mehr viel, nachdem er seine Artikel in der Realencyclopädie für Theologie und Kirche gelesen hatte. Die Kritik erschöpfte sich nicht im Sachlichen. Für Holl war auch die Form immer wesentlich. In dieser Beziehung urteilt er folgendermaßen: »Seinem (glänzenden) Stil«, meint er, »fehlt der Reiz des Persönlichen. Das ist nicht die Disposition, aus der große Leistungen hervorgehen.«

Holl war bereits 36 Jahre alt, als er seinem Freunde mitteilen konnte – in sehr persönlicher Form – daß er sich auch verlobt hatte.<sup>16)</sup> In einer für ihn typischen Weise fährt er fort: »Ich muß mit der Hochzeit Geduld haben ... solange bis ich die großen Vorlesungen hier einmal alle hinter mir habe.« Auch wenn sein Gesundheitszustand ihn bisweilen auf trübe Gedanken brachte, konnte er doch bekennen: »Ich habe mich zum Optimismus wieder durchgerungen«. Ja, er meinte, noch völlig gesund werden zu können und so weit zu kommen, »daß wir noch einmal wie in alten Zeiten wandern« werden.

Holl nahm den Briefwechsel mit Gennrich ernst; es bedrückte ihn bisweilen, wenn er den »Gruß vom hohen Norden« nicht gleich beantworten konnte. Seine Arbeit als Extraordinarius in Tübingen war nicht knapp bemessen: er hatte zwei sechsstündige Vorlesungen zu halten und, als im selben Jahr 1902 sein Kollege Hegler starb, mußte sie noch weiter wachsen. Darüber mußte Holl seinem Freunde näher berichten. Die Hauptkollegs, so schrieb er am 14. September 1902, sind »absolvirt: »Am meisten«, so fuhr er fort, »wird mich künftig wohl noch die neuere Kirchengeschichte festhalten, dort ist noch am meisten zu tun und sie interessiert mich am lebhaftesten. Die Art, wie bis vor kurzem das kirchengeschichtliche Studium betrieben wurde, ist doch eigentlich mehr als komisch. Man weiß gut, was bis 1555 passiert ist. Von dem, was vor 200 Jahren geschah, hat man noch dunkle Ahnungen und vom 19. Jahrhundert weiß man gar nichts ... Umgekehrt ist das einzig Vernünftige. Was nützt es, wenn die Leute alle alten Ketzer abraspeln können und dafür von dem, was sie umgibt, und der nächst zurückliegenden Vergangenheit keine Ahnung haben. Die allerneueste Kirchengeschichte in Preußen ist zwar sehr wenig erfreulich, aber nichts davon zu wissen, ist trotzdem nichts anderes als dumm«. – »So weit mir's möglich ist, bleibe ich mit Preußen auf dem Laufenden, denn man lernt die Vorzüge dieses Staates eben erst recht schätzen, wenn man wieder versuchen muß, in einem

<sup>15)</sup> Zu den aktuellen Fragen gehörten außer den religionsgeschichtlichen Problemen die von Ernst Troeltsch aufgeworfenen Fragen über die Absolutheit des Christentums.

<sup>16)</sup> Das Datum der Verlobung: 1902; Trauung: 24.3.03 in Stuttgart

richtigen Kleinstaat sich zurechtzufinden«.17) Soweit seine allgemeinen Betrachtungen. Dann kehrt Holl wieder zu seiner eigenen Situation zurück. Von seinen Ferien sagt er, daß er sie in der Stimmung des Tauchers verbringe, »der erstaunt die groteske Meeresfauna studiert«. Bescheiden und zufrieden kann er die Wirkung feststellen: »Es tut mir wohl, wieder einmal in der Stille zu studieren«.

In diesem langen Brief stand nichts von Ostdeutschland. Mehr in den folgenden. Da Holl bis dahin noch nie im deutschen Osten gewesen war, hatte er auch keine rechte Vorstellung von diesen Provinzen. Seine Vorstellungen entsprachen nicht der Wirklichkeit. Als wenn er die Landkarte vor sich hätte, so spricht er von dem Lande »dort droben«, wo man den »Kampf mit Wetter und Menschen« führte.18) Dabei bittet er Gennrich immer wieder, ihm einen Bericht über das Land und über seine Tätigkeit in Dembowalonka zu schicken. Anscheinend hat Gennrich dieser mehrfach geäußerten Bitte nicht entsprochen. Ein Grund dafür ist nicht ersichtlich. Da aber seine Briefe verloren gegangen sind, lassen sich seine Angaben nicht mehr nachprüfen. Die Ungleichartigkeit ihrer Arbeit, die auf jeder Seite reichlich bemessen war, die Unterschiede in der Struktur des Lebens zwischen Württemberg und Westpreußen bis hin zur Verschiedenheit des Volkes und seines Charakters, das alles trug dazu bei, den schriftlichen Verkehr in diesen Jahren nicht recht aufblühen zu lassen.

Holl war sichtlich erleichtert, als er hörte, daß sein Freund Gennrich 1906 »von seinem Posten auf der Grenzhut« abgelöst und nach Berlin versetzt wurde. Diese Nachricht kommentierte Holl allerdings folgendermaßen: »Leichten Herzens wirst du nicht ziehen, denn einen Boden, auf dem man so aus dem Volken heraus hat wirken dürfen, wie du in Dembowalonka, muß man doch lieb gewinnen«. D.h. daß Holl Gennrichs sechsjährigen Aufenthalt dort doch positiv wertete. Holl deutete freilich zur Versetzung nach Berlin an, daß er aus Egoismus redete. Wörtlich heißt es bei ihm: »Ich rede weiter nicht davon, du wirst ja bald das Nähere erfahren. Aber das darf ich dir sagen, daß mir der Entschluß (nach Berlin zu gehen) durch die Aussicht, mit dir wieder zusammenzukommen, wesentlich erleichtert wurde«. Die zwei gemeinsamen Jahre in Berlin ergaben reichlichen Austausch und belebten das sonst stille und zurückgezogene Leben dieser Familien. Aus diesen Jahren fehlen natürlich Briefe. Nur später wird gelegentlich mit Bedauern geäußert, daß diese reiche Zeit viel zu schnell vergangen sei.

Als Gennrich 1908 nach Breslau berufen wurde, hatte er ein Doppelamt zu übernehmen: die Professur für praktische Theologie und nebenamtlich das Amt eines Konsistorialrats. Der Briefverkehr mit Holl setzte wieder ein. Dieser berichtete ihm, was seit seinem Fortgang im geistigen Leben der Residenz vor sich ging. Im August 1908 tagte der 8. Internationale Historiker-Kongreß, für den

17) Br. v. 14.9.1902.

18) Br. v. 21.11.1902.

Holl im Ortsausschuß die Vorbereitungen zu treffen hatte.<sup>19)</sup> Dieser Kongreß enttäuschte ihn. Nach seinem Urteil kam sachlich dabei nicht viel heraus. Seinen Eindruck von der Haltung seiner Kollegen gab er mit einem kurzen und nüchternen Satz wieder: »Die Flucht vor der Theologie greift um sich.«<sup>20)</sup>

Wie stand aber Gennrich? Seine Arbeit »Die Lehre von der Wiedergeburt« war 1907 erschienen. Zu ihrem Inhalt äußerte sich Holl nicht. Dagegen kritisierte er Gennrichs Schrift über die Christliche Liebestätigkeit stark. Er mochte es nicht, wenn vom Hauptthema abgewichen wurde und auf Randerscheinungen wie religiöse Volkskunde ausgewichen wurde. Da er deren Wert nicht hoch einschätzte, wollte er von ihrem Einfluß auf die Predigt nichts wissen.<sup>21)</sup>

Holl wunderte sich, daß der Breslauer Professor so oft die Kanzel bestieg und seine Predigten auch veröffentlichte.<sup>22)</sup> Als Gennrich 1911 zum Generalsuperintendenten in Magdeburg ernannt wurde,<sup>23)</sup> sprach ihm Holl für seine neue Position und Wirksamkeit in der Kirche seine besonderen Wünsche aus. »Du kommst in eine verantwortungsvolle Stelle«, schrieb er ihm, »und wirst einer von denen, die den Geist unserer Kirche in entscheidender Weise bestimmen. Möge es dir immer gegeben sein, das rechte Wort und den rechten Rat zu finden, und mögest du auch anderen die Freude an ihrem Amt einhauchen dürfen.«<sup>24)</sup>

Als ihm Gennrich nach längerer Zeit wieder eine Veröffentlichung schickte, in der er sich mit religiösen Gedanken volkstümlicher Art beschäftigte, drückte Holl seine Überraschung aus: »Ich hatte keine Ahnung, daß die Sache oder wenigstens das Spielen mit solchen Gedanken so weit verbreitet ist. Ich empfinde es immer bei solchen Gelegenheiten, daß wir an der Universität ein Stück zu vornehm sind. Wir kümmern uns nicht genug um solche Dinge, die doch nun einmal da sind und eine gewisse Macht bedeuten. Und du hast sehr recht getan, daß du gerade jetzt in der Zeit der Wagnerschwärmerei den Finger darauf gelegt hast und mit kräftigen Worten die Torheit solcher Träume gekennzeichnet hast.«<sup>25)</sup>

Als nach Ausbruch des Krieges viele nach Zuspruch verlangten, gab Gennrich sogleich ein für sie bestimmtes Andachtsbuch heraus, das er Holl zuschickte.<sup>26)</sup> Dieser war davon sehr angetan. »Es tut not«, schrieb er ihm, »daß die Kirche jetzt, wo der große Sturm kommt, für Kanäle sorgt, um ihn abzufangen und in sein Bett zu leiten. Was ist es doch für ein Wunder, das wir erleben. Ich fühle mich tief beschämt in dem Kleinglauben, der bei mir oft angesichts bö-

19) Der Kongreß fand vom 6. – 12. 6. 1908 statt.

20) Br. v. 9. 5. 1909.

21) Über das Jubiläum der Universität Berlin vgl. die Festschrift von Max Lenz und auch Gennrichs Erinnerungen S. 133.

22) Erinnerungen, S. 138.

23) Predigtband: »Unser Glaube ist der Sieg« ... 1912, 259 S.

24) Br. v. 26. 12. 1911.

25) Br. v. 18. 5. 1914.

26) Erinnerungen, a. a. O., S. 153.

ser Erscheinungen in unserem Volksleben sich regte. Nun ist der Schleier weggezogen und siehe da! es ist viel, viel mehr Gutes da, als man je zu hoffen gewagt hätte ... Dieser Krieg gräbt sich so tief ein, daß niemand seine Eindrücke vergessen wird.«<sup>27)</sup>

Im Jahre 1917, noch mitten im Kriege, wurde Gennrich nach Königsberg als Generalsuperintendent der Provinz Ostpreußen berufen. Für die durch den Krieg bereits stark heimgesuchte Provinz brauchte man einen tatkräftigen Kirchenführer. Ob Gennrich bei seiner starken Inanspruchnahme in diesen Jahren Zeit gefunden hat, ausführlich an Holl zu schreiben, wissen wir nicht. Jedenfalls liegt auch bei den Briefen Holls an Gennrich in diesen Jahren eine größere Lücke vor. Wenn der Briefwechsel für die Dauer des Krieges nicht ganz abbrach, so können auch in der Kriegszeit Briefe verloren gegangen sein. Nach Holls Brief vom Ende 1918 zu urteilen, hat es frühere Briefe gegeben. Es wäre auch unverständlich, wenn anlässlich der Ernennung Gennrichs nach Königsberg die Freundesbriefe ausgesetzt hätten und wenn Holl anlässlich dieser Berufung geschwiegen hätte.

Daß der politische und militärische Zusammenbruch so plötzlich kommen werde, hatte keiner von beiden geahnt. Noch im Oktober 1918 hatte Gennrich Holl zu einem Vortrag in Königsberg eingeladen, den er am 1. Dezember dort halten sollte.<sup>28)</sup> Holl hatte geantwortet, daß er am 1. Advent den akademischen Gottesdienst in Berlin zu halten hätte und aus diesem Grunde zu diesem Termin nicht kommen könnte. Dann kam die ihn niederschmetternde Nachricht von der Kapitulation, »die mir alle Gedanken über anderes raubte und raubt«. »Unter anderen Umständen würde ich dir sagen, wie ich mich darauf freute, die Ostpreußen kennen zu lernen und dich als ihren geistlichen Leiter zu sehen. Heute kann ich dir nur versichern, daß ich hoffe, im Austausch mit Gleichgesinnten eine innere Stärkung ... zu empfangen«.

Für Holls Vortrag hatte Gennrich einen bescheidenen Rahmen gewählt. Es sollte eine Missionswoche einschließlich Missionskonferenz sein.<sup>29)</sup> Nun mußte er diese Veranstaltung absagen. Diese Mitteilung verstand Holl sogleich: »Wer hat jetzt Stimmung dazu.« In diesem Antwortbrief vom 14. November 1918, wenige Tage nach der Revolution, war Holl von den politischen Vorgängen noch ganz erfüllt. Aufgebracht war er über den Kaiser, der wie ein gehorsamer Diener alles unterschrieb, was man ihm vorlegte«. Darin sah er einen Mangel der Offiziersehre. Ebenso enttäuscht war er über die Haltung der Offiziere und Beamten. Die Art dieses Zusammenbruchs erregte ihn: »Ein Fußtritt genüge, um das ganze Gebäude zu zertrümmern ... das ist doch ein Beweis, daß hier vieles faul war —. Jetzt, nachdem die Revolution gesiegt hat, werde ich die augenblicklichen Machthaber unterstützen, damit überhaupt noch eine Ordnung zu-

<sup>27)</sup> Br. 6.9.1914.

<sup>28)</sup> Br. 16.10.1918.

<sup>29)</sup> K. Holl, Ges. Aufsätze 3, S. 117–129 und 234–243.

stande kommt. Wenn nur wenigstens die deutsche Einheit erhalten bleibt, dann will ich noch nicht ganz am deutschen Volk und unserer Zukunft verzweifeln.«.<sup>30)</sup>

Über die Leitung der Evangelischen Kirche hatte Holl keine andere Meinung als über die des Preußischen Staates. Er äußerte sie Gennrich gegenüber in sehr deutlicher Weise: »Sehr gewundert habe ich mich auch, daß der Oberkirchenrat sich gar nicht regte. Jetzt ist doch das landesherrliche Kirchenregiment dahingefallen, andernteils ein Adolf Hoffman Kultusminister. Nun mußte der Oberkirchenrat erklären: Jetzt habe ich die Kirchengewalt! und sich sofort mit dem »Kultusministerium« in Beziehung setzen. Nein, wie sie im Kriege nichts getan haben, so sitzen sie auch jetzt wieder und lassen die Dinge an sich herankommen oder vielmehr sich von den Dingen überwältigen. Ist das nicht der Fehler in allen preußischen Behörden? Alles fleißige, sachkundige Arbeiter, aber kein Mut zu eigener Unternehmung«.<sup>30)</sup>

Übers Jahr erneuerte Gennrich seine Einladung an Holl, nach Königsberg zu kommen. Es war die Zeit der Hungersnot, die sein altes Venenleiden stark beeinträchtigte. Holl hatte Sorge, er werde wieder mit einem Ödem nach Hause kommen wie kürzlich von einer Reise nach Würzburg, wo er stundenlang im überfüllten Zuge gestanden hatte. Diesmal getraute er sich nicht, auf die Reise nach Königsberg zu gehen. »Wie hätte ich noch vor zwei Jahren gelacht, wenn man das eine »Reise« und eine Anstrengung genannt hätte«. Jetzt aber werde er vorsichtig, »wenn man spürt, daß das Herz nicht mehr so tadellos wie früher arbeitet. Vielleicht bin ich nächstes Jahr wieder gesünder...« Im Grunde bedauerte Holl diesen Verzicht sehr. In seinem Absagebrief heißt es: »Wir hätten viel zu reden. Du bist jetzt in einer trotz allem beneidenswerten Lage. Du hast die stolze Aufgabe, dort oben das Deutschtum mit der Kirche zusammenzuhalten. Ich denke, wir verstehen uns beide darüber, daß wir trotz der Niederlage nicht umlernen wollen... Ich bleibe immer dabei, daß Wahrhaftigkeit die Grundlage einer wirklichen Gemeinschaft ist«.<sup>30a)</sup>

Der nächste Brief berichtet über Paul Kleinert,<sup>31)</sup> den früheren Ordinarius für Praktische Theologie in Berlin, dem Gennrich anscheinend ebenso nahegestanden hatte wie Holl. Der Bericht handelt von seinem Siechtum und Tode, von Holls Rede am Sarge, mit der er bei manchen Anstoß erregte, weil er Kleinert den »gelehrtesten unter uns« genannt hatte. Die Kritik kam sogar aus den Reihen des Oberkirchenrats, dem Kleinert lange Jahre angehört hatte.

Holl, der für Kleinert viel übrig hatte, ließ es sich nicht nehmen, Kleinerts Bibliothek zu ordnen. Danach bot er Gennrich deren Dubletten an. Es war ein wehmütiges Geschäft, schreibt er, »diese Bibliothek zu durchmustern. Wie vie-

<sup>30)</sup> Br. v. 14.11.1918.

<sup>30a)</sup> Br. v. 30.10.1919.

<sup>31)</sup> Br. o. D. (1920) Gennrichs Erinnerungen, S. 27: »der vielseitigste u. geistreichste der Professoren«.

les, was Kleinert mit Liebe gesammelt hatte, ist heutzutage wertlos.« Im Grunde gilt diese Feststellung für jede Bibliothek eines Gelehrten und ebenso sogar von der Lebensarbeit jedes Gelehrten.

Die politischen Ereignisse überschatteten aber auch diesen Briefwechsel. Die Lage in Ostpreußen hatte für Holl an Interesse gewonnen. Er empfiehlt Gennrich, Keynes Wilson-Biographie zu lesen, aber ebenso auch aus der deutschen politischen Gegenwartsliteratur Erzbergers Erinnerungen an die Kriegsjahre.

Als 1920 bei der Abstimmung in Allenstein 97,8% der Bevölkerung für Deutschland stimmten, war diese Tatsache nicht nur für die Ostpreußen, sondern für alle Deutschen »ein Lichtschein im Dunkel der Nacht.«<sup>32)</sup> Holl hielt es nicht, er mußte dem Freunde »herzlichste Glückwünsche« aussprechen. »Das war doch einmal wieder etwas Erhebendes in dieser unerträglich schweren Zeit«. Holl schöpfte nun die Hoffnung, daß die folgenden Abstimmungen nicht weniger glücklich für Deutschland ausfielen. Ihm war es bewußt, daß die evangelische Kirche daran aufs höchste beteiligt und darum für die Vorbereitung der Abstimmung tätig gewesen war. »Du hast jetzt«, schreibt Holl am 19.7.1920, »eine Aufgabe vor dir, auf die du, so schwer sie ist, stolz sein kannst. Möge dir immer Kraft und Weisheit dazu verliehen werden«.

Der letzte uns vorliegende Brief stammt vom Reformationstag 1921. Er schließt die Sammlung der 42 Briefe und Karten aus 25 Jahren ab. Generalsuperintendent Gennrich hatte Holl daran erinnert, daß sie vor einem Vierteljahrhundert sich in Berlin habilitiert hatten. Für Holl hatte das 51. Semester begonnen. Gennrich schlug vor, dieses Jubiläum gemeinsam zu feiern. Dazu ist es nicht gekommen. Aber einen schriftlichen Rückblick gab Holl, der nicht unwesentlich erscheint: »Daß unser Weg da endigen würde, wo wir stehen, haben wir wohl beide nicht gedacht; aber jedenfalls doch gehofft, daß wir nach 25 Jahren ein gewisses Ziel erreicht hätten. Und nun gilt es, erst recht ganz von neuem anzufangen! Vielleicht ist das gut für uns beide, wenn nur die Lage, in der wir uns befinden, nicht so entsetzlich wäre!«<sup>33)</sup>

Ob diese Postkarte wirklich die allerletzte war, die Holl nach Königsberg geschrieben hat, läßt sich nicht nachweisen. Sein Arbeitsmaß war so unbeschreiblich groß, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn für Königsberg keine Zeit mehr blieb. Im Jahre 1921 erschien erstmalig sein berühmt gewordenes Lutherbuch. Es folgte eine Reihe von Vorträgen an der Berliner Universität 1924/25. Zuweilen richteten sich seine Gedanken nach Osten. Hingekommen ist er nach Königsberg nicht, nur berührt hat er es auf der Reise nach Leningrad zum 200jährigen Jubiläum der Russischen Akademie der Wissenschaften. Bemüht hatte er sich vorher, daß sein Schüler Emanuel Hirsch nach Königsberg berufen wurde. Das erreichte er nicht. Dann aber bat ihn die Theologische Fakultät, daß einer seiner jüngeren Schüler sich in Königsberg habilitierte. Diesen Schritt tat

<sup>32)</sup> Abstimmung in Allenstein: Br. v. 19.7.20.

<sup>33)</sup> Br. 31.10.21.

Fritz Blanke,<sup>34)</sup> der in den Jahren 1925/28 dort eine äußerst wirksame Rolle spielte. Seine Studien zur Missionierung des Preußenlandes unter Christian von Oliva und vor allem seine Hamann-Studien erlebte Holl nicht mehr, ebenso wenig den für ganz Ostpreußen und darüber hinaus wichtigen Königsberger Kirchentag (1927).

<sup>34)</sup> Blanke habilitierte sich mit einer Arbeit über Luthers Eschatologie.

# Der Kirchenkampf in Schlesien

von Hans Joachim Fränkel, Marburg

Die mir gestellte Aufgabe ist auf Schlesien beschränkt. Auf den Kirchenkampf im Reich kann nur in soweit eingegangen werden, als dies für das Verständnis der Vorgänge in Schlesien unerlässlich ist.<sup>1)</sup>

Wie wenig die evangelische Kirche auf das, was mit der Herrschaft des Nationalsozialismus auf sie zu kam, vorbereitet war und welchen Täuschungen sie sich hingab, dafür ist mir ein Erlebnis unvergesslich, das ich 1931 als Student in Tübingen hatte. Ein so bedeutender Mann wie Professor Adolf Schlatter äußerte sich auf einem »Offenem Abend«, den er für uns Studenten in seinem Hause hielt, zur damaligen politischen Lage, besonders der Polarisierung von Kommunisten und Nationalsozialisten. Er meinte, daß im Falle einer Ergreifung der Macht durch die Kommunisten die Kirche es sehr schwer haben werde, während unter der Herrschaft des Nationalsozialismus die Lage der Kirche sich günstig gestalten würde. Wir waren nur ganz wenige, die seine Meinung nicht teilten und einer von uns widersprach mit großer Entschiedenheit und entwarf mit geradezu prophetischem Weitblick ein düsteres Bild von dem, was eine christliche Kirche unter der Herrschaft einer rassistischen Ideologie zu erwarten habe. Es ist merkwürdig, daß gerade durch § 24 des Parteiprogramms sich so viele täuschen ließen. Sie hielten sich an die Rede vom »positiven Christentum«, aber übersahen völlig, daß »die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staate« an die Bedingung gebunden wird, »soweit sie nicht gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen«. Zu den wenigen, die klar sahen, gehörte Prof. Sasse. Im kirchlichen Jahrbuch 1932 schrieb er, daß die evangelische Kirche auf Grund der Rechtfertigungslehre klar erklären müßte, »daß ihre Lehre eine vorsätzliche und permanente Beleidigung des 'Sittlichkeits- und Moralgefühls der germanischen Rasse' ist und daß sie demgemäß keinen Anspruch auf Duldung im Dritten Reich hat«. Daher müsse am Anfang jedes Gespräches der Kirche mit dem Nationalsozialismus die Forderung nach vorbehaltloser Zurücknahme des § 24 des Parteiprogrammes stehen (S. 65 f). In Schlesien war es der Direktor des Ev. Presseverbandes, Walter Schwarz, der die auf die Kirche zukommenden Gefahren erkannte und bereits 1931 in der Zeitschrift »Wort und Tat« warnend auf den Gegensatz zwischen NS-Ideologie und dem Evangelium hingewiesen hatte.<sup>2)</sup> Wie berechtigt solche Warnungen waren, zeigt Rosenbergs Buch »Der Mythos des 20. Jahrhunderts«, in dem es u. a.

<sup>1)</sup> Zur Literatur s. besonders Gerhard Ehrenforth, Die schlesische Kirche im Kirchenkampf 1932–1945. Göttingen 1968; Ernst Hornig, Die Bekennende Kirche in Schlesien 1933–1945. Geschichte und Dokumente. Göttingen 1977.

<sup>2)</sup> Ehrenforth, S. 31.

heißt: »Heute erwacht aber ein neuer Glaube, der Mythos des Blutes, der Glaube mit dem Blute auch das göttliche Wesen des Menschen überhaupt zu verteidigen. Der mit hellstichtigem Wissen verkörperte Glaube, daß das nordische Blut jenes Mysterium darstellt, welches die alten Sakramente überwunden hat.«<sup>3)</sup> Aber man beruhigte sich weithin mit der Versicherung der Partei, daß es sich bei diesem Buch um eine Privatarbeit des Verfassers handelte.

Als im Jahre 1932 die Partei über die kirchenpolitische Gruppe der »Deutschen Christen« (abgekürzt DC), deren Führer der bis 1931 in Schlesien tätig gewesene Pfarrer Hossenfelder war, bei den Wahlen zu den Kirchlichen Körperschaften auf die Kirche Einfluß zu nehmen versuchte, ging der Gau Schlesien der NSDAP voran. Ein von ihm herausgegebenes »Kirchenpolitisches Sonder-Rundschreiben Nr. 1« macht die Beteiligung der Parteigenossen an den Wahlen zur Pflicht und fordert u. a.: »Ablehnung der aus jüdisch-marxistischem Geist geborenen Humanität mit ihren Auswirkungen wie Pazifismus, Internationale, christliches Weltbürgertum usw.«. Dabei wird »ein Glaubensruf Gottes« in Anspruch genommen, »den wir in unserer Volksbewegung hören«.<sup>4)</sup> Die schlesischen Generalsuperintendenten D. Zänker und vor allem D. Schian warnten vor einer Politisierung der Kirche, konnten aber nicht verhindern, daß die DC fast ein Drittel aller Sitze bei diesen Wahlen gewannen. Wie ist dieser Einbruch der DC, der nach dem 30.1.1933 noch ganz andere Formen annehmen sollte, zu erklären? Die Kirche war stark national bestimmt. Die Mehrzahl der Pastoren war in der Zeit der Monarchie verwurzelt und liebte die Weimarer Republik nicht. Man wollte »Autorität nicht Majorität«, wie es Friedrich Julius Stahl, einer der markantesten Vertreter der Konservativen im 19. Jahrhundert formuliert hat. Man war nicht blind gegenüber der sozialen Frage, aber erwartete ihre Lösung durch einen starken nationalen Staat und nicht durch die Internationale. Dazu kam die Besorgnis vor dem angesichts von 6 Millionen Arbeitslosen ständig wachsenden Kommunismus mit seiner prinzipiell atheistischen Ideologie. Das alles machte anfällig für die vom Nationalsozialismus propagierten DC, zumal bei nicht wenigen eine durchaus anerkennenswerte biblische Frömmigkeit mit mangelnder theologischer Urteilskraft verbunden war. Auch rächte sich die in manchen pietistischen Kreisen zu findende Unterschätzung der Theologie und verhinderte eine rechtzeitige Unterscheidung der Geister. Die Machtergreifung Hitlers am 30.1.1933 gab den DC gewaltigen Aufschwung. Die nationale Begeisterung führte ihnen viele Pfarrer wie Gemeindeglieder zu und lähmte den Widerstand derjenigen, die ernste Befürchtungen hatten. Gegenüber allen Bedenken hielt man sich daran, daß Hitler am 23. März in Potsdam versprochen hatte, die durch Verträge gesicherten Rechte der Kirche zu respektieren. Er nannte die beiden Konfessionen »die wichtigsten Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums«. Die große Parole, mit der die DC

<sup>3)</sup> Rosenberg, S. 114 f.

<sup>4)</sup> Wilhelm Niemöller, Kampf und Zeugnis der Bekennenden Kirche, Bielefeld 1948, S. 26 f.

besonders für sich einzunehmen wußten, hieß »Einigung der 29 Landeskirchen zu einer evangelischen Reichskirche«. Dahinter stand das politische Vorbild. In Schlesien erhielten die DC aus den Reihen der Pfarrer und vor allem der kirchlichen Randsiedler solchen Zulauf, daß sie überall Ortsgruppen bilden konnten, die dann zu Kreisgruppen zusammengefaßt wurden.

Am 25. April tagte der »Deutsche evangelische Kirchentag« in Berlin. Dieser meinte, sich der Forderung nach der Einheit der Kirche nicht entziehen zu können. Von Seiten der DC wurde erheblicher Druck ausgeübt. Auf ihrer Reichstagung vom 3.–5. April in Berlin drohte Gauleiter Kube mit dem Eingreifen des Staates und proklamierte Hossenfelder »das Recht der Revolution ... auch einer Kirchenbehörde gegenüber, die die nationale Bewegung nicht vorbehaltlos anerkennt«.<sup>5)</sup>

Der Kirchentag beauftragte D. Marahrens, D. Kappler und D. Hesse, an der Schaffung einer Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) auf der Grundlage der vorhandenen Bekenntnisse zu arbeiten. Zu diesem Gremium trat der Wehrkreispfarrer Ludwig Müller als der Beauftragte des Führers, also mit politischem und nicht mit kirchlichem Mandat, hinzu. Leider wurde dieser Unterschied nicht beachtet. Müller konnte an allen Sitzungen, die in Loccum stattfanden, teilnehmen. Auf Anforderung von Kappler reichten die DC zehn Grundsätze ein, die ihre Position beschrieben. In diesen Grundsätzen wurden der NS-Rassismus und das Führerprinzip zu Normen für die Ordnung der Kirche gemacht. Angesichts der Verletzung des Bekenntnisstandes, die mit diesen Grundsätzen gegeben war, schlossen sich bekenntnistreue Pfarrer zur Jungreformatorischen Bewegung zusammen, die von Berlin ihren Ausgang nahm. Sie bejahte die Neuordnung der Kirche, verlangte aber, daß diese dem Wesen der Kirche gemäß sein müsse, und lehnte den Ausschluß der Nichtarier aus der Kirche als mit dem dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses unvereinbar ab. Diese Haltung wirkte auf alle, die den DC nicht erlegen waren, stärkend und ermutigend. Auch in Schlesien schloßen sich eine erhebliche Anzahl von Pfarrern aber auch Gemeindegliedern der Jungreformatorischen Bewegung an.

Das führte zur Bildung der kirchenpolitischen Gruppe »Evangelium und Kirche«, die von Breslauer Theologen gesteuert, vor allem in den Stadtgemeinden Schlesiens ihre Zellen hatte und dann bei den Juli-Wahlen in Aktion trat.<sup>6)</sup>

Inzwischen lag das Ergebnis der Beratungen von Loccum vor: Eine Deutsche Evangelische Kirche (DEK) als Bund gleichberechtigter Bekenntnisse mit einem Reichsbischof an der Spitze. Insoweit hatte man den Forderungen der DC nachgegeben, aber zugleich bestimmt: »Die unantastbare Grundlage« dieser Kirche »ist das Evangelium, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist. Hierdurch werden die Vollmachten bestimmt und begrenzt, deren die Kirche für ihre Sendung be-

<sup>5)</sup> Ehrenforth, S. 33.

<sup>6)</sup> Ebd., S. 33 f.

darf«. Auf diesen Artikel haben sich später die Bekenntnistreuen immer wieder berufen. Die DC verlangten, daß der Reichsbischof aus ihren Reihen kommen und das Vertrauen des Führers haben müsse. Sie benannten Ludwig Müller als ihren Kandidaten. Am 26. und 27. Mai tagten die Bevollmächtigten der Landeskirchen. Sie billigten einmütig das Ergebnis der Beratungen von Loccum und wählten D. von Bodelschwingh zum Reichsbischof. Von seiten der DC setzte sofort mit Unterstützung der Partei eine beispiellose Campagne gegen diese Entscheidung ein. Bezeichnend für die Art und Weise des Vorgehens ist eine Kundgebung der Breslauer evangelischen Studentenschaft für Ludwig Müller, bei der es sogar zur Mißhandlung anders Gesinnter kam.<sup>7)</sup> Allerdings konnte der für diese Kundgebung vorgesehene Hauptredner, Pfarrer lic. Gebhardt, nicht erscheinen, da Generalsuperintendent D. Schian den Pfarrern seines Sprengels für diese Veranstaltung ein Redeverbot erteilt hatte. Am 24.6. griff der Staat ein. Der preußische Kultusminister nahm den Rücktritt des Präsidenten des Evang. Oberkirchenrates zum Anlaß für alle preußischen Landeskirchen, den Landgerichtsrat Jäger als Staatskommissar einzusetzen, was Bodelschwingh zum Rücktritt veranlaßte. Auf den Protest der altpreußischen Generalsuperintendenten antwortete Jäger mit massiver Drohung. Bereits unter dem Datum des 24.6. beurlaubte er mit sofortiger Wirkung den schlesischen Generalsuperintendenten D. Schian. Dieser hatte den DC klar widerstanden und in einem Hirtenbrief an seine Pastoren die am 27.4. erfolgte Einsetzung eines Staatskommissars in Mecklenburg kritisiert: »Eine Staatsregierung setzt einen Staatskommissar ein? Mit welchem Recht? Ohne das geringste Recht ... Die Ev. Kirche muß frei sein oder sie hört auf, Kirche zu sein«. Würde die schlesische Kirche die rechtswidrige Beurlaubung D. Schians hinnehmen?

Der schon erwähnte Direktor des ev. Presseverbandes, Walter Schwarz, hatte seit langem die Gefahren vorausgesehen. Bereits im Anfang des Jahres hatte er auf einer größeren Pfarrerversammlung in Kohlfurt gefordert, schon jetzt eine Losung auszugeben, auf die hin man unverzüglich in der Stunde ernster Bedrohung zu einer einmütigen Protestaktion in Breslau zusammenkommen sollte. Jetzt schien die Stunde zu solcher Aktion gekommen zu sein. Schwarz setzte sich dafür ein. Aber die Mehrheit der schlesischen Superintendenten und, wohl unter diesem Eindruck, auch Schian selbst waren zu einem öffentlichen Protest nicht bereit. Etwa zwei Jahre später hat D. Schian in einem kleinen Kreis von Bekenntnis Pfarrern, als wir ihn darauf ansprachen, ziemlich bitter gesagt: »Wer wäre mir gefolgt?« Er hat sich damals der Entscheidung des Staatskommissars gebeugt, aber ihm geschrieben, daß er aus Gewissensgründen »diese Beurlaubung nicht als rechtsgültig ansehen kann« und nur seine »unbedingte Ergebenheit gegenüber dem Staat« ihn veranlasse, »der Beurlaubung praktische Folge zu leisten«.<sup>8)</sup> Mit dieser tief in der Tradition verwurzelten

<sup>7)</sup> Hornig, S. 76 ff.

<sup>8)</sup> Ehrenforth, S. 266.

Staatstreue stand D. Schian nicht allein. Rückschauend wird man sagen dürfen, daß gerade diese Ergebenheit vielen aufrechten und tapferen Männern den Blick für das wahre Wesen des NS-Staates getrübt und gebotene Entscheidungen verhindert hat. Das Ausscheiden von D. Schian war ein schwerer Verlust für die Kirchenprovinz. Besonders tief hat es Schwarz getroffen, der sich so stark für einen entschlossenen Widerstand eingesetzt hatte. Bezeichnend ist sein Ausspruch: »Mit dem Unteroffizierchor allein ist kein Krieg zu führen. Ich werde nicht mehr eingreifen.«<sup>9)</sup> Die große Enttäuschung, die er damals erfuhr, hat seinen weiteren kirchenpolitischen Weg bestimmt. Für Schlesien wurde der zu den DC gehörende Rechtsanwalt Dr. Schmidt zum Staatskommissar bestellt. Durch Einschaltung des Reichspräsidenten von Hindenburg wurden im Zusammenhang mit der am 14.7. durch Reichsgesetz bestätigten Verfassung der DEK die Staatskommissare zurückgezogen. Verhängnisvoll war, daß mit dem Erlaß dieser Verfassung Neuwahlen verbunden waren für alle Organe, die nach geltendem Kirchenrecht durch Wahlen gebildet werden. Diese Neuwahlen waren das Mittel, um die DC an die Macht zu bringen. Die Partei unterstützte die DC und Hitler selbst setzte sich am Vorabend der Wahl im Rundfunk für sie ein. Von freien Wahlen konnte keine Rede sein. Die kurze Frist von der Ausschreibung am 14.7. bis zum Wahltag am 23.7. machte es der Gruppe »Evangelium und Kirche«, welcher Presse und Rundfunk verschlossen waren und deren Flugblätter besonders in Städten polizeilich beschlagnahmt wurden, sehr schwer, für ihre Kandidaten zu werben.

Angesichts dieser Verhältnisse wagte es der Pfarrer Glatz in Zillertal-Erdmannsdorf, die Wahl durch öffentlichen Anschlag abzusagen mit der Begründung, »daß er die Kandidaten der Liste »Evangelium und Kirche« vor dem Odium eines staatsfeindlichen Verhaltens zu bewahren sich verpflichtet fühle.«<sup>10)</sup> Leider blieb er mit dieser Haltung allein und konnte nicht verhindern, daß staatlicher Druck eine Nachwahl erzwang. Viele Pastoren hatten resigniert und einer Einheitsliste zugestimmt, die den DC 80% aller Sitze einräumte. Im Durchschnitt erreichten die DC 70%. Lediglich in einigen Breslauer Gemeinden und im Waldenburger Bergland erreichte die Gruppe »Evangelium und Kirche« 34%. Damit waren die DC auch in Schlesien an der Macht. Als selbst ein so bedeutender Theologe wie Prof. Gogarten mit seinem Kreis in Breslau bei den DC Anschluß suchte<sup>11)</sup> und D. Schian, dessen Beurlaubung im Zusammenhang mit den Wahlen aufgehoben war, auf sein Amt verzichtete, schien der Sieg der DC vollständig zu sein. Aber bald traten Ereignisse ein, die zeigten, daß der Schein tög. Am 5. September tagte die Generalsynode der Ev. Kirche der altpreußischen Union (ApU). Sie beschloß ein Gesetz, das unter einem Landesbischof 10 Bistümer vorsah und deutliche Züge des Führerprinzips er-

<sup>9)</sup> Ebd., S. 36.

<sup>10)</sup> Ebd., S. 38 f.

<sup>11)</sup> Hornig, S. 78 f.

kennen ließ. Noch schwerwiegender war die Übernahme des staatlichen Beamtenechtes und damit die Einführung des Arierparagraphen. Als der Protest der Vertreter der Gruppe »Evangelium und Kirche« im Tumult der Synode unterging, verließen diese unter Führung des westfälischen Präses D. Koch geschlossen die Sitzung. Noch im gleichen Monat rief Martin Niemöller die Pfarrer im ganzen Reich zum Widerstand gegen die Verletzung des Bekenntnisses auf. Aus Schlesien nahm Pfarrer Hornig, der Geschäftsführer des zur Gruppe »Evangelium und Kirche« gehörenden Zusammenschlusses von Superintendenten und Pfarrern an der Gründungsversammlung des Pfarrernotbundes teil. In Zusammenarbeit mit den Breslauer Pfarrern Viebig und Dr. Berger setzte er sich energisch für den Aufbau des Notbundes in Schlesien ein, der auf seiner ersten Versammlung im Oktober einen Bruderrat bildete. Als im November auf einer Kundgebung der DC im Berliner Sportpalast Dr. Krause die Befreiung vom Alten Testament, »diesen Viehhändler- und Zuhältergeschichten«, forderte, setzte ein Sturm der Entrüstung ein, den weder die Regierung noch Ludwig Müller, der im September durch die Nationalsynode zum Reichsbischof gewählt worden war, dämpfen konnte. Die DC haben sich von diesem Schlag nie wieder erholt. Auch in Schlesien war die Wirkung gewaltig. Die DC verloren die Hälfte ihrer Mitglieder.<sup>12)</sup>

Als der Reichsbischof am 4.1.34 durch den sogenannten »Maulkorbberlaß« die Benutzung der Gotteshäuser zu kirchenpolitischen Zwecken und jeden Angriff gegen sein Kirchenregiment verbot, kam es zur ersten großen Kanzelerklärung des Notbundes, die auch in Schlesien gehalten wurde. Der Gauobmann der DC, Pfarrer Zarnikow, rief daraufhin indirekt den Staat zum Eingreifen auf, erreichte aber damit nur, daß sich wegen solcher Drohungen noch mehr Pfarrer von den DC trennten. Die Eingliederung des Evangelischen Jugendwerkes in die Hitlerjugend durch den Reichsbischof führte zu weiteren Austritten, besonders in Breslau und Glogau.<sup>13)</sup> Der Widerstand gegen das kirchenzerstörende Handeln der DC beschränkte sich nicht auf die Pfarrerschaft. Bereits im August hatte der Breslauer Privatdozent Lic. Fitzer mit der Schulung von Ältesten und Laien begonnen. Seine Initiative fand auch in anderen schlesischen Gemeinden Anklang »und führte allenthalben zu Zellenbildungen der Bekenntnenden Kirche«,<sup>14)</sup> die sich zunächst Bekenntnisfront nannte. Durch die schon erwähnte Kanzelerklärung, gegen die das DC Kirchenregiment mit Disziplinarmaßnahmen vorging, wurde den schlesischen Gemeinden in weitem Maße der Kampf der Bekenntnisfront gegen die politische Überfremdung der Kirche bekannt. Zunehmend reihten sich Laien durch Verpflichtungserklärungen in die Abwehrfront ein. Der Pfarrernotbund hatte im Oktober 1934 bereits 245 Mitglieder.<sup>15)</sup> Das Jahr 1934 war in Schlesien das Jahr der großen Bekenntnisver-

<sup>12)</sup> Ehrenforth, S. 42 f.

<sup>13)</sup> Ebd., S. 44.

<sup>14)</sup> Ebd., S. 46.

<sup>15)</sup> Hornig, S. 7.

sammlungen. Am 14.11. sollte Niemöller in der Jahrhunderthalle in Breslau sprechen. Als die Gestapo ganz kurzfristig diese Versammlung verbot, mußte auf die Breslauer Hauptkirchen umdirigiert werden.

Von großer Bedeutung war der Kirchentag der Schlesischen Bekenntnisfront am 13. Mai 1934 in Breslau. Er entsprach den freien Synoden, die schon zuvor in einigen preußischen Kirchenprovinzen getagt hatten. Aber die Bezeichnung Synode wurde mit Rücksicht auf Bischof D. Zänker vermieden. Es gehört zur Besonderheit der Geschichte des Kirchenkampfes in Schlesien, daß D. Zänker, der nicht den DC angehörte, als ehemaliger Generalsuperintendent im Oktober 1933 zum Bischof berufen wurde trotz Ablehnung durch den schlesischen Oberpräsidenten Brückner.<sup>16)</sup> Das ist für den Verlauf des Kirchenkampfes in Schlesien von großer Tragweite gewesen. Von den Vorgängen auf der schon erwähnten Sportpalastkundgebung distanzierte sich D. Zänker eindeutig. Wohl bemühte er sich darum, Notbund und DC einander näher zu bringen, aber ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es keine Erneuerung der Kirche aus völkischen Kräften geben könne, sondern allein aus dem lebendigen Wort Gottes. Gegen diese Haltung protestierten die DC und verlangten seine Abberufung, die sie aber trotz Unterstützung durch den Oberpräsidenten<sup>17)</sup> nicht erreichten. Die weit überwiegende Mehrheit der Pfarrerschaft hielt zu ihrem Bischof. Dieser gab seine Nähe zur Bekenntnisfront durch seine Ansprache am Kirchentag zu erkennen. Der Kirchentag beschloß, sich der Bekenntnisgemeinschaft der DEK unter Präses Koch anzuschließen, und beauftragte den Arbeitsausschuß, die Sache der Schlesischen Bekenntnisbewegung im Kampf um die reine Lehre weiter zu führen.<sup>18)</sup>

Der Kirchentag richtete ein Wort an die Gemeinden und Pfarrer Schlesiens, das mit einem Bußruf begann und auf entscheidende Irrtümer der DC eine theologische Antwort zu geben versuchte. Eindrucksvoll ist die scharfe Unterscheidung von Blut und Geist. Was unter den Überschriften »der verborgene und der offenbare Gott« und »Botschaft und Gestalt der Kirche« wie »Staat und Kirche« gesagt wird, berührt sich in manchem mit dem, was wenig später sehr prägnant in der Barmer Theologischen Erklärung bekannt wurde. Andererseits zeigt das Wort auch, wie wenig man sich dessen bewußt war, daß die Verwerfung der Irrlehre der DC in sich selbst ein Politikum war, und wie zwischen eigenem politischen Urteil und dem vom Worte Gottes her Gebotenen nicht scharf genug unterschieden wurde. Dafür sind Sätze bezeichnend wie »Adolf Hitler ist uns nicht eine Offenbarung, aber ein Geschenk Gottes –«, oder wenn es vom Hakenkreuz heißt: »Als religiösem Symbol heidnischer Vorzeit gilt ihm unsere Absage, als politischem Zeichen deutscher Zukunftsverpflichtung unsere Treue.«<sup>19)</sup>

<sup>16)</sup> Ebd., S. 81 f.

<sup>17)</sup> Ebd., S. 97 ff.

<sup>18)</sup> Ebd., S. 100.

<sup>19)</sup> Ehrenforth, S. 271.

Die entscheidende theologische Fundierung in der Auseinandersetzung mit den DC brachte die Ende Mai in Barmen tagende Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche mit ihrer Theologischen Erklärung. Die erste, für das Verständnis des Ganzen maßgebende These lautet: »Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.«

Damit wurde das reformatorische »Christus allein« zur Geltung gebracht und der entscheidende Irrtum der DC aufgedeckt, nämlich die Ereignisse des Jahres 1933 als ein die Kirche bindendes Wort Gottes, also als eine zweite Offenbarungsquelle zu interpretieren.

Diese Erklärung wurde in Schlesien auf vielen Bekenntnisversammlungen der Gemeinde erläutert. Der Rat der Bekennenden Kirche (abgekürzt BK) übersandte sie zugleich mit der Verpflichtung für den Notbund an alle Pfarrer der Kirchenprovinz mit dem Aufruf zur Entscheidung. D. Zänker protestierte auf der Nationalsynode im August gegen die verfassungswidrigen Gesetze zur Eingliederung der Landeskirchen in die DEK und blieb der im September erfolgten Einführung des Reichsbischofs fern. Am 2. November richtete er an alle schlesischen Pfarrer einen Hirtenbrief, in welchem er mitteilte, daß er der Reichskirchenregierung wegen ihrer unevangelischen Gewaltpolitik keine Folge leisten könne. Er rief die Pfarrerschaft auf, »für die Arbeit der schlesischen Kirche Schrift und Bekenntnis als allein maßgebend anzuerkennen«. Eine entsprechende Zustimmungserklärung lag dem Schreiben bei.<sup>20)</sup> Die Pfarrer stellten sich mit überwältigender Mehrheit hinter ihren Bischof. Nachdem die Landesbischöfe von Hannover, Bayern und Württemberg wie der Reichsbruderrat angesichts der Bekenntnisverletzung und der Zerstörung des Rechtes durch die Reichskirchenregierung eine »Vorläufige Kirchenleitung« (VKL) gebildet hatten, gab D. Zänker mit Schreiben vom 24.11. den Gemeinden bekannt, daß in der Ev. Kirche der altpreußischen Union »keine gesetzlich einwandfreie Leitung« mehr vorhanden ist »und er daher die Leitung der Kirchenprovinz Schlesien selbst in die Hand« nähme.<sup>21)</sup> Der Bischof nannte in diesem Schreiben zwar den Reichsbruderrat und den Vorsitzenden der VKL aber weder das Notkirchenregiment des altpreußischen noch des schlesischen Bruderrates. Offenbar verstand er seine »Leitung« nach Analogie der obengenannten Bischöfe. Das entsprach jedoch nicht seiner Rechtsstellung als Provinzialbischof unter altpreußischem Kirchenregiment. Diese Diskrepanz hatte schwerwiegende Folgen, auch wenn zunächst seine Position stark erschien und die DC

<sup>20)</sup> Ebd., S. 271 f.

<sup>21)</sup> Hornig, S. 110 f.

in Schlesien in eine immer größere Krise gerieten. Einer ihrer Superintenden-  
ten schrieb an den Reichsbischof: »Wir sind in Not geraten. Die NSDAP hilft  
uns hier in keiner Weise, da der Landrat mehr zur Deutschen Glaubensbewe-  
gung als zur Kirche neigt.«<sup>22)</sup> Damit war genau die Situation beschrieben, wie  
sie sich im Reich anbahnte. Der Staat bekundete scheinbare Neutralität, aber  
die ihn tragende Partei suchte ihre Weltanschauung durchzusetzen im Sinne  
Rosenbergs, den Hitler bereits Anfang 1934 mit der »Überwachung der gesam-  
ten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP und  
der ihr gleichgeschalteten Verbände« betraut hatte.<sup>23)</sup> Unterstützt von verschie-  
denen deutschgläubigen Vereinigungen breitete sich ein neues Heidentum aus.  
Dagegen richtete sich eine Kanzelerklärung der Bekenntnissynode der APU,  
die am 17.3.35 von den Kanzeln verlesen werden sollte. Der Reichsminister des  
Inneren verbot die Verlesung. Beauftragte der Staatspolizei verlangten von den  
Pfarrern die unterschriftliche Erklärung, nicht zu verlesen, aber bei den meisten  
ohne Erfolg. So kam es zu einer Massenverhaftung von Pfarrern in Preußen. In  
Schlesien waren es fast 200, darunter auch Pfarrer, die nicht der BK angehör-  
ten, aber jeden staatlichen Eingriff in die Freiheit der Verkündigung ablehnten.  
Bischof D. Zänker hielt die Abkündigung bei einem Festgottesdienst in Fran-  
kenstein, wurde aber nicht verhaftet. Ihm wurde gestattet, die in Breslau inhaf-  
tierten Pfarrer zu besuchen. Der Staat lenkte ein und verhandelte mit Vertre-  
tern des altpreußischen Bruderrates mit dem Ergebnis, daß die Verlesung frei-  
gegeben wurde, da sie sich gegen das Neuheidentum, aber nicht gegen den Staat  
richte. Danach gab es keine Massenverhaftung mehr. Aber Verhaftungen ein-  
zelner oder andere Maßnahmen wie Ausweisungen und Redeverbote gingen  
weiter.<sup>24)</sup>

Bischof D. Zänker hatte, wie schon erwähnt, mit Schreiben vom 24.11. unter  
Berufung auf das kirchliche Notrecht erklärt, daß er die Leitung der Kirchen-  
provinz selbst in die Hand nehme. Das aber bedeutete, daß der schlesische Bru-  
derrat, der den Bischof in seinem Amt anerkannte, nicht in demselben Maße  
wie in den anderen preußischen Kirchenprovinzen tätig sein konnte. Da sich der  
Bischof in seinem Handeln auf weite Kreise über die BK hinaus stützen konnte,  
war es konsequent, eine Synode zu bilden, die auch die sogenannten Neutralen  
einbezog, für die die kirchenpolitische Gruppe »Einheit und Aufbau« als reprä-  
sentativ gelten konnte. Die Verhandlungen hatten Erfolg. Allerdings ergaben  
sich Schwierigkeiten wegen der Anerkennung der Bekenntnissynoden von Bar-  
men und Dahlem, die durch eine vorsichtige Fassung der von den Synodalen zu  
unterschreibenden Verpflichtung nach meinem Urteil eher verdeckt als wirk-  
lich behoben wurden. So kam unter Ausschluß der DC die »Vorläufige Schlesi-  
sche Synode« zustande. Die für den 11.3.35 vorgesehene Tagung der Synode

<sup>22)</sup> Ehrenforth, S. 60.

<sup>23)</sup> Niemöller, S. 20.

<sup>24)</sup> Ehrenforth, S. 248 ff.

konnte zunächst nicht stattfinden, da der Oberpräsident ganz kurzfristig dem Bischof mitteilte, »daß von kirchenaufsichtswegen die Bildung kirchlicher Organe mit amtlichem Namen auf diesem verfassungsmäßig nicht zulässigen Wege unter gar keinen Umständen geduldet werden kann.«<sup>25)</sup> Nach Fühlungnahme mit dem preußischen Bruderrat entschloß sich der Bischof dennoch, die Synode für den 10. Mai 35 einzuberufen.

Lediglich auf das Wort »Provinzialkirchenrat« wurde zugunsten des Wortes »Synodalausschuß« verzichtet. Die Synode wählte Pfarrer Viebig, Breslau, zum Präses und erklärte unter Berufung auf die Bekenntnissynode von Dahlem: »Demgemäß ist die von dem Bischof von Breslau als rechtmäßigem kirchenregimentlichen Organ der Kirchenprovinz einberufene bekenntnismäßige Synode berechtigt, bis zur Bildung endgültiger Organe als schlesische Provinzialsynode zu handeln.«<sup>26)</sup> Die Synode bestellte einen Synodalausschuß und bevollmächtigte ihn, in ihrem Namen zu handeln und die zur Herstellung der kirchlichen Ordnung erforderlichen Maßnahmen zu treffen.

Während die Mehrheit der Gemeinden die Synode bejahte, versagte sich das Konsistorium. Von Seiten der DC war nichts anderes als heftige Kritik zu erwarten. Was die Situation für die Synode schwierig machte, war die Haltung des Staates, der die schon erwähnte »Vorläufige Kirchenleitung« der DEK nicht anerkannte, vielmehr durch die Einrichtung staatlicher Finanzabteilungen die kirchenregimentlichen Möglichkeiten der BK erheblich einschränkte.

Mit der Berufung des Kirchenministers Kerrl suchte der Staat die Beseitigung der Kirchenkrise selbst in die Hand zu nehmen. Das wurde deutlich, als der Kirchenminister für die DEK den Reichskirchenausschuß und für die APU einen Landeskirchenausschuß berief, unter dem in den Kirchenprovinzen Provinzialkirchenausschüsse arbeiten sollten. Am 15.8.35 erklärte der Minister die »Vorläufige Schlesische Synode« und die von ihr bestellten Organe für aufgelöst und verboten. Zwar konnte vom Staat die Zusage erreicht werden, daß gegen ein Weiterbestehen der Synode unter anderem Namen keine Bedenken bestünden, auch erklärte sich die Mehrheit der Synodalen mit einer Änderung des Namens in »Schlesische Synode der Bekennenden Kirche« einverstanden, aber die Synode trat nicht zusammen. Jetzt wurde offenbar, daß die Bildung der Synode auf breiter Basis einen entscheidenden Mangel an Einmütigkeit und Entschlossenheit in sich barg. Ein Zusammentritt der Synode wäre aber angesichts der aufgrund staatlicher Verordnung erfolgten Bildung des schlesischen Provinzialkirchenausschusses, der am 18.12.35 seine Befugnisse übernahm,<sup>27)</sup> unerlässlich gewesen. Die Verordnung betreffend die Provinzialkirchenausschüsse bestimmt, daß die geistliche Leitung der Kirchenprovinz beim Provinzialkir-

<sup>25)</sup> Ebd., S. 66.

<sup>26)</sup> Ebd., S. 68.

<sup>27)</sup> Hornig, S. 16.

chenausschuß liegt, was für Schlesien einen klaren Affront gegen D. Zänker bedeutete. Für Rheinland und Westfalen war eine Sonderregelung vorgesehen. Wäre in dieser Stunde die Synode zusammengetreten und hätten alle Pfarrer, die ihrem Bischof auf seinem Weg Gefolgschaft versprochen hatten, sich mit Entschlossenheit an seine Seite gestellt, so wäre m.E. eine der Stellung D. Zänkers entsprechende Regelung zu erreichen gewesen. Dann hätten die Pfarrer Loheide, Bessert und Schmidt es sich doch sehr überlegt, ob sie sich als Mitglieder eines Provinzialkirchenausschusses zur Verfügung stellen sollten. Wenn sie meinten, mit ihrem Schritt dem Bischof auf seinem Wege zu helfen, so erlagen sie einer Illusion, denn der staatliche Auftraggeber wollte Befriedung der Kirche unter Duldung der Irrlehre der DC. Bischof D. Zänker suchte das Recht seiner geistlichen Leitung in der Frage der theologischen Prüfungen zu behaupten, auch als ihm das eigene Konsistorium Amtsräume und Akten verweigerte. Erst als der Kirchenminister die Eröffnung eines Disziplinarverfahrens gegen ihn verlangte und die Geheime Staatspolizei ihn unter Hausarrest stellte, sah er sich zum Nachgeben genötigt und erklärte sich zur Zusammenarbeit mit dem Landeskirchenausschuß bereit, der ihn daraufhin zum Vorsitzenden der Prüfungskommission bestellte.<sup>28)</sup> Der Provinzialkirchenausschuß machte von seiner Möglichkeit, dem Bischof geistliche Leitungsbefugnisse zu übertragen, Gebrauch. Das kann aber nicht Respektierung der geistlichen Leitung des Bischofs heißen.<sup>29)</sup> Wer die geistliche Leitung des schlesischen Bischofs wirklich respektiert, kann sich nicht durch den Staat mit geistlicher Leitung beauftragen lassen, um sie dann teilweise zu delegieren. Der Weg, den der Bischof mit der vorläufigen schlesischen Synode hatte gehen wollen, war damit zu Ende. Wegen der Frage, wie man sich zu den Kirchenausschüssen stellen sollte, kam es in Schlesien als einziger preußischer Kirchenprovinz zu einer Spaltung der BK in zwei Synoden. Zum Verständnis dieses verhängnisvollen Vorganges muß man berücksichtigen, daß auch im Reichsbruderrat und in der »Vorläufigen Kirchenleitung« keine Einmütigkeit bestand. Während sich im Reichsbruderrat die Mehrheit gegen eine Mitarbeit aussprach, war es in der VKL umgekehrt. Zwar gelang es trotz dieses Dissensus noch, eine Reichsbekennnissynode einzuberufen, die vom 17. – 22. Februar 1936 in Bad Oeynhausen tagte, aber sie konnte die Krise nicht überwinden. Zwar wurde ein neuer Reichsbruderrat gebildet, der eine zweite VKL berief. Aber die praktische Reichweite beider Gremien hatte »ihre Grenzen an den lutherischen Kirchen, die sich im 'Rat der Evang. luth. Kirche Deutschlands' eine eigene Leitung gegeben hatten.«<sup>30)</sup> Der schlesische Provinzialbruderrat lehnte durch Beschluß vom 29.12.35 die Mitarbeit im Provinzialkirchenausschuß ab, da dieser »als eine staatliche Einrichtung, die weltliche und geistliche Gewalt vermengt (CA 28), keine Gewähr für eine Ord-

<sup>28)</sup> Ebd., S. 149 ff.

<sup>29)</sup> Gegen Ehrenforth, S. 76.

<sup>30)</sup> Karl Kupisch, Zwischen Idealismus und Massendemokratie. Berlin 1955, S. 250.

nung und Befriedung der Kirche nach Schrift und Bekenntnis« bietet.<sup>31)</sup> Als bekannt wurde, daß der Bischof dem Kirchenminister loyale Zusammenarbeit mit den Kirchengremien zugesagt hatte, hielt eine Minderheit, darunter der Vorsitzende Pf. Viebig eine bedingte Mitarbeit für möglich. Für diese Haltung spielte die Treue zu Bischof D. Zänker eine entscheidende Rolle. Trotz des Disensus war man sich einig, daß die Einberufung einer autorisierten Synode unerlässlich sei. Eine Minderheit im Provinzialbruderrat verlangte die Einberufung der »Vorläufigen Schlesischen Synode« unter der Bezeichnung »Schlesische Synode der Bekennenden Kirche«. Die Mehrheit lehnte in Übereinstimmung mit dem altpreußischen Bruderrat ab, m.E. zu Recht! Abgesehen davon, daß diese Synode in der Stunde der Entscheidung ihre Funktion nicht wahrgenommen hat, ist entscheidend, daß sie als eine über die Grenzen der BK hinausgehende Synode nicht im Widerspruch zu den rechtmäßigen Organen der BK ihren Namen in einer Synode der BK ändern kann. Es kam zu keiner Einigung. Der Synodalausschuß der »Vorläufigen Schlesischen Synode« beschloß mit Mehrheit, die durch die nicht der BK angehörenden Mitglieder zustande kam, die Einberufung der Synode unter dem Namen »Schlesische Synode der Bekennenden Kirche«. Der Provinzialbruderrat beschloß die Bildung einer Bekenntnissynode auf der Basis der BK. Die Spaltung war da. Die Schlesische Synode der BK tagte am 23. und 24. Mai 1936 in der Christophori-Kirche in Breslau (daher auch Christophori-Synode genannt). Martin Niemöller urteilte von dieser Synode: »Sie ist ein ritterliches Unternehmen für Bischof D. Zänker«.<sup>32)</sup> Das wird aus den Beschlüssen ganz deutlich, wenn es heißt, daß die geistliche Leitung beim Bischof liegt und der Synodalrat ihn berät. Wenn die Aufgabe des Provinzialkirchenausschusses als »Rechtshilfe der kirchlichen Leitung«,<sup>33)</sup> bezeichnet wird, so widersprach das dem staatlichen Auftrag, nach dem die Kirchenleitung bei dem Landes- und Provinzialkirchenausschuß lag. Die Feststellung, daß der Provinzialkirchenausschuß die geistliche Leitung des Bischofs anerkannt habe, traf nicht zu, da der Provinzialkirchenausschuß »sich in allen Fragen die letzte Entscheidung vorbehalten hatte«.<sup>34)</sup> Ebenso wenig war die Feststellung, daß die Verwaltung der geistlichen Leitung untergeordnet ist, durch die Verfassung der APU gedeckt. Offenbar war man sich auf der Synode über den Unterschied in der Rechtsstellung eines Landesbischofs einer lutherischen Kirche und eines Provinzialbruderrates der APU nicht im klaren. Die gemäß Beschluß des Provinzialbruderrates gebildete Schlesische Bekenntnissynode tagte vom 1.7.–4.7. in Naumburg (daher Naumburger Synode genannt). Sie nahm als theologische Grundlage eine von dem Naumburger Predigerseminardirektor Dr. Gloege erarbeitete theologische Erklärung »Von der Kirchengewalt«

<sup>31)</sup> Hornig, S. 159.

<sup>32)</sup> Ebd., S. 179.

<sup>33)</sup> Ehrenforth, S. 276.

<sup>34)</sup> Hornig, S. 161.

an. (Text s. Ehrenforth, S. 277 ff). Die entscheidenden Thesen lauteten: Die Kirchengewalt ist die Gewalt Jesu Christi. Die Kirchengewalt ist die Gewalt des gepredigten und geglaubten Wortes. Die Kirchengewalt ist der gesamten Kirche gegeben. Die Kirchengewalt ist allein der Kirche gegeben. Diese Sätze waren in ihrer Radikalität dem Ernst der Situation der Kirche im NS-Staat angemessen. Es ist das Verdienst der Naumburger Synode, die Frage nach dem Selbstverständnis der Bekennenden Kirche so unausweichlich gestellt zu haben. Die lutherischen Kirchen reagierten mit heftiger Kritik; aber die Kirchlich-Theologische Sozietät in Württemberg stimmte zu. Die Naumburger Synode verwarf den von Bischof D. Zänker und der Christophori-Synode beschrittenen Weg bedingter Zusammenarbeit mit den Ausschüssen. Sie nahm für sich und den von ihr gewählten Provinzialbruderrat in Anspruch, rechtmäßige Kirchenleitung zu sein. »So lange Bischof D. Zänker auf seinem Wege beharrt, sind die Pfarrer und Gemeinden allein an die von der Bekenntnissynode bestimmte und vom Preußischen Bruderrat bestätigte Kirchenleitung in Schlesien gewiesen«. <sup>35)</sup> Obwohl ich nach meinem Urteil durchaus vermeidbare Schärfen gegenüber einem so verdienten Mann wie Bischof D. Zänker nicht billigen konnte, habe ich die Beschlüsse bejaht. Auch wenn ich den Vorwurf mancher mir liebwerthen Brüder, daß die Naumburger es zuweilen an der im Einsatz für die Wahrheit gebotenen Liebe haben fehlen lassen, eine gewisse Berechtigung nicht versagen kann, halte ich doch auch rückschauend die damals getroffenen Entscheidungen für richtig. Der entscheidende Grund ist, daß die Ausschüsse von ihrem staatlichen Auftrag her gebunden waren, die Irrlehre der DC in der Kirche zu dulden und damit die Barmer Theologische Erklärung als »die unumgängliche theologische Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche« nicht anerkennen konnten. In diesem ihrem Gebundensein waren sie eben nicht Rechtshilfe, sondern regierte faktisch durch sie der NS-Staat bis in die Bereiche der Verkündigung der Kirche hinein. Ehrenforth bemerkt zutreffend, daß die unterschiedlichen Entscheidungen der Christophori und der Naumburger Synode auch mit einer »verschiedenen Beurteilung der Situation« zu tun hatten. »Ohne Frage bezog die Naumburger Synode dem Staat und seinen Maßnahmen gegenüber eine Position stärkeren Mißtrauens«. <sup>36)</sup> Aber durfte man sich angesichts der von der Partei gezielt vorangetriebenen Entchristlichung des Volkes durch noch so schöne Worte des Vorsitzenden des Landeskirchenausschusses D. Eger über Abwehr der Irrlehre täuschen lassen? Es gab gewiß auch konfessionelle Unterschiede zwischen den beiden Synoden, sofern die Christophori Synode eine stärkere Tendenz zum Luthertum hatte und eine episkopale Ordnung erstrebte, während die Naumburger die Union betonten und auf das synodale Element stärkeres Gewicht legten. Aber das hätte keine Spaltung bedeuten müssen, denn synodale wie episkopale Ordnung kommen aus der Kirche

<sup>35)</sup> Ehrenforth, S. 282.

<sup>36)</sup> Ebd., S. 92.

selbst. Aber staatskirchliche Ordnung ist etwas anderes und dann jedenfalls nicht mehr tolerabel, wenn ein totaler Staat seine Ideologie, in diesem Falle der NS-Staat, das völkische Neuheidentum zur Grundlage aller Lebensformen machen will. Es gehört zur Tragik des Weges von Bischof D. Zänker und seiner Synode, daß sie den in dieser Situation gebotenen status confessionis nicht in voller Schärfe erkannten. So sahen sie sich in der Folgezeit bei allem ehrlichen Wollen, bekenntnismäßig zu handeln, immer wieder zu von ihnen selbst als belastend empfundenen Kompromissen genötigt. Als der Reichskirchenausschuß gegenüber der radikalsten Gruppe der DC, den sogenannten Thüringer DC, Verantwortung für die rechte Lehre üben wollte, scheiterte er am Kirchenminister und trat zurück. Bald darauf beendete der Minister auch die Arbeit der anderen Ausschüsse und übertrug die Befugnisse des Landeskirchenausschusses der APU dem Präsidenten des Ev. Oberkirchenrates (EOK) Dr. Werner. Damit wurde der Weg für Bischof D. Zänker immer schwieriger. Er mußte zusehen, wie bekenntniswidrige Verordnungen im Amtsblatt der Kirchenprovinz veröffentlicht wurden. Im September 1937 wurde ihm der Vorsitz im Konsistorium genommen und zum 1.5.1938 wurde der zur BK gehörende Konsistorialrat Dr. Bunzel seiner Ämter enthoben. Auch die Beteiligung von DC an der Prüfungskommission konnte der Bischof nicht mehr verhindern, da der EOK die Beteiligung aller Mitglieder des Konsistoriums und der Theologischen Fakultät verlangte. Als der Bischof am 4.4.39 eine Superintendentenkonferenz einberief, die über eine tief in die Rechte der Pfarrer und Gemeinden eingreifende Verordnung des EOK beraten sollte, ließ der Vorsitzende der Finanzabteilung beim Konsistorium diese Konferenz staatspolizeilich überwachen (!). Die Gestapo nahm eine Äußerung des Bischofs zum Anlaß, die Versammlung aufzulösen.<sup>37)</sup>

Die Folge war die Beurlaubung des Bischofs, die bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1941 nicht mehr aufgehoben wurde. Wenn es auch nach der Ausschaltung des Bischofs nicht zu einer Wiedervereinigung der gespaltenen BK kam, so lag das daran, daß die Christophori-Synode einen radikalen Bruch mit dem EOK und dem Konsistorium aus Sorge für das Ganze der Schlesischen Kirche meinte nicht verantworten zu können, zumal es im Konsistorium auch Männer mit kirchlicher Substanz gab, wie Oberkonsistorialrat Schwarz. Dieser sah es nach den schweren Enttäuschungen, die er am Anfang des Kirchenkampfes erfahren hatte, für seine Aufgabe an, innerhalb der Kirchenbehörde, über deren staatliche Bindung er sich keiner Illusion hingab, der Kirche zu helfen und das Schlimmste zu verhüten. Dabei war er sich wohl bewußt, daß er auf diesem Wege schmerzliche Kompromisse nicht vermeiden konnte und zwischen die Fronten geraten mußte. Unter dem Widerspruch der Bekennenden Kirche,

<sup>37)</sup> Ebd., S. 251 ff.

umlauert von Spitzeln der Gestapo im Kollegenkreis ist er den einsamen Weg kirchlicher Verantwortung, wie er sie verstand, gegangen. Die unter seiner Führung erarbeitete »Geistliche Ordnung des Pfarrerlebens« ist ein eindrückliches Zeugnis dieser Verantwortung. Etwas von der Last, die dabei auf ihm lag, hat er mir in einem persönlichen Gespräch anvertraut. Ihm habe ich die Betrauung mit einer Kriegsvertretung in Breslau zu verdanken, durch die mir die Möglichkeit besonders intensiver Mitarbeit in der BK gegeben wurde, was meinen weiteren Lebensweg im Wirken für meine Heimatkirche entscheidend bestimmt hat.

Eine sehr ernste Folge der Spaltung der BK war, daß der gemeinsame Einsatz zur Abwehr des völkischen Neuheidentums je länger je weniger möglich wurde. Der preußische Bruderrat, der auf Seiten der Naumburger stand, schrieb: »Großer Schade ist der Kirche in Schlesien erwachsen, böses Beispiel der ganzen Deutschen Evangelischen Kirche gegeben.«<sup>38)</sup> Die Hauptlast des Kirchenkampfes trugen fortan die Naumburger. Im Juli 1936 übersandte die zweite VKL der Regierung eine Denkschrift, in der über die Wahrung innerkirchlicher Interessen hinausgegangen und politische Verantwortung wahrgenommen wurde. Dem Judenhaß wurde das christliche Liebesgebot gegenüber gestellt und auf die Belastung hingewiesen, »daß es in Deutschland, das sich selbst als Rechtsstaat bezeichnet, immer noch Konzentrationslager gibt und daß die Maßnahmen der Geheimen Staatspolizei jeder richterlichen Nachprüfung entzogen sind.«<sup>39)</sup> Diese Denkschrift erregte im Ausland höchstes Aufsehen. Der schlesische Bruderrat ließ als einziger dieses Dokument drucken und machte es so den Gemeinden bekannt.<sup>40)</sup> Ende 1936 wurde der zur Naumburger Synode gehörende Rechtsanwalt Bunke wegen seines öffentlichen Eintretens für die BK in das Konzentrationslager Lichtenberg überführt. Bezeichnend für die Denkweise der Gestapo war die Meinung, daß ihn als Laien im Unterschied zu einem Pfarrer die kirchlichen Fragen nichts angingen.<sup>41)</sup>

Trotz aller Schwierigkeiten hielt der Provinzialbruderrat seinen Anspruch, rechtmäßiges Kirchenregiment zu sein, nicht nur aufrecht, sondern suchte ihn auch zu praktizieren. Er errichtete ein eigenes Prüfungsamt, wies Vikare zur Ausbildung wie zum Hilfsdienst ein und ordinierte sie. Er schrieb nach eigenem Plan Kollekten aus. In der Frage der Kollekten kam es 1937 zu einem schweren Konflikt mit dem Staat, der in der Sammlung der Kollekten der BK einen Verstoß gegen das Sammlungsgesetz sah und die Pfarrer durch Verhaftungen einzuschüchtern versuchte, allerdings ohne Erfolg. Ebenso wenig ließen sich die Naumburger in der Fürbitte für die Gefangenen, besonders für Martin Niemöller beirren. Ein so unbeugsamer Mann wie Pfarrer Hornig wagte trotz Aufent-

<sup>38)</sup> Hornig, S. 215 f.

<sup>39)</sup> Niemöller, S. 345 ff.

<sup>40)</sup> Hornig, S. 42.

<sup>41)</sup> Ebd., S. 216 ff.

haltsverbotes für Berlin dennoch, bei dringenden Fällen die Hauptstadt zu betreten.

Das Jahr 1938 brachte im Oktober eine besonders schwere Auseinandersetzung zwischen der zweiten VKL und dem Staat. Anlässlich der in der Sudetenfrage drohenden Kriegsgefahr gab die VKL eine Gebetsliturgie heraus, die sich durch einen ernsten Ruf zur Buße wegen der Sünden unseres Volkes auszeichnete und als ein Markstein auf dem Wege einer veränderten Sicht der Kirche vom Krieg anzusehen ist. Den Männern der VKL wurde Landesverrat vorgeworfen und ein Verfahren gegen sie eröffnet. In Schlesien traten die Naumburger, allen voran Ernst Hornig, unterschriftlich für die Betroffenen ein, was die Einleitung von Disziplinarverfahren zur Folge hatte, die aber wegen einer am Anfang des zweiten Weltkrieges erlassenen Amnestie nicht zur Durchführung kamen.

Die schlesische Bekenkende Kirche hat sich immer durch eine sehr gründliche Information der Pfarrer und Gemeinden ausgezeichnet und auch im Krieg trotz aller Behinderungen diesen wichtigen Dienst nicht aufgegeben. Der letzte Rundbrief des Rates der BK Schlesiens erschien Mitte Januar 1945 (!). Kurz danach wurde Breslau von der Roten Armee eingeschlossen.

Von großer Bedeutung war die letzte Tagung der Naumburger Synode vom 10. nach Trinitatis 1943. Sie richtete ein Wort »Zum Weg der Kirche« an die Gemeinden, das die Entscheidungen der Bekenntnissynoden von Barmen und Dahlem aktualisierte und in seinen prägnanten Formulierungen über die Zeit nach 1945 hinaus für den Weg der Kirche unter den neuen Bedingungen hilfreich war. Besonders die bekannten, von der Konferenz der Kirchenleitungen in der DDR 1963 beschlossenen »Zehn Artikel über Freiheit und Dienst der Kirche« lassen die Einwirkung der schlesischen Sätze von 1943 erkennen. Was in diesen Sätzen zur Frage der öffentlichen Verantwortung der Kirche gesagt wird, ist auch heute aktuell, wenn es z.B. heißt: »Darum haben wir ohne Menschenfurcht zu bezeugen, daß durch Gottes Wort auch die öffentlichen Sünden unserer Zeit: Verachtung Gottes, Mißachtung von Ehre und Leben des Nächsten, Zerstörung der Familie, Auflösung der geschlechtlichen Zucht getroffen, gerichtet und vergeben werden. Wo immer die Kirche nicht mehr wagt, die 10 Gebote gegenüber den Sünden ihrer Zeit zu verkünden, da verliert auch ihre Predigt von der Vergebung der Sünde Vollmacht und Glaubwürdigkeit.«<sup>42)</sup> Die letzte Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union tagte im Oktober 1943 in Breslau. Sie machte sich durch Beschluß die Sätze der Schlesischen Bekenntnissynode zu eigen und ließ sie sich ebenso wie ein Wort von Landesbischof Wurm zum Anlaß eines Wortes an die Gemeinden werden, das am Bußtag 1943 in den Gottesdiensten zu verlesen war. Dieses Wort war in Auslegung der 10 Gebote ein Bußruf, der den Ernst des Gerichtes Gottes über

<sup>42)</sup> W. Niesel, Um Verkündigung und Ordnung der Kirche, Bielefeld 1949, S. 100.

die Verletzung seiner Gebote bezeugt. Zum fünften Gebot hieß es: »Wehe uns und unserem Volk – wenn es für berechtigt gilt, Menschen zu töten, weil sie für lebensunwert gelten oder einer anderen Rasse angehören«.43) Es sollte nicht vergessen werden, daß die preußische BK die einzige gewesen ist, die das Gericht Gottes über den Mord an den Geisteskranken und den Juden öffentlich bezeugt hat. Es ist ein besonderes Verdienst von Ernst Hornig, sich nachdrücklich dafür eingesetzt zu haben, daß in Breslau die zur Naumburger Synode gehörenden Pfarrer dieses Wort verlasen.

Es bleibt bedrückend, wie ohnmächtig die Kirche in der Judenfrage war. Der hochverdiente Pfarrer Forell wurde schon 1937 pensioniert. Er hat zuletzt in den USA gewirkt, aber seiner Heimatkirche in bewegender Weise die Treue gehalten. Pfarrer Arnold war schweren Mißhandlungen durch die SS ausgesetzt, wurde 1938 in ein Konzentrationslager verschleppt und konnte erst 1939 nach England ausreisen, wo er in großer Treue gedient hat.44) Als die Juden den Davidstern tragen mußten, nahm sich die Stadtvikarin lic. Staritz in Breslau der Judenchristen an und bat in einem vom Stadtdekan mit »herzlicher Empfehlung« weitergegebenen Rundschreiben die Gemeindeglieder, ihnen beim Gottesdienstbesuch beizustehen. Aber das Konsistorium schützte sie nicht, sondern entthob sie ihres Dienstes. Obwohl sie aus Schlesien wegging, wurde sie in ein KZ überführt, aus dem sie nur dank der Fürsprache des Grafen Paul von Warthenburg ein Jahr später wieder entlassen wurde.45) Ernst Hornig zusammen mit seiner Vikarin Herta Dietze kümmerte sich in besonderer Weise um die Juden. Unmittelbar vor Einschließung der Stadt Breslau veranlaßte er, daß Herta Dietze, als Rote-Kreuz-Schwester verkleidet, nichtarische Christen als angebliche Patienten in das schlesische Gebirge in Sicherheit brachte. In der Festungszeit verbarg er Nichtarier, um sie dem Zugriff der Gestapo zu entziehen.

Kurz bevor sich der Ring um das zur Festung erklärte Breslau schloß, verließ das Konsistorium die Stadt und etwas später dann auch die Provinz. Damit ging das Kirchenregiment an den Provinzialbruderrat über. Bezeichnend für die Situation war, daß sich die Gestapo wie selbstverständlich an den Vorsitzenden des Bruderrates Hornig als Sprecher für die Pfarrerschaft wandte, als sie forderte, daß die Pfarrer Breslau verlassen sollten. Dem widerstand Hornig. Im Zusammenwirken mit der Katholischen Kirche wurde erreicht, daß ein Teil der Pfarrer in der Stadt bleiben konnte.46) Hilfreich für den Dienst der Geistlichen war es, daß der erste Festungskommandant, General Krause, sie zu nebenamtlichen Lazarettpfarrern bestellte und sie daher nicht den Ausgehbeschränkungen unterlagen. Die bisher nicht der BK angehörenden Pfarrer ordneten sich dieser zu. Zum neuen Stadtdekan wurde Lic. Dr. Konrad berufen.

43) Ebd., S. 110.

44) Hornig, S. 137.

45) Ehrenforth, S. 210 ff. und Hornig, S. 297 ff.

46) Hornig, S. 342 ff.

Am 4. Mai forderten Hornig und Konrad zusammen mit Vertretern der Katholischen Kirche in einer Begegnung mit dem letzten Festungskommandanten General Niehoff die Übergabe der Stadt. Der Sprecher für beide Konfessionen war Hornig. Zwei Tage später wurde die Stadt übergeben. Bereits in den Tagen vom 7. – 9. Mai wurde eine neue Kirchenleitung gebildet, die im wesentlichen aus dem Provinzialbruderrat hervorging, zu der aber auch bewährte Männer der Christophori-Synode gehörten. Die unbeirrbare Entschlossenheit und Festigkeit, mit der der Provinzialbruderrat seine kirchenregimentliche Verantwortung bis zum Ende durchgehalten hat, und die Bereitschaft so namhafter Männer wie lic. Dr. Bunzel und Konsistorialrat Büchsel zur Mitarbeit haben die Neuordnung der Schlesischen Kirche in Aufnahme der theologischen Erkenntnisse des Kirchenkampfes unter Überwindung alter kirchenpolitischer Gegensätze möglich gemacht und ihr auch in ihrem Restbestand als Evangelische Kirche des Görlitzer Kirchengebietes jenes Profil einer lutherisch geprägten – hier ist ein Anliegen der Christophori-Synode zum Zuge gekommen –, aber an der Barmer Theologischen Erklärung besonders orientierten Kirche gegeben. Wenn diese Kirche die bekannte Formel »Kirche im Sozialismus« interpretiert als »Kirche nicht gegen den Sozialismus, aber auch nicht unter ihm und nicht in seinem Geiste«, so drückt sich darin prägnant etwas von dem Ertrag des Kirchenkampfes in Schlesien aus.

# Eine Denkschrift aus dem Jahre 1945

von Walter Schwarz, eingeleitet von Eberhard Schwarz, Kiel

Im Nachlaß von Oberkonsistorialrat a.D. Walter Schwarz, dem früheren geistlichen Dirigenten im Breslauer Konsistorium, befindet sich eine aufschlußreiche Denkschrift zum Weg der evangelischen Kirche 1945. Nach den Tagebuchnotizen ist sie in den letzten Apriltagen dieses schicksalschweren Jahres zu Papier gebracht. Ihr maschinengeschriebenes Manuskript ist vom Verfasser unterzeichnet und mit dem Datum 2.5.1945 versehen. Auch wenn sie nicht den Weg zu den Verantwortlichen gefunden hat, kann sie doch als wichtiges Dokument eines Zeitzeugen noch heute unser Interesse beanspruchen. Zum besseren Verständnis vergegenwärtigt man sich Ort, Situation und Zeitpunkt der Entstehung.

Der Verfasser saß als Flüchtling in Göttingen, wo er eine schlesische konsistoriale Dienststelle einrichten sollte gemäß einem Beschluß des Evangelischen Oberkirchenrats, der Leitungsbehörde der altpreußischen Unionskirche, die nach Stolberg im Harz ausgewichen war. Über die Situation in Schlesien selbst war man auf die Berichte durchkommender Flüchtlinge angewiesen. Das Breslauer Konsistorium hatte ja unter dem Eindruck des russischen Durchbruchs bei der Talsperre von Marklissa mit Genehmigung der Kreisleitung am 17.2.1945 seinen Ausweichsitz in Görlitz und damit Schlesien wie auch andere Provinzialdienststellen verlassen. Den Angehörigen der Behörde war die Weisung erteilt, sich zur weiteren Verwendung beim Evangelischen Oberkirchenrat zu melden. Dies alles geschah, nicht ohne die Kirchenkreise zuvor – und das bereits seit Monaten – in mündlichen Besprechungen auf den Katastrophenfall vorzubereiten und die Superintendenturen fürs erste mit Geldmitteln im Umfang der Gehälter und Pensionen für ein Vierteljahr, insgesamt rund 1,5 Millionen RM, auszustatten.

Die besondere Situation ergab sich aus dem seinem Ende entgegengehenden furchtbaren Kriegsgeschehen mit allen Folgen des Zusammenbruchs und des Verlustes der Heimat. Neben seiner konsistorialen Tätigkeit widmete sich Oberkonsistorialrat Schwarz in Göttingen zunächst auch der Lazarettseelsorge. Darüber hinaus sammelte er die Schlesier im Umkreis, legte Anschriftenlisten schlesischer Pastoren an und stand ihnen mit Rat und Tat bei, soweit es die beengten und bedrängten Verhältnisse mit Sperren für Strom und Kochgas, Kälte in den Unterkünften und unsicheren Verbindungen zuließen.

Am 9.4.1945 besetzten amerikanische Truppen nach kurzem Artilleriebeschuß Göttingen. Sie wurden nach wenigen Tagen von Engländern abgelöst. Damit waren die Bewohner von den letzten Verbindungen abgeschnitten, die Familien getrennt. Die Anordnungen der Besatzungsmacht beschränkten Be-

wegungsfreiheit und Lebensverhältnisse. Die Tagebucheintragung vom 2.5.1945 lautet: »Wir können keinen Rundfunk hören und sind angewiesen auf die Erzählungen anderer. Merkwürdig, wie wenig genau die meisten hören und um wie vieles weniger sie das Gehörte wiedergeben können. Sicher nach mancherlei Gerüchten ist aber der Tod Hitlers, ob im Kampf, ob einem Schlaganfall erlegen, ob durch Selbstmord? Ob man je darüber Zuverlässiges hören wird? Mit Fluch beladen tritt er von der Bühne. Spätere Geschlechter werden nicht glauben wollen an den Druck dieser 12 Jahre, da sie immer das Ende mitsehen. Roosevelt tot, Mussolini hingerichtet, Hitler ausgelöscht: Gottes Gerichte, Gottes Geschichte. Man spricht von 4 1/2 Millionen Gefallener ..., in Dresden sollen 250 000 Menschen umgekommen sein. Ebenso wird die Zahl von 5 1/2 Millionen in den Kz. Umgebrachter wohl zu hoch sein; aber ein Zehntel davon genügt, um die Schuld Deutschlands haushoch zu machen. Die Göttinger, die ihr Heim und ihre Heimat erhalten haben, ahnen gar nicht in ihrer Satttheit und völlig ihrem privaten Bereich anheimgegeben ... durch welche Engpässe unser deutsches Volk und mit ihm die Kirche noch wird gehen, wieviele Ströme Blut und Schweiß wir werden vergießen müssen in dem Schmelztiegel der Rache und in dem Hexenkessel der gegeneinander aufgehetzten Volksschichten.« Diese unmittelbaren Äußerungen beleuchten wohl am besten die Situation.

Der Zeitpunkt, zu dem die Denkschrift erstellt wurde, lag demnach noch vor der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht, also noch vor Beendigung der Kampfhandlungen. Doch war schon absehbar, daß das Ende nicht mehr fern war. Zu diesem Zeitpunkt war an übergreifende kirchliche Bemühungen zur Neugestaltung des Weges der Kirche und des gemeindlichen Lebens noch nicht zu denken. Auch eine Konferenz von Verantwortlichen der Kirche wie dann im August des Jahres in Treysa konnte noch nicht im Blick sein. Niemand konnte jedoch einen verantwortlichen Mann der Kirche daran hindern, sich Gedanken über den künftigen Weg seiner Kirche zu machen. Sie sind dann nicht zum Tragen gekommen, nicht zuletzt deshalb, weil die Männer der bisherigen ostdeutschen Kirchenleitungen zur Treysaer Konferenz vom 27.8. – 1.9.1945 nicht zugelassen wurden oder aber um ihre nur gastweise Teilnahme noch kämpfen mußten. Sie gehörten eben zu den abgetanen preußischen Kirchenleitern, deren Einflußnahme unerwünscht war. Die Denkschrift baute aber auf der Auswertung von Erfahrungen an kirchenleitender Stelle in der preußischen Landeskirche auf, die nun in ihrem Ostteil von den Ereignissen überrollt und besonders schwer getroffen war.

### 1. Die Lage

Die Lage der evangelischen Kirchen in Deutschland am Ende des Krieges 1939–1945 ist ohne Beispiel in der Geschichte der deutschen evangelischen Kirche. Die Totalität des Krieges und die Totalität des Staates haben sich in einer Weise ausgewirkt, daß keine andere Generation wie die heutige das Psalmwort erfahren hat: »Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht?«, nur daß ihr aufs Große gesehen bisher die Erfahrung versagt geblieben ist, die der Psalmist bekennt: »So würde mich doch Deine Hand daselbst führen und Deine Rechte mich halten.« Zerstörung und Zerstreuung – das ist die Signatur der Gegenwart. Immerhin gibt es Unterschiede. Am schwersten getroffen ist die ev. Kirche der Altpreußischen Union. Ihr östlich der Elbe liegendes Gebiet, die Kirchenprovinzen Ostpreußen, Danzig-Westpreußen, Pommern mit Schneidemühl, Schlesien, Brandenburg, ist von den Russen besetzt. Zur Zeit trennt uns ein eiserner Vorhang von diesen Gebieten. Die Gemeinden sind zu einem großen Teil evakuiert. In Mitteldeutschland, in Süddeutschland, im Sudetengau und Protektorat. Was wird dort ihr Schicksal sein? Aber viele Gemeinden sind seinerzeit überrascht worden, viele Gemeinden durften in der letzten Zeit nicht mehr fort; sie sind mit ihren Pfarrern verblieben. Wie es ihnen ergeht, ob Gottesdienste stattfinden, Pfarrer amtieren können, entzieht sich unserer Kenntnis. Die westlichen Kirchenprovinzen Rheinland und Westfalen haben schwer unter dem Bombenterror gelitten, dessen Wirkung sich auch auf die Großstädte und Städte der mittleren Kirchenprovinzen Sachsen und Berlin-Brandenburg erstreckt. Die Zahl der durch Luftangriff, Artilleriebeschuß und sonstiger Feindeinwirkung zerstörten Kirchen, Pfarrhäuser, Gemeindehäuser und kirchlichen Anstalten wird erschreckend groß sein. Die kirchlichen Verwaltungsgebäude in Düsseldorf, Münster, Magdeburg, Berlin sind zerstört; mit den anderen wird es kaum anders stehen. Das kirchliche Steuerwesen ist weithin im Osten und Westen zusammengebrochen. Die evangelische Kirche, die nie reich gewesen ist, wird ärmer denn je sein.

Die Säuberung der Kirchen von jedem nationalsozialistischen Einfluß und die Entfernung von Nationalsozialisten, die in einer Religionsgesellschaft ein Amt an sich gerissen haben, befreit zwar die evangelische Kirche der Altpreußischen Union von einer Reihe unkirchlicher, ungeeigneter und unfähiger Männer im Kirchenregiment, die seit 1933 gerade für sie eine schwere Belastung waren. Aber wieder sind an den entscheidenden Stellen wie 1933 Vakanzangetreten, während die katholische Kirche in der Kontinuität der Führung und Erfahrung an den Neubau herangehen kann.

Auch die Dezimierung des Pfarrerstandes, die überall schmerzlich groß ist, wird in Altpreußen durch die Verluste in der Heimat, auf den Trecks, auf der Flucht und in den von den Russen besetzten Gebieten besonders groß sein.

Während die anderen evangelischen Kirchen Deutschlands hoffen dürfen, die kirchliche Arbeit – wenn auch unter Entbehrungen mancherlei Art – fortsetzen zu können, so ist die Zukunft der evangelischen Gemeinden im Osten ungeklärt. Sicher ist doch wohl, daß der polnische Staat und die tschechische Republik wieder errichtet werden, daß beide unter Moskaus Einfluß stehen, auch daß beide sich auf Deutschlands Kosten vergrößern werden. Es ist nicht anzunehmen, daß das kirchliche Leben der evangelischen Deutschen sich in diesen Gebieten auch nur annähernd wird entwickeln können, wie es nach dem ersten Weltkrieg – trotz aller Schwierigkeiten – in Posen und in Ost-Oberschlesien unter polnischer Herrschaft möglich gewesen ist. Die Saat des Hasses, vom Nationalsozialismus ausgesät, wird eine furchtbare Ernte bringen. Die evangelische Kirche, die weder in Posen noch in Schlesien, weder in Ost- noch in Westpreußen den Nationalsozialismus vor 1933 gefördert, nach 1933 überall von der Partei gedrückt worden ist und allerlei gelitten hat, wird von der Rache nicht ausgenommen sein, umsoweniger, als sie durch deutsche Bibel, deutsches Gesangbuch und Luthers Katechismus der Hort eines in der Tiefe gefaßten deutschen Volkstums ist. Ob England und Amerika, ob die ökumenische Bewegung Kraft und Neigung haben werden, evangelischen Gemeinden in den Ostgebieten wirksam zu helfen, wird abzuwarten sein.

Von den anderen Landeskirchen werden die im westlichen Frontgebiet gelegenen, also etwa Baden, Hessen-Darmstadt und die großstädtischen Charakters, wie Hamburg, am schwersten mitgenommen sein. Einige haben das Glück gehabt, wie die luth. Landeskirche Hannovers, daß der Krieg verhältnismäßig rasch durch ihr Gebiet gegangen ist und lediglich die großen Städte zerstört hat. Ebenso haben einige den großen Vorzug, daß ihre kirchliche Führung intakt bleibt.

## 2. *Versuchungen*

Wo die Ansatzpunkte für die kirchliche Arbeit erhalten geblieben oder schnell wieder zu gewinnen sind, scheint man sich hin und her gefährlichen Illusionen über den Ernst der Situation, in der sich die evangelische Kirche befindet, hinzugeben. Das Gefühl, dem man des öfteren etwa so Ausdruck gibt: »Nun haben wir es geschafft«, offenbart in mehrfacher Hinsicht eine Verkennung dessen, was wir erleben, zugleich dessen, was Gott uns durch die Ereignisse sagen will. Die Nachricht, daß in Aachen der freie deutsche Gewerkschaftsbund gegründet worden ist (Kölnischer Kurier vom 16.4.1945 Nr. 3), eröffnet gewisse Perspektiven. In der Begrüßung heißt es: »Wir müssen alle politischen und religionspolitischen Elemente aus der Gewerkschaft fernhalten. Das Ziel unserer Tätigkeit

muß darin bestehen, Vertrauen zu gewinnen, damit wir den Kameraden in der Welt die Bruderhand wieder reichen können.« Von den 13 grundlegenden Punkten sei nur aufgeführt: 1. Mithilfe zur Verständigung der Völker untereinander und Zusammenarbeit mit den Gewerkschaftsbewegungen der Welt. 2. Aufklärung durch Wort und Schrift, insbesondere der Jugend, über Völkerverständigung. 5. Vertretung der Gewerkschaft in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. 9. Wiedereinführung des Streikrechts. Es wird ganz davon abhängen, wie sich das deutsche Parteileben gestaltet. Es ist doch wohl anzunehmen, daß die kommunistische Partei trotz der proklamierten Ausschaltung aller politischen Elemente ihren Einfluß in dem freien deutschen Gewerkschaftsbund und im ganzen öffentlichen Leben sich zu sichern, ja die Herrschaft an sich zu reißen bestrebt sein wird. Auch der Aufruf betr. freie Religionsausübung, den der oberste Befehlshaber der alliierten Streitkräfte erlassen hat (Kölnischer Kurier vom 21.4.1945 Nr. 4), das Entgegenkommen der Militärregierung im Westen sind nicht allein aus dem amerikanischen Interesse für freie Religionsausübung und dem englischen Verständnis für Kirche zu verstehen, sondern ebenso aus dem Gegensatz zu dem nationalsozialistischen Regime. Einen Schutz gegen Auflösung und Ablehnung der Kirche von innen her wird von ihnen nicht zu erwarten sein. Und ob die Tatsache, daß die Kirche diesmal nicht der Büttel des Staates gewesen ist, sondern im Gegenteil von Staat und Partei verfehmt, ausgeschaltet und gedrückt wurde, der Kirche in ihrem Verhältnis zur deutschen Arbeiterschaft noch einmal von Gewinn sein wird, ist doch zu fragen. Besonders die Bekennende Kirche steht heute in einer Stunde ernster Verantwortung. Die Versuchung ist für sie groß, sich zu überheben, als habe sie Recht gehabt, und Offenbarung Joh. 3 Vers 7 ff ohne weiteres auf sich zu beziehen, dabei zu verkennen, daß auch außerhalb ihrer Kreise, ja auch im Kirchenregiment selbst, der kirchliche Kurs gesteuert worden ist. Sie steht in der Gefahr, denselben Fehler zu machen, wie die NSDAP im Jahre 1933, die sich mit dem deutschen Volke identifiziert hat, so sich mit der Kirche zu identifizieren. Es wird nur zu begrüßen sein, wenn die Bekennende Kirche die Verantwortung des Kirchenregiments mittragen lernt, nur daß sie sich dann auch der Versuchung bewußt ist, etwa doppelgleisig zu verfahren, wie es auch die NSDAP getan hat. Sie würde ihr am ehesten durch die Auflösung der Bruderräte begegnen. Das Opfer ist nicht zu groß, wenn man an den Gewinn denkt, daß wir so wieder zu einer reformatorisch bestimmten Anschauung und Praxis der Kirche kämen. Die Versuchung, auf historischen Verdiensten auszuruhen und darüber die Stunde neuer Situationen und Bewährung zu verpassen, ist für die Bekennende Kirche heute nicht zum ersten Mal gekommen. Vielen liegt der Wunsch nahe, alte Zustände wieder herzustellen, gerade denen, die von christlich-konservativen Gedanken erfüllt sind. Der Blick ist durchaus vorwärts zu richten. Die Versuchung ist groß am Alten zu hängen, statt sich rechtzeitig auf die kommenden Verhältnisse ein-

zustellen. Das gilt auch für die Frage des Religionsunterrichtes. Die neue deutsche Schule wird sich nicht allein von der nationalsozialistischen Schule unterscheiden. Geist und Lehrbücher der kommenden Schule werden von den Grundsätzen erfüllt sein, die der freie deutsche Gewerkschaftsbund bereits ausgesprochen hat. Die Kirche muß damit rechnen, daß ihre Lehre neuen Anfeindungen begegnet. War sie in der jüngst vergangenen Zeit als international und pazifistisch verhaßt, so wird sie in Zukunft des Nationalismus und des Militarismus bezichtigt werden, wenn sie den Traum von Weltfrieden, Völkerbeglückung und allgemeinem Aufstieg mitzuträumen nicht in der Lage ist und, wie sie verpflichtet ist, dem deutschen Volk in Wahrheit und Liebe dient. Die Kirche darf nicht noch einmal den Religionsunterricht unter fremder Flagge segeln lassen. Ganz abgesehen davon, daß weithin die Lehrerschaft nicht mehr in der Lage dazu ist, evangelischen Religionsunterricht zu erteilen, und die Lehrer, die den Religionsunterricht seinerzeit ohne weiteres niedergelegt haben, sich auch des Rechtes und der Vollmacht, Religionsunterricht zu erteilen, selbst begeben haben.

Schließlich sei der Versuchung gedacht, nur den eigenen kleinen Kreis, nur die eigene Person zu sehen. Damit hängt die Unfähigkeit zusammen, über das, was man erlitten hat, hinwegkommen, vergessen, Gräben zuschütten zu können. Die Gefahren, durch die die Kirche hindurchschreiten muß, sind zu groß, ihr Amt und Auftrag zu ernst, als daß wir nicht zu Opfer und Vergebung uns alle im Herzen bereitmachen müßten.

### *3. Aufgaben*

Die Schwierigkeit, daß wir weithin verhandlungsfähige Organe der Kirche und Kirchenprovinzen nicht haben, sie auf dem verfassungsmäßigen Wege, der grundsätzlich durch die Beseitigung der Verordnungen frei wäre, zu bestellen aber nicht die Zeit haben, muß überwunden werden. Wir beschreiten einen Notweg, der einmal später die Billigung der geordneten Körperschaften erfahren muß.

Es ist zu unterscheiden zwischen Sofortmaßnahmen und den Aufgaben auf lange Sicht, die jedoch schon jetzt ins Auge gefaßt werden müssen.

#### *A.) Sofortmaßnahmen*

Der geistliche Vertrauensrat der Deutschen Evangelischen Kirche, wenn auch die Zuziehung des Landesbischofs Schulz (Schwerin) nicht möglich sein wird, nimmt so schnell als möglich Fühlung mit der Landesführerkonferenz, mit der Führung der Bekennenden Kirche und einzelnen vor allem aus dem Ostgebiet stammenden Persönlichkeiten, die in dem Gebiet der evangelischen Kirche der Altpreußischen Union den kirchlichen Kurs gesteuert sind. Auf Vollständigkeit ist bei der Notwendigkeit des schnellen Handelns und der Schwierigkeit des

Verkehrs kein zu großes Gewicht zu legen. Aus diesem Kreis sind die Verhandlungen mit den Vertretern der Besatzungsmächte sofort aufzunehmen, um die Grundlagen festzustellen, die für die kirchliche Arbeit notwendig sind, wozu etwa gehört: Gliederung der Besatzungsgebiete, Ermöglichung der kirchlichen Arbeit im Osten, Zusammenhänge der Landeskirchen, Sicherung und Wiedererstattung des kirchlichen Besitzes, Fortfall der Finanzabteilungen, Zurückführung der gefangenen Pastoren, Nennung der mit der vorläufigen Leitung der Kirchen und Kirchenprovinzen betrauten Geistlichen, weil die Arbeit nur vorwärts getrieben werden kann, wenn verantwortliche Leitung da ist, für die die Besatzungsmächte bei aller Anerkennung der Freiheit der Kirchen sich ein politisches Unbedenklichkeitszeugnis vorbehalten werden.

Diese leitenden Persönlichkeiten werden von dem genannten Kreis in Fühlungnahme mit kirchlich erfahrenen und bewährten Geistlichen und Laien der einzelnen Gebiete sofort zu benennen sein. Das schließt die grundsätzliche Entscheidung in sich, in wessen Händen künftig die kirchliche Leitung stehen soll. Nach der ganzen Lage der Dinge kommen dafür nur Geistliche in Betracht.

Zu den Sofortmaßnahmen gehört demnach auch eine möglichst rasche, wenn auch nur provisorische Bildung eines Synodalarates in denjenigen Kirchen und Kirchenprovinzen, die einen solchen synodalen Faktor nicht haben. Schon jetzt sind die Vorarbeiten aufzunehmen für die Sammlung der in alle vier Winde zerstreuten Geistlichen, die Übersicht der verlagerten Gemeinden, Planung der Versorgung der Kirchengemeinden, Ansetzen der Geistlichen, Herstellung der gottesdienstlichen Räume. Die kirchliche Unterweisung der Jugend ist in möglichst großem Umfang aufzunehmen.

### *B.) Langfristige Maßnahmen*

Die Lösung der Finanzaufgaben, die Pfarrbesoldung, die Frage der Staatszuschüsse und der Kirchensteuern ist zu lösen.

Dringend wird die Durchführung von Visitationen, wie nach dem 30jährigen Krieg.

Da die Deutsche Evangelische Kirche und die Kirchenkanzlei nicht mehr bestehen wird, wird um so wichtiger der Zusammenschluß der evangelischen Kirchen Deutschlands in einem aktionsfähigen Kirchenbund sein. Der Landeskirchenführerkonferenz wird ein größeres Schwergewicht zu geben sein. Eine größere Annäherung der Kirchen untereinander wird nicht so sehr durch organisatorische Maßnahmen als durch innere Tatsachen geschaffen werden, z.B. gemeinsames Ordinationsformular in Hannover, Württemberg, Bayern. Die Gesangbuchfrage ist nicht so schwer zu lösen, da alle Bestände verkauft sind und der Weg für eine gemeinsame Lösung unter Berücksichtigung der Eigentümlichkeiten der einzelnen Kirchen frei ist.

Die Kirchenverfassungen, die aus den 20er Jahren stammen, auf die wir uns zurückgeworfen sehen, passen wenigstens in Altpreußen nicht mehr für eine arm gewordene und z.T. völlig neu aufzubauende Kirche: Zu umständlich, zu kostspielig, zu wenig einheitlich. Geistliches Amt und Gemeinde sind in der evangelischen Kirche aufeinander zu gerichtet, so auch geistliche Leitung und Synode. Die Verwaltung hat beidem zu dienen. Das wird die Gestaltung der kirchlichen Verfassung zu berücksichtigen haben. Die Aufblähung der Behörden kann sich die Kirche nicht mehr leisten. Die Kirchenjuristen treten in die Stelle des Syndikus und des Justitiars. Der Geistliche Leiter soll nicht nur neben der kirchlichen Verwaltung stehen; sie zu durchdringen kann ihm nur gelingen, wenn er, dem Hausvater vergleichbar, mitten in ihr steht. Allerdings nicht von den Geschäften des Tages erdrückt, aber auch nicht auf die Gnade des Verwaltungsdirektors angewiesen. Eine Schwächung der geistlichen Leitung, wie sie in Preußen durch die Ansetzung mehrerer Generalsuperintendenten in einer Kirchenprovinz üblich war, sollte ausgeschlossen sein.

Auch in Preußen sollte die Konferenz der Geistlichen Leiter der Kirchenprovinzen ein stärkeres Gewicht bekommen. Sie soll bei der Bestellung der Geistlichen Leiter in den Kirchenprovinzen als auch beim Schutz der lauterer Lehre und der Ausscheidung der Irrlehrer mitwirken.

Die Kirche muß sich Instanzen schaffen, die über die Lehre urteilen, wobei mit Nachdruck daran zu erinnern ist, daß, je tiefer man sich mit diesen Dingen beschäftigt, um so ernster die Verantwortung wird. Es dürfte nicht schwer sein, wie manchen deutschen Christen so auch manchen Bekenner der Irrlehre zu überführen.

Der kirchliche Charakter der Synoden ist stärker als in der bisherigen Verfassung herauszuarbeiten. Der Dienstgedanke geht dem Gedanken der Vertretung vor.

Für die Ämterordnung liegen wertvolle Vorarbeiten vor.

In der Gemeinde wird neben dem Gemeindegemeinderat wieder die Gemeindevvertretung treten müssen. Erkannte Fehler, wie Wechsel im Vorsitz des Gemeindegemeinderats, Befragung der Pastoren wegen Ernennung eines Superintendenten wird man nicht wiederholen.

Die Abschaffung der staatlichen und städtischen Patronate und ihre Ablösung sind zu erstreben. Sie sind ein Einfallstor weltlicher Politik in das Herz der Kirche. Privatpatronate mögen als ein Moment der Freiheit der Kirche und persönlicher kirchlicher Verantwortung bestehen bleiben.

Die Kirche baut den Jugendkatechumenat aus nach den bisherigen verheißungsvollen Anfängen. Sie übernimmt die christliche Unterweisung auch in der Schule und beauftragt ihrerseits außer eigenen Kräften dazu willige Lehrkräfte an höheren und Volksschulen.

Wenn es möglich ist, die evangelisch-theologischen Fakultäten an den staatlichen Universitäten zu erhalten und sie bei voller Erhaltung ihres wissenschaftli-

chen Charakters zu Pflanzstätten der künftigen Pastoren zu machen, dann sollte die Kirche die Universalität dieser im gesamten Zusammenhang einer Universalität gewonnenen Ausbildung so hoch einschätzen, daß sie etwa damit gegebene Gefahren trägt. Sollte sich dieser Weg nicht ermöglichen lassen, dann würde sehr sorgsam, und zwar nicht von jeder Kirchenprovinz oder Kirche einzeln, sondern insgesamt zu planen sein, wobei die theologischen Ausbildungsstätten in Universitätsorte zu verlegen, unter Umständen auch gewisse Universitätsvorlesungen in anderen Fakultäten zur Pflicht zu machen wären. Auch eine arme Kirche hat eine Verantwortung für ihre Geschichte, ihre Geschichtsschreibung und die Erhaltung ihrer geschichtlichen Quellen. Die Historische Kommission, für die das Archivamt der Deutschen Evangelischen Kirche bereits die Vorbereitungen getroffen hat, wird auch weiter getrieben werden müssen. Ebenso ist die Archiv- und Bibliotheksarbeit der Kirche fortzuführen. Sie ist heute notwendiger denn je. Es gilt verlorengegangene Quellen zu suchen, den ihrer Bibliotheken beraubten Pfarrern durch Kirchen-, Synodal- und Zentralbibliotheken beizustehen. Die Fürsorge für die aus mehrjährigem Kriegsdienst heimkehrenden Pfarrer wird nicht nur seelsorgerischer Natur sein, sie wird auch wissenschaftliche Aufgaben in sich schließen. Ihr kann die Kirche nur genügen durch eigene wissenschaftliche Institute.

Die Erfahrungen in der Posener und Litzmannstadter Kirche, das vom Kirchenministerium (Landgerichtsrat Haugg) entworfene Programm der Religionspolitik haben gezeigt, wie wenig Theologie und Kirche auf diese Fragen vorbereitet waren. Nur scheinbar sind wir ihrer Lösung enthoben. An einen Neubau des Kirchenrechts aus der Kirche heraus werden wir denken müssen.

# Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e.V.

von Reinhard Hausmann

Die Mitgliederversammlung des Vereins fand vom 12. bis 14. September 1986 im Diakonissenmutterhaus Frankenstein in Wertheim statt. Mit 80 Teilnehmern war sie überdurchschnittlich gut besucht. Den Diakonissen ist für die Organisation und Betreuung der Tagung herzlich zu danken. Das Gedenkjahr an den Tod Friedrichs II., des großen Preußenkönigs, ließ als Generalthema der Tagung den Einfluß Friedrichs auf die kirchlichen Verhältnisse Schlesiens wählen.

Nach der Begrüßung und einem Rückblick auf die Arbeit der beiden vergangenen Jahre durch den Vorsitzenden referierte Professor Dr. Ludwig Petry über das Thema »Das Werden der gesamtschlesischen Landeskirche.« Professor Dr. Josef Joachim Menzel, selbst Katholik, hielt einen Vortrag über »Friedrich der Große und die katholische Kirche in Schlesien« und gab damit den evangelischen Schlesiern wichtige Denkanstöße. Ulrich Hutters Referat »Die Förderung des Protestantismus in seiner Vielfalt durch Friedrich den Großen« lenkte den Blick im Wesentlichen auf die Reformierten in Schlesien. Kirchenrat Dr. Gerhard Hultsch deckte mit seinem breit angelegten Vortrag über »Der König und die Bethauskirchen« den Grund für die merkwürdige Tatsache auf, daß sich in vielen schlesischen Dörfern, auch bei überwiegend evangelischer Bevölkerung, zwei Kirchen, eine katholische und eine evangelische, fanden. Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott beleuchtete »Leben und Werk der Anna Louise Karschin (1722–1792)«, einer originellen, schriftstellernden Zeitgenossin Friedrichs des Großen, die aus Schlesien stammte.

Am Sonntag Vormittag fand nach dem Gottesdienst mit Predigt von Oberkirchenrat i.R. Gottfried Klapper in der Mutterhauskirche die Mitgliederversammlung statt. Neben dem Bericht über die Tätigkeit des Vorstandes wurde der Kassenprüfungsbericht vorgelesen und Vorstand und Kassenwart durch Abstimmung der Versammelten entlastet. Wichtiger Punkt war die Erhöhung des Mitgliederbeitrages von DM 30,- auf DM 35,-, der mit 42 Ja- und 2 Neinstimmen bei 3 Enthaltungen verabschiedet wurde. Nach Beratungen über ein Thema der nächsten Mitgliederversammlung berichtete Pfarrer Grünewald bewegend und informativ von seiner Schlesienreise kurz vor der Tagung.

Der Vorstand trat im Berichtsjahr 1986 nur einmal zu einer förmlichen Sitzung zusammen und zwar am 13.9. in Verbindung mit der Jahrestagung. Der Beschluß über die Nachfinanzierung des Büchleins von Werner Bellardi, Die Bethauskirche Arnsdorf, wurde per Rundlauf gefaßt. Einige Vorstandsmitglieder trafen sich ohne Beschlußfassung zu einer Beratung am 12. April in Mainz.

Durchgängiger Beratungsgegenstand aller Zusammenkünfte des Vorstandes war die Begleitung der Herausgabe des Quellenbandes zur Geschichte der Schlesischen Kirche. Ferner wurde beschlossen, eine Festschrift für Gerhard Hultsch zu seinem 75. Geburtstag herauszubringen. Auch über weitere Publikationen beriet der Vorstand, ohne jedoch Beschlüsse zu fassen, da die Finanzlage des Vereins keine nennenswerten Zuschüsse zur Herausgabe erlauben.

Gerhard Hultsch trat aus Altersgründen mit Ende des Jahres als Mitherausgeber des Jahrbuches zurück. Seit Wiederbegründung des Jahrbuches nach dem Kriege war Gerhard Hultsch Herausgeber bzw. Mitherausgeber. Seine Verdienste um das Jahrbuch wurden in einer Feier anlässlich seines 75. Geburtstages eindrucklich gewürdigt. Neben dem Jahrbuch erschienen 1986 folgende Publikationen unter Mitwirkung des Vereins: Leonhard Radler, Der Kreis Schweidnitz im 30jährigen Krieg; Werner Bellardi, Die Bethauskirche in Arnsdorf/Riesengebirge; Dietrich Meyer und Ulrich Hutter (Herausgeber), Im Dienst der Schlesischen Kirche (Festschrift für Gerhard Hultsch). Sämtliche Bücher erschienen im Verlag »Unser Weg«, Lübeck.

Eine Reihe unserer Mitglieder haben im Berichtsjahr Vorträge zu schlesischen Themen gehalten. Wir entnehmen die folgenden Informationen dem Tätigkeitsbericht der Gemeinschaft evangelischer Schlesier und möchten unsere Mitglieder bitten, am Ende eines Jahres an den Vorsitzenden über ihre eventuelle Vortragstätigkeit zu berichten. Wir hoffen, damit Anregungen zu geben. Es referierten:

Pfarrer i. R. Johannes Adler, Berlin: »Friedrich der Große und die schlesischen Protestanten«, am 4.5.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft der evangelischen Schlesier in Berlin.

Derselbe: »Gott und der König – Religion und Politik bei Friedrich dem Großen«, am 27.9.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Rheinland der evangelischen Schlesier in Bergisch Gladbach.

Dr. Sibylle Ascher: »Die Herrnhuter und die Kirche auf Grönland (mit Lichtbildern)«, bei der Landesarbeitsgemeinschaft Westfalen der evangelischen Schlesier in Münster/Westf.

Pfarrer i.R. Ernst Haesner: »Eindrücke von Schlesien heute – Hilfsgutfahrten 1962 bis 1985«, am 30.4.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Rheinland in Überdorf.

Pfarrer i.R. Wilfried Hilbrig: »Eine Schlesienreise (mit Lichtbildern)«, am 21.6.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Hessen der evangelischen Schlesier in Wertheim.

Schriftsteller Jochen Hoffbauer: Dichterlesung (aus eigenen Werken), am 22.6.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Hessen in Wertheim.

Pfarrer i.R. Werner Huch: »Johann Heermann – des schlesischen Dichterpfarrers Herkunft, Umwelt, Werk und Wirkung«, am 12.1.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Rheinland in Köln.

Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch: »Die Oder – Schlesiens Schicksalsstrom (mit Lichtbildern)«, am 21.6.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Hessen in Wertheim.

Derselbe: »Friedrich der Große und die Bethauskirchen in Schlesien«, am 27.9.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Württemberg der evangelischen Schlesier in Stuttgart.

Ulrich Hutter: »Die schlesischen Friedenskirchen-Bild des schlesischen Protestantismus im 17. Jahrhundert«, am 27.9.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Rheinland in Bergisch Gladbach.

Pfarrer i. R. Dr. Werner Laug: »Was erwarten wir von der Zukunft?«, am 24.5.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Hessen in Kassel.

Dr. Dietrich Meyer: »Zur Geschichte der Ev.-theol. Fakultät der Universität Breslau«, am 29.11.1986 auf einem Symposion der Universität Würzburg.

Pfarrer i. R. Herbert Neß: »Leben und Wirken der schlesischen Schriftstellerin Ruth Storm«, am 24.5.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Hessen in Kassel.

Derselbe: »Die Oder – Ostdeutschlands Lebensader«, im Juli 1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Westfalen in Lemgo.

Derselbe: »Der schlesische Monatskalender in der Spruchweisheit des Volksmundes«; »Die heilige Elisabeth – ein Lebensbild«; »Die Oder – Ostdeutschlands Lebensader«; »Friedrich von Bodelschwingh – ein Lebensbild«; »Auch sie war eine Schlesierin – Ruth Hoffmann und ihr Werk«; »Heiteres und Besinnliches zum Erntefest« – Vorträge in Münster/Westf.

Professor Dr. Ludwig Petry: »Friedrich der Große und die Entstehung der evangelischen Landeskirche in Schlesien«, am 30.4.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Rheinland in Überdorf.

Professor Dr. Albrecht Schott: »Friedrich der Große und Schlesien – Gedenken zum 200. Todestag dieses bedeutenden Königs«, am 15.3.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Württemberg in Stuttgart.

Oberkirchenrat Propst i.R. Eberhard Schwarz: »Die Ostdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland von 1965 – Heil oder Unheil?«, am 30.4.1986 bei der Landesarbeitsgemeinschaft Rheinland in Überdorf.

Die turnusgemäß im Abstand von zwei Jahren durchzuführende nächste Mitgliederversammlung findet von Freitag, 16.9., bis Sonntag, 18.9.1988, im Diakonissen-Mutterhaus Frankenstein in Wertheim statt. Das Generalthema der damit verbundenen kirchengeschichtlichen Arbeitstagung lautet: Die Schlesische Mystik um 1600. Die drei Hauptreferate werden gehalten von Privatdozentin Dr. Elke Axmacher, Berlin über »Die Rezeption der mittelalterlichen Mystik durch Martin Moller (1547 – 1606)«, von Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott, Mainz über »Die Mystik des Valerius Herberger (1562 – 1627)« und von Professor Dr. Gustav-Adolf Benrath, Mainz, über »Schlesische Mystiker im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation«. Der Vorstand ging bei der

Festlegung dieses Themas von dem gegenwärtigen Interesse an Fragen der Mystik aus.

Der Mitgliederstand des Vereins beträgt per 31.12.1986 282. Alle Mitglieder sind nach wie vor aufgerufen und gebeten, für den Verein zu werben. Erfreulich ist, daß eine Reihe Jüngerer dem Verein beigetreten sind.

Ich habe die traurige Pflicht, den Tod der nachstehenden Mitglieder bekanntzugeben:

1. Pfarrer Hans Wanjura, Saarbrücken, verstorben am 3.1.1986.
2. Professor Dr. Otto Klöden, Reutlingen, verstorben am 6.4.1986.
3. Pfarrer i.R. Emanuel Klose, Schwabach, verstorben am 30.7.1986 (in Schlesien Pfarrer in Groß Kniegnitz, Kirchenkreis Nimptsch).
4. Superintendent i. R. Johannes Klein, Hildesheim, verstorben am 8.8.1986 (in Schlesien Pfarrer in Hochkirch, Kirchenkreis Trebnitz).
5. Inspektor i.R. Konrad Kuka, Birkenfeld, verstorben am 8.9.1986.
6. Pfarrer i.R. Hellmuth Viertel, Andernach, verstorben am 26.11.1986 (in Schlesien Pfarrer in Stolz, Kirchenkreis Frankenstein-Münsterberg).

Ausgetreten wegen Alter und Krankheit sind:

7. Frau Anneliese Becker, Petershagen
8. Frau Renate Esders, Frankfurt/Main
9. Dr. med. Attarin Huppertz, Essen
10. Frau Hilde Kiuntke, Wilmsdorf-Rudersdorf
11. Frau Gisela Konrad, Bonn-Röttgen
12. Pastor i.R. Dr. Werner Petersmann, Hannover (in Schlesien Pfarrer an der Erlöserkirche in Breslau)
13. Frau Dr. Beate Wolke, Gaienhofen

Als neue Mitglieder darf ich begrüßen:

1. Herrn Versicherungskaufmann Helmut Berger, Brahmstr. 4, 6800 Mannheim
2. Frau Marianne Ernst, Stephansplatz 2, 3000 Hannover 1
3. Frau Magdalene Hischer, Langenharmer Weg 173, 2000 Norderstedt
4. Herrn Bibliotheksrat Dr. Albrecht Klose, Kalmünzergasse 5, 8400 Regensburg
5. Herrn Studiendirektor Dr. Wolfgang Knörrlich, Birkenweg 3, 5220 Waldbröl
6. Kreuzgemeinde Neustadt O/S, vertreten durch Herrn Bundesbahnobersekretär Horst Zobel, Baumhofstr. 35, 5780 Bestwig 2
7. Frau Studiendirektorin i.R. Susanne Leutloff, Stift-Keppel-Weg 33, 5912 Hilchenbach-Allenbach
8. Herrn Pastor Peter Merx, Möwenstr. 5, 5600 Wuppertal 2,
9. Herrn Diakon Hans Georg Neumann, Wiesenstr. 11, 5140 Erkelenz-Hetzerath

10. Herrn stud. theol. Christoph Pola, Heinrichsweg 2, 7400 Tübingen
11. Herrn stud.phil. Ulrich Schmilewski, Pleicherschulgasse 1, 8700 Würzburg
12. Herrn Hans-Uwe von Schweinitz, Schlierbergstr. 155, 7800 Freiburg
13. Frau Diakonieschwester i.R. Hanna Wagler, Deidesheimer Str. 10, 1000 Berlin 33

Reinhard Hausmann

### **Der Vorstand des Vereins**

Ehrenvorsitzender:

Oberstudienrat i.R. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch, Gerhart-Hauptmann-Str. 53, 6980 Wertheim.

1. Vorsitzender:

Pfarrer Reinhard Hausmann, Tränkgasse 10, 6980 Wertheim-Bettingen

2. Vorsitzender:

Kirchenoberarchivrat Dr. Dietrich Meyer, Im Luftfeld 49, 4000 Düsseldorf 31.

Schatzmeister:

Pfarrer Heinz Prengel, Frankensteiner Str. 6, 6980 Wertheim

1. Beisitzer:

Wissenschaftl. Assistent Ulrich Hutter, Michaelstr. 11, 5300 Bonn 1.

2. Beisitzer:

Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott, Eleonorenstr. 31, 6500 Mainz-Gonsenheim.

## Buchbesprechungen

*Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Im Auftrag der Stiftung Kulturwerk Schlesien hrsg. von Josef Joachim Menzel. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, Band XXVII, 1986, 384 S. 13 Abb., 2 Planskizzen.*

Der interessante Band wird wiederum, seit 1980, im Abhandlungsteil eröffnet mit Beiträgen zum Schlesischen Klosterbuch. Heinrich Grüger beschreibt das Benediktinerinnenkloster Liebenthal, Pater Lucius Teichmann die Franziskanerklöster in Neisse, Ratibor, Strehlen und Karlsmarkt (Ketzerdorf). In Liebenthal erhielt sich mönchisches Leben bis 1945, in Ratibor sind nach Vertreibung der deutschen Mönche polnische Franziskaner tätig. Ewald Walter liefert einen Artikel über die Patrozinien der Breslauer Kirchen St. Agnes und St. Hieronymus. Beide Kirchen sind im 19. Jahrhundert abgebrochen worden (St. Agnes 1817 Chor, 1897 ganz bis auf Nord- und Westwand; St. Hieronymus 1823). In seiner weit ausholenden Untersuchung kommt Walter zu dem Schluß, daß es sich bei St. Agnes um die nicht kanonisierte Tochter des Königs Przemysl Ottokar I. von Böhmen handelt und nicht, wie weithin angenommen wird, um die römische Jungfrau und Märtyrerin Agnes. Bernhard Kytzler setzt mit »Der Sonnengesang des Acidalius« die Reihe *Laudes Silesiae* (Lobgesänge auf Schlesien) fort. Acidalius ist Wahlschlesier (1567–1595), hochbegabter Arzt und Philologe, und wohnte in Breslau und Neisse. Margarete Arndt, die sich die Darstellung schlesischer Frauenleben zur Aufgabe gemacht hat, berichtet zunächst über »Die Astronomin Maria Cunitz, eine Gelehrte des schlesischen Barock«, und des weiteren mit großer Liebe zum Kleinen über »Schlesische Schriftstellerinnen des 18. Jahrhunderts«. Sie gibt zu, daß es schwierig ist, einigermaßen bedeutende Frauen aus jener Zeit in Schlesien zu finden. Die originellste darunter, Anna Louise Karsch (1722–1791), entfaltet ihr Talent in Berlin. Das geistige Leben blüht zu jener Zeit an Zentren außerhalb Schlesiens und bringt so viele große Dichter hervor (Herder, Lessing, Goethe, Schiller), daß natürlich die angeführten 17 Schlesierinnen bedeutungslos erscheinen und ihre Schilderung wie der Akt einer angestrengten Totenbeschwörung. Ein Stück Theatergeschichte entwickelt Karl Schindler (†), wenn er mit seinem Aufsatz über »Florentine Jarklowski« (1826 – 1905) den ungewöhnlichen Lebensweg einer Oberschlesierin schildert. Durch eine glückliche Ehe mit August Förster, zuletzt Direktor des Burgtheaters in Wien, konnte sie ihr eigenes Talent und das ihres Gatten zur schönsten Geltung bringen. Als nächstes schreibt Konrad Fuchs einen Beitrag zur Industriegeschichte Schlesiens: »Ursprung und Entwicklung der Industriestadt Kattowitz«. Ihm folgt der Beitrag von Klaus Hildebrandt »Gerhard Hauptmann und Friedrich Ebert«, interessant schon allein

deshalb, weil der große Dichter sozialer Themen hier in seiner Begegnung mit dem sozialistischen Reichspräsidenten geschildert wird. Beziehungen der beiden ergaben sich im Zusammenhang mit der groß aufgemachten Feier des 60. Geburtstages Hauptmanns in Breslau 1922. Der Abdruck der Dankansprache Hauptmanns zeigt die vaterländische Vorstellung des Dichters zu einem Zeitpunkt, da der NS-Geist noch nicht die Hirne in Besitz genommen hatte. Vom ideengeschichtlichen Standpunkt aus ist ebenfalls der Aufsatz von Hellmut Seier »Nationalstaat und sozialer Ausgleich als schlesische Motive des National-liberalen Eugen Schiffer« sehr interessant. Schiffer (1860–1954), Jude, zum evangelischen Glauben konvertiert, Breslauer Kaufmannssohn, trat in den schlesischen Justizdienst ein, kam über Magdeburg nach Berlin, war Abgeordneter in Preußen, dann im Reichstag, zeitweise Finanz- und Justizminister, schließlich Reichsvizekanzler in der Weimarer Republik. Im 3. Reich wurde er durch das Reichsjustizministerium gedeckt und wurde nach dem Krieg der erste Chef der sowjetzonalen Justizverwaltung und Mitbegründer der Ost-LPD. Eine materialreiche und übersichtliche, höchst dankenswerte Abhandlung »Das Flucht- und Vertreibungsgeschehen in Belletristik und Literaturforschung 1945 – 1985« kommt aus der Feder von Louis F. Helbig, Professor am Department of Germanic Studies in Bloomington/Indiana, USA. Die Unterüberschrift »Wie Menschen Geschichte erleiden« zeigt die Blickrichtung der Untersuchung generell auf und bekundet zugleich, daß die Beschäftigung mit Flucht und Vertreibung immer noch ein heißes Eisen ist.

Mit diesem Aufsatz endet der erste Teil des Jahrbuches. Es folgen im 2. Teil eine Reihe interessanter Mitteilungen (70 Seiten), im 3. Teil Berichte und schließlich, bearbeitet von dem Geschäftsführer der Stiftung Kulturwerk Schlesien, Werner Bein, im 4. Teil eine Zusammenstellung der »Literatur zur schlesischen Landeskunde für das Jahr 1985«. Der Band ist, wie immer, gut gestaltet und steckt voller Anregungen und Anreize, sich mit schlesischer Geschichte zu beschäftigen.

Reinhard Hausmann.

#### *»Fridericiana«<sup>1)</sup>. Ausgewählte neue Literatur zum Friedrichjahr 1986*

Es ist üblich geworden, zu runden Geburtstagen von bedeutenden Persönlichkeiten der deutschen Geschichte in Fachzeitschriften bzw. Jahrbüchern Buchberichte zu veröffentlichen, die dem Leser zwar die Mühe des Lesens nicht abnehmen, ihm aber doch vielleicht Hilfestellungen bei der heute kaum noch wahrnehmbaren Vielfalt historischer Literatur bieten können.

Das Friedrich-Jahr 1986 reicht, was die Publikationen angeht, nicht an das Lutherjahr 1983 heran, doch wurde auch die Friedrich-Forschung um einige wichtige Werke bereichert.

<sup>1)</sup> In Anlehnung an den Buchbericht S. A. Kaehlers in den GGA Jg. 199/1938, 263–280 formuliert.

Wohl kaum eine Gestalt der neueren deutschen Geschichte ist so umstritten wie Friedrich der Große, den freilich weder ein Österreicher noch ein Welfe, »wenn sie an ihrer historischen Tradition festhalten«<sup>2)</sup>, so bezeichnen können. Gerade das Gedenkjahr gab aber wieder Anlaß, sich auf Friedrich in seiner Zeit zu besinnen, um ihn aus den Quellen und Zeugnissen seiner Epoche zu uns sprechen zu lassen, da oft genug seine Persönlichkeit und Wirkung durch die Historiographie des 19. und 20. Jahrhunderts sowie manches Epigonentum zugeschüttet bzw. fehlgeleitet wurde. Daher ist es Aufgabe der heutigen Geschichtswissenschaft, diese Gestalt der preußischen und deutschen Geschichte aus dem Dunkel der Historie herauszuholen, um sie dann einzureihen in die gesamtdeutsche wie gesamteuropäische Geschichte. Denn Friedrich der Große hat mit der Einverleibung Schlesiens in den preußischen Staatsverband nicht nur den brandenburgisch-preußischen Staat aus der Provinzialität herausgeführt, sondern er hat durch den siegreichen Ausgang des Siebenjährigen Krieges erreicht, daß Preußen als Großmacht in jeder Hinsicht im Konzert der europäischen Mächte akzeptiert wurde. Erst sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., verspielte dieses Erbe und trug wesentlich dazu bei, daß unter Friedrich Wilhelm III. der preußische Staat in die schwerste Krise seiner Geschichte geriet.<sup>3)</sup>

Unter dem besonderen Blickwinkel Schlesien wird man festhalten müssen, daß es von wenigen Ausnahmen abgesehen – sie werden im Buchbericht auch entsprechend gewürdigt –, bei den Veranstaltungen und auch bei den Publikationen wenig Neues gegeben hat<sup>4)</sup>. Man wird abwarten müssen, ob das Symposium des Gerhard-Möbus-Instituts »Kontinuität und Wandel. Schlesien zwischen Österreich und Preußen«<sup>5)</sup> für die schlesische landeskundliche Forschung neue Ergebnisse vorlegen kann.

### 1. Schriften und Biographisches

Die Jugend Friedrichs II., seine Auseinandersetzung mit dem strengen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., hat vielfach Anlaß gegeben, Spekulationen und Theorien psychologischer Art über dieses Vater-Sohn-Verhältnis anzustellen. Alle diese Annahmen wurden durch die gründliche, aus den Quellen erarbeitete Studie von Carl Hinrichs<sup>6)</sup> widerlegt. Die vorliegende kleine Sammlung unter dem Titel »Allergnädigster Vater«<sup>7)</sup> mit ausgewählten Quellen zur Ju-

2) Theoder Schieder, Über den Beinamen der »Große« bei Friedrich II. von Preußen, in: Preußen. Seine Wirkung auf die deutsche Geschichte, Stuttgart 1985, S. 191.

3) Vgl. hierzu Gerhard Ritter, Friedrich der Grosse. Ein historisches Profil, Heidelberg 1954, S. 245 ff.

4) So z.B. Oswald Hauser (Hg.), Friedrich der Große in seiner Zeit, Köln-Wien 1987. Es fehlen hier spezielle Vorträge zur schlesischen Geschichte dieser Zeit.

5) Bei diesem Symposium (29.–31. Okt. 1987) wurden folgende Themenbereiche behandelt: Politik und Kriegführung; Wirtschaft und Gesellschaft; Staat und Kirche; Bildung und Kultur.

6) Carl Hinrichs, Der Kronprinzenprozeß. Friedrich und Katte, Hamburg 1936.

7) Frank Schumann (Hg.): Allergnädigster Vater. Die Verkrüppelung eines Charakters zu Wusterhausen. Dokumente aus der Jugendzeit Friedrichs II. Verlag Neues Leben, Berlin/Ost 1986, 197 S. div. Abb. s/w, Ln.

gend Friedrichs des II. wurde vom Herausgeber Frank Schumann mit einer knappen Einleitung versehen, in der er die Verschiedenheit der Charaktere und Veranlagungen herausarbeitet. In vier Abschnitten (Kindheit 1712–1729; Flucht 1730; Anpassung 1731–1734; Abwarten 1735–1740) wird mit Hilfe der Quellen versucht, ein wenig Licht in das Vater-Sohn-Verhältnis zu bringen, wobei sich Friedrich zweifelsfrei nach dem Küstriner Aufenthalt den Wünschen des Vaters anzupassen sucht und auf diese Weise den schmalen Grad zwischen Befehl und Gehorsam auf der einen Seite und Neigung und persönlichen Wünschen auf der anderen Seite geht.

In einer kompakten Ausgabe hat die durch eine Friedrich-Biographie ausgewiesene DDR-Historikerin Ingrid Mittenzwei eine Auswahl von Schriften und Briefen<sup>8)</sup> zusammengestellt, aus denen die staatstheoretischen Ansätze und die Philosophie Friedrichs II. deutlich werden. Aufgenommen wurde auch ein Auszug des Politischen Testaments von 1752, das zum einen die theoretische Grundlage seiner Staatsauffassung widerspiegelt, zum anderen aber auch die Ziele der praktischen Politik vor Augen führt.

Während bei Mittenzwei nur das gekürzte Testament abgedruckt ist, liegt nunmehr eine vollständige Ausgabe aller »Politische(n) Testamente der Hohenzollern«<sup>9)</sup> vor. Richard Dietrich ist es zu verdanken, daß dieses »unerledigte Programm« preußischer Quellensammlungen nun endlich für die Fachwelt in einer sehr sorgfältig edierten, aber leider zu teuren Ausgabe vorliegt. Die Einleitung von R. Dietrich führt in die Politischen Testamente im Allgemeinen wie in ihren Aussagegehalt im Besonderen ein. Im Blick auf die Testamente Friedrichs II. von 1752 und 1768 wird man hinter die klare Interpretation von Otto Hintze<sup>10)</sup> nicht mehr zurückgehen können. Zeigt sie doch, daß der preußische Staat friderizianischer Prägung bei aller Aufklärung im Geistigen im Politischen ein militärisch-merkantilistischer Staat war, wobei freilich in den Politischen Testamenten Friedrichs – etwa im Gegensatz zu denen seines Vaters – auffallend ist, daß der Staat und das Wohl des Staates in den Vordergrund, die Person des Monarchen dagegen in den Hintergrund treten. Mit Fritz Hartung wird man sagen können, daß »Friedrich der Große am Ende einer großen Entwicklung steht. Eine Steigerung in gleicher Richtung war nicht mehr möglich«. Am Ende seines Lebens stellte Friedrich in seinen »Betrachtungen über den politischen Zustand Europas« (1782) Überlegungen an, die gleichsam als eine Vorwegnahme der innen- und außenpolitischen Katastrophe Preußens nach 1786 anzusehen sind:

»Wenn aber nach meinem Tode mein Herr Neffe in seiner Schlawheit einschläft, wenn er in Sorglosigkeit lebt; wenn er, verschwenderisch wie er ist, das

<sup>8)</sup> Ingrid Mittenzwei (Hrsg.): Friedrich II. von Preußen. Schriften und Briefe. Röderberg-Verlag, Frankfurt/Main 1986, 436 S. br.

<sup>9)</sup> Richard Dietrich (Bearb.): Die politischen Testamente der Hohenzollern (= Veröffentlichung aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz. Bd. 20), Böhlau-Verlag Köln-Wien 1986, XII/806 S. 4 Abb. s/w, geb.

Staatsvermögen verschleudert und wenn er nicht alle Fähigkeiten seiner Seele neu aufleben läßt, – sehe ich voraus, daß Herr Joseph ihn über den Löffel barbarieren wird und daß in dreißig Jahren weder von Preußen noch vom Hause Brandenburg eine Rede mehr sein wird; daß der Kaiser, nachdem er alles verschlungen hat, damit enden wird, sich schließlich ganz Deutschland zu unterwerfen, dessen souveräne Fürsten er allesamt ihrer Macht berauben will, um daraus eine Monarchie wie die französische zu bilden. Ich wünsche tausendfach, daß meine Voraussage sich durch die Ereignisse als falsch erweisen, daß meine Nachfolger ihre Pflicht wie verständige Leute tun und daß das Glück den größten Teil der Plagen, in die wir geraten sind, abgewendet.«<sup>10)</sup>

Von den zahlreichen biographischen Werken sollen in diesem Bericht zwei vorgestellt werden, die in unterschiedlicher Weise versuchen, Leben und Werk des großen Königs heutigen Zeitgenossen nahezubringen.

In dem Sammelband »Preussens großer König«<sup>12)</sup> hat der Göttinger Wirtschaftshistoriker Wilhelm Treue 18 Fachgenossen versammelt, die in vier Abschnitten (I Staat-Verwaltung-Gesellschaft; II Der friderizianische Merkantilismus; III Friedrich und die Kultur; IV Schlesien: Außenpolitik und Kriegsführung) Persönlichkeit und Leistung des Königs wissenschaftlich, aber doch allgemeinverständlich darstellen. Dem Hg. ist es gelungen, unter den Historikern namhafte Gelehrte zu gewinnen, so Gerd Heinrich, Peter Baumgart und Otto Büsch. Die Einleitung Treues belegt anhand der vorgestellten Friedrich-Literatur der letzten Jahre sehr schön, daß Preußen – eben wegen der unterschiedlichen Beurteilung des Staates und der ihn seinerzeit tragenden Persönlichkeiten – in Ost und West nicht der Vergessenheit anheimgefallen ist, sondern sich einer wachsenden Behandlung in der deutschen Geschichtsforschung erfreut, was in der Bundesrepublik wie in der DDR nach dem Krieg ja nicht immer der Fall war.

Leider ist bei dem sonst gut ausgestatteten Band (Abbildungen s/w, Karten, Tafeln und Tabellen) die Rolle der Kirche im friderizianischen Staat und seine Kirchenpolitik nicht in einem eigenen Essay gewürdigt worden, ein Manko, das leider auch durch den Schlußessay Wilhelm Treues »Friedrich der Große – Reichweite und Grenzen seines Wirkens« nicht behoben wird, vielmehr bleiben die Ausführungen des Vf. zur Kirchenpolitik Friedrichs des Großen in allgemeinen und generalisierenden Vermutungen stecken, die sich weder durch die Quellen noch durch die Forschung halten lassen.<sup>13)</sup> Tritt im vorgenannten Band ausgewiesenermaßen ein Pluralismus zutage, so zeichnet der Münchener

<sup>10)</sup> Otto Hintze, Geist und Epochen der preußischen Geschichte. Gesammelte Abhandlungen. Hrg. von Fritz Hartung. Bd. 3, Leipzig 1943, bes. S. 463–481 und 482–536.

<sup>11)</sup> R. Dietrich (Bearb.), Die politischen Testamente, a. a. O., S. 721.

<sup>12)</sup> Wilhelm Treue (Hrg.): Preußens großer König. Leben und Werk Friedrichs des Großen. Eine Ploetz-Biographie. Ploetz-Verlag Freiburg-Würzburg 1986, 271 S. div. Abb., s/w, Karten, eine Stammtafel und ein Schaubild, geb.

<sup>13)</sup> Wilhelm Treue (Hrg.), Preußens großer König, a. a. O., S. 233 f.

Historiker Karl Otmar von Aretin, bekannt durch seine soliden Forschungen zur Geschichte des Alten Reiches, mit dem in der antipreuussischen Waffenkammer geschmiedeten Buch »Friedrich der Große«<sup>14)</sup> »den bösen Geist von Sanssouci«. In einer Abfolge von Essays, die sich eng an die Biographie Friedrichs II. anlehnen, verdeutlicht von Aretin die Widersprüchlichkeit des Wesens in einem Zusammenklang von Text und Bild, wobei die Tendenzhaftigkeit seiner Darstellung nicht übersehen werden darf. Bei aller Preußenferne des Vf. wäre etwas mehr Sachlichkeit in der Beurteilung der Verdienste und Errungenschaften des Herrschers dem Buche dienlich gewesen. Besonders das letzte Kapitel »Friedrich – das gefährliche Vorbild« liefert all denen Munition, die nicht ablassen, von einer Linie Friedrich II-Bismarck-Hitler zu reden. Ausdrücklich gelobt werden muß an diesem Band die solide Aufmachung und die Qualität der Farbphotos, ein Buch, das in dieser Aufmachung an den im gleichen Verlag erschienenen Band »Martin Luther« herankommt.

## 2. Ausstellungen

Zu der vom Geheimen Staatsarchiv Berlin initiierten Ausstellung »Friedrich der Große« erschien ein umfangreicher Katalog,<sup>15)</sup> der zu einem Handbuch der preußischen Geschichte dieser Zeit geworden ist. Mit der biographischen Vorgehensweise der Ausstellung hatte der Besucher ein festes Schema, an dem er Leben und Werk Friedrichs II. nacherleben konnte. Der erste Abschnitt der Ausstellung beleuchtete die Kronprinzenzeit (1712–1740), die er rückblickend, was die Erziehung zum Soldaten, zum Wirtschafts- und Verwaltungspraktiker angeht, ausdrücklich gutheißt (vgl. hierzu die Ausführungen in seinem politischen Testament von 1752). Die Auseinandersetzungen um den Einmarsch in Schlesien und das sich daraus ergebende Problem des Gleichgewichts der europäischen Mächte (Zweiter Schlesischer Krieg) bestimmten den zweiten Abschnitt der Ausstellung. Nach 1745 folgte eine mehr als 10jährige Friedensperiode, die sich in Preußen besonders im Bau- und Manufakturwesen zeigte, während der Dritte Schlesische Krieg Preußen und seinen König beinahe an den Rand des Abgrundes führte. Der König überlebte dank der weltpolitischen Konstellation: »Da Preußen, Rußland, Schweden sich vereinen, läßt Gott die Friedenssonne wieder scheinen«<sup>16)</sup>, heißt es in einem Kupferstich aus dem Jahre 1762 unmittelbar nach dem Tode der Zarin Elisabeth am 5. Januar. Nach dem schrecklichen Siebenjährigen Krieg ging der König daran, die heimgesuchte Monarchie durch gezielte Maßnahmen wieder zu gesunden. Hierzu zählte ein umfangreiches Siedlungsprogramm in Schlesien, wo v. a. in Oberschlesien na-

<sup>14)</sup> Karl Otmar von Aretin: Friedrich der Große. Größe und Grenzen des Preußenkönigs. Bilder und Gegenbilder. Herder-Verlag Feiburg-Basel-Wien 1985, 172 S., div. Abb. Farbe und s/w geb.

<sup>15)</sup> Friedrich Bennighoven, Helmut Börsch-Supan, Iselin Gundermann (Hrg.): Friedrich der Große. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz anlässlich des 200. Todestages König Friedrich II. von Preussen. Nicolaische Verlagsbuchhandlung Berlin 1986, XXIV/408 S. div. Abb. Farbe und s/w, geb.

<sup>16)</sup> Friedrich Bennighoven u. a., Friedrich der Große, a. a. O., S. 219

hezu 60.000 Siedler eine neue Heimat fanden. In seinen letzten Jahren widmete sich der alte König zunehmend der Pflege des Schöngestigen und dem Ausbau der Haupt- und Residenzstädte.

Die Friedrich-Ausstellung wie der Katalog blieben auf historisch gesichertem Boden. Sie wollte nicht nivellieren und Widersprüche beseitigen, sondern ließ Friedrich II., den seine Zeitgenossen schon Fridericus Magnus nannten, in seiner Widersprüchlichkeit stehen.

In der Ausstellung »Friedrich der Große – Der Kampf um Schlesien« und dem dazu erschienenen kleinen Katalog<sup>17)</sup> ging es um Darstellung eines eng umgrenzten historischen Zeitabschnittes im Blick auf eine Region. Diese fast ausschließlich aus historischem Material Wiener Archive zusammengestellte Ausstellung vermittelte dem Interessierten nicht nur die militärischen Auseinandersetzungen um Schlesien, sondern auch die gleichzeitig von Friedrich dem Großen mit den führenden Repräsentanten der Habsburger Monarchie geführte Korrespondenz. Als ein kleines Rarissimum ist ein bislang unveröffentlichter Brief Friedrichs II. an Maria Theresia anzusehen, aus dem seine Einstellung zur Toleranz der Religionen deutlich wird: »Von meinen Untertanen fordere ich weiter nichts, als Bürgerlichen Gehorsam und Treue. Solange Sie hierunter ihre Pflicht beobachten, erachte ich mich hier wiederum verbunden, Ihnen gleiche Gunst, Schutz und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, von was vor Speculativen Meinungen in Religionssachen Sie auch sonst eingenommen sein möchten«<sup>18)</sup>. Obwohl der Schwerpunkt der Ausstellung auf der Kriegsgeschichte lag, so wurde der Besucher dennoch auch mit der Schlesien bestimmenden konfessionellen Auseinandersetzung in der Habsburger Monarchie konfrontiert.

Die große Friedrich-Ausstellung der DDR mit dem Titel »Friedrich II. und die Kunst«<sup>19)</sup> ging einen anderen Weg, indem sie auf der einen Seite das Bild des Königs in den Kunstwerken der Zeitgenossen, auf der anderen Seite den Kunstfreund und Sammler Friedrich herausstellte. Was weniger eine Rolle spielte, waren seine Tätigkeiten in Verwaltung, Justiz und Wirtschaft. Auch die Kriege Friedrichs II. spielten eine untergeordnete Rolle. Breit wird im Katalog die Diskussion um den Entwurf eines Friedrich-Denkmal beleuchtet<sup>20)</sup>. Auch die Vorliebe des Königs für die Musik und Philosophie bleiben nicht ausgespart. Die Potsdamer Ausstellung trug zur »Entheroisierung« Friedrichs bei; sie verwarf damit ein Friedrichbild, das insbesondere durch die Friedrich-Filme der 30er und 40er Jahre unseres Jahrhunderts mitgeprägt wurde und seine Wir-

<sup>17)</sup> Rudolf Pfefferkorn (Bearb.), Friedrich der Große – Der Kampf um Schlesien. Kunstamt Berlin-Spandau, Berlin 1986, 32 S. Abb. Farbe und s/w, br.

<sup>18)</sup> Rudolf Pfefferkorn (Bearb.), Friedrich der Große – Der Kampf um Schlesien, a.a.O., Nr. 50, 14.

<sup>19)</sup> Hans-Joachim Giersberg, Claudia Mechel (Bearb.): Friedrich II. und die Kunst. Ausstellung zum 200. Todestag. Potsdam 1986, 264 S. in zwei Bänden div., Abb. Farbe und s/w, br.

<sup>20)</sup> Hans-Joachim Giersberg u.a., Friedrich II. und die Kunst, a.a.O., S. 45–64.

kungsgeschichte über das Ende des Zweiten Weltkrieges hinaus hatte. Es war Ziel der Ausstellung, einen Herrscher zu zeigen, der als aufgeklärter Monarch seinen Staat regierte. »Friedrich II., der die Veränderungen in Europa sah und aus ihnen die Notwendigkeit einer Reformpolitik ableitete, ließ sich vor allem von solchen bürgerlichen Auffassungen anregen, die sich auf sein Welt- und Staatsverständnis bezogen« (Ingrid Mittenzwei). Diese Äußerung der DDR-Historikerin Mittenzwei macht deutlich, daß die DDR-Geschichtsschreibung seit einiger Zeit bemüht ist, nicht nur den Preußenkönig in die Reihe der »progressiven Kräfte der deutschen Geschichte« einzuordnen, sondern auch seine Person vielschichtiger und genetischer analysiert, als dies in Darstellungen marxistischer Historiker der frühen 50er Jahre in der DDR der Fall war.

### 3. Friedrich und die Kunst

Die herausragende Rolle des Königs in der Architektur ist von der kunsthistorischen Forschung immer wieder betont worden<sup>21)</sup>. Doch konnte die Forschung in den 60er und 70er Jahren herausarbeiten, daß sein Einfluß auf die bauliche Gestaltung der Städte Berlin und Potsdam größer war, als dies bislang angenommen wurde.

Aufgrund jahrelanger Quellenstudien ist es Hans-Joachim Giersberg möglich geworden, in der vorliegenden Monographie »Friedrich als Bauherr«<sup>22)</sup> bislang unbekanntes Material zusammenzutragen und einer Gesamtschau zu unterziehen. Durch das Studium der Bauzeichnungen, der einschlägigen Korrespondenz, der Rechnungsbücher, die größtenteils in den Staatsarchiven Merseburg (Rep 14 D Potsdam, HA) und Potsdam (Regierung Potsdam) verwahrt werden, kommt der Vf. zu dem Schluß, daß durchaus von einer friderizianischen Epoche der Baukunst gesprochen werden kann, da die Schloßbauten in Berlin (Monbijou und Charlottenburg), Potsdam (Stadtschloß, Sanssouci) sowie die Bürgerbauten und Kirchenbauten v.a. in Potsdam das Stilempfinden und den Schöpfergeist atmeten, wie er sonst nur noch in Dresden unter August dem Starken anzutreffen ist.

Es ist bedauerlich, daß der Schlesier Giersberg nicht auch die Einwirkung Friedrichs auf das Bauwesen in der neuen Provinz Schlesien untersucht; hier hätte er, was die Teilhabe Friedrichs an der dortigen Baukunst angeht, nur weitere Argumente finden können.

Erfreulich neben der guten Aufmachung des Buches ist der Anhang (313ff), in dem u.a. das Baureglement für Potsdam vom 17. Oktober 1752 abgedruckt ist. Bei aller Individualität der Baumeister in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kann man doch von einer wohl kaum in Europa anzutreffenden Ein-

<sup>21)</sup> So z.B. Detlef Karg, Die Entwicklungsgeschichte der Terrassenanlagen und des Parterres vor dem Schloß Sanssouci, Potsdam-Sanssouci 1980.

<sup>22)</sup> Hans-Joachim Giersberg, Friedrich als Bauherr. Siedler-Verlag Berlin 1986, 344 S. 325 Abb. s/w, Ln.

heitlichkeit und Geschlossenheit der Baukunst sprechen. »Das ist einzig und allein in Friedrich II. begründet, in der Kraft seiner Persönlichkeit, in seinem politischen Herrscherwillen und in den künstlerischen Vorstellungen seiner Jugend, die – kaum abgewandelt – während der ganzen Regierungszeit die Architekturentwicklung in Berlin und Potsdam als eine 'architectura fridericiana' (Manger) geprägt haben«<sup>23</sup>).

Was den besonderen Fall des evangelischen Kirchenbaus im gerade preußisch gewordenen Schlesien angeht, der sich in die baugeschichtliche Tradition der evangelischen Kirche Schlesiens einreicht, hat Gerhard Hultsch in seinem Aufsatz »Der König und die Bethauskirchen«<sup>24</sup>) aus kaum bekannten Quellen zusammengetragen und vor allem auf die wenigen heute noch erhaltenen Bethäuser und Bethauskirchen hingewiesen, deren gesamte kirchengeschichtliche wie kunstgeschichtliche Aufarbeitung noch aussteht. Im Gedenkjahr an den 200. Todestag Friedrichs des Großen gab Werner Bellardi eine kleine Schrift über die Bethauskirche in Arnsdorf<sup>25</sup>) heraus, die an einem konkreten Fall Werden und Vergehen einer solchen Kirche im Laufe der Jahrhunderte aufzeigt. Da auch die polnische Denkmalpflege mittlerweile positiver über die preußische Zeit in Schlesien denkt, bleibt zu hoffen, daß nicht weitere dieser gefährdeten Bauten der Spitzhacke bzw. dem Verfall anheimfallen, sondern ebenso restauriert werden wie die romanischen und gotischen Zeugnisse des Mittelalters.

Was bleibt nach dem Friedrich-Jahr? Sicherlich ist das Interesse an deutscher und speziell preußischer Geschichte in der Bundesrepublik Deutschland stärker geworden.

Das Gedenkjahr bot kaum panegyrische Beiträge, eher überwogen die kritischen Auseinandersetzungen mit der Person Friedrichs II. und dem von ihm verwalteten Staat. Friedrich II. stand am Ende einer Epoche. Man wird Walther Hubatsch zustimmen können, der über die Persönlichkeit des großen Preußenkönigs zurecht geurteilt hat:

»Frederick was simply able to stamp a personal note upon his era and the state he ruled. On the other hand, the historic personality of this enlightened prince stands at the very end of an epoch. Frederick's death and the outbreak of the

<sup>23</sup>) Hans-Joachim Giersberg, Friedrich als Bauherr, a.a.O., S. 311.

<sup>24</sup>) Gerhard Hultsch, Der König und die Bethauskirchen, in: JSKG 65/1986, S. 123–157. Im übrigen war das Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte das einzige Periodikum im Bereich der Publikationen zur schlesischen Landesgeschichte, das sich 1986 des Themas Friedrich II. von Preußen annahm. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang die im gleichen Band erschienene kleine Studie des vorzüglichen Kenners der schlesischen Presbyterologie, Johannes Grünewald, mit dem Titel: Begegnungen König Friedrichs II. des Großen mit schlesischen Pfarrern, ebd. S. 158–179.

<sup>25</sup>) Werner Bellardi, Die Bethauskirche in Arnsdorf im Riesengebirge. Verlag Unser Weg Lübeck 1986, 32 S. div. Abb. s/w, Kt.

French Revolution, which occurred within five years of each other, mark the conclusion of this period in European history. In Frederick the Great we see incorporated for the last time both the theoretical and factual aspects of absolutism, accompanied by a refined expression of *raison d'état*«<sup>26</sup>).

An dieser Sichtweise hat sich auch nach dem Friedrich-Jahr nichts geändert.

Ulrich Hutter

*Robert J. W. Evans, Das Werden der Habsburger Monarchie 1550–1700. Gesellschaft, Kultur, Institutionen. – Forschungen zur Geschichte des Donauraumes Band 6. Verlag Böhlau Wien – Köln – Graz 1986, 472 S.*

R. J. W. Evans ist Professor für Neuere Geschichte am Brasenose College in Oxford. Dieser deutschen Übersetzung seines Werkes ist denn auch 1979 eine englische Originalausgabe vorausgegangen. Sie umfaßt jetzt 316 Seiten fortlaufenden Text. Der Rest sind Anmerkungen, chronologische und kartographische Übersichten, Hilfen zur Aussprache, eine Bibliographie, der eine Ergänzung zur deutschen Ausgabe beigegeben wurde, und Register.

Wer sich mit der Entstehung und Konsolidierung der Habsburger Monarchie beschäftigen will, wird auf lange Zeit an diesem Buch nicht vorbeikommen. Es stellt den gelungenen Versuch einer integrativen Interpretation dar, das heißt, daß hier politische, nationale bzw. volkstumsspezifische, auch regionale und örtliche, kulturelle, theologisch-kirchliche, soziale und wirtschaftliche Forschungen, die bisher weitgehend isoliert betrieben wurden, zusammengesehen und zusammenfassend interpretiert werden. Kunst- und Musikgeschichte, aber auch weniger beleuchtete Hinter- und Untergründe des religiösen Lebens wie Magie, Mystik, Sektierertum finden ebenfalls Beachtung und tragen zur Farbigkeit des komplexen Gewebes, das hier gezeigt wird, bei. Die Militär- und Kriegsgeschichte wie die Außenpolitik treten dagegen ungewohnt zurück. Akzentuiert sind die Kräfte und Bedingungen des Aufstiegs der Habsburger Monarchie, die der Untertitel auszumachen sucht: Gesellschaft, Kultur, Institutionen.

Evans's Grundthese lautet: »Letztlich wurde die Monarchie durch Barock und Gegenreformation geschaffen, und die entscheidenden Jahre für ihre Entstehung liegen im 17. Jahrhundert. Für nahezu hundert Jahre nach 1526 blieb die Autarkie einzelner Gebiete noch sehr groß: Landtage, Verwaltungseinrichtungen, gesellschaftliche Strukturen, traditionelle Loyalitäten, alte Denkwei-

<sup>26</sup>) Walther Hubatsch, *Frederick the Great and the Problem of Raison d'état*, in: ders., *Studies in Medieval and Modern German History*, London 1985, S. 91.

sen. Weder Ferdinand noch seine unmittelbaren Nachfolger setzten Taten, um diese ernsthaft zu bedrohen. Aus dem gleichen Grund sind die dynamischen Elemente, die auf die Geburt eines neuen Gemeinwesens hindeuten, in geringerem Maße erfaßbar; die Anfänge der kulturellen Symbiose, die mannigfaltige subtile Anziehungskraft des habsburgischen Hofes. Da aber die Wurzeln des Barock in der Renaissance und jene der Gegenreformation in der von Luther ins Leben gerufenen Bewegung gesucht werden müssen, so muß auch unsere Untersuchung vor 1600 beginnen, mit dem kurzen Goldenen Zeitalter voll Frieden und Wohlstand, das alles in allem expansiv war, als die Donauländer mit dem Segen ihrer Herrscher Maximilian II. und Rudolf II. dem Westen Europas vielleicht näher kamen als zu irgendeinem früheren oder späteren Zeitpunkt« (S. 21).

Die Darstellung geschieht in drei Teilen, in denen jeweils ein Grundaspekt durch den gesamten Zeitraum dieser 150 Jahre hindurch verfolgt und entfaltet wird. Sie müssen also als Ergänzungen zueinander gelesen werden: Im ersten Teil geht es um eine Darstellung der Voraussetzungen und der Durchführung der Gegenreformation. Im zweiten Teil wird der Versuch einer Gesamtschau der Monarchie gemacht, wobei besonderes Gewicht auf die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Ländern und der Wiener Zentralregierung gelegt wird. Im dritten Teil wird versucht, die kulturelle Entwicklung von der Renaissance zum Barock nachzuzeichnen.

Daß Schlesien in diesem Buch vielfältig beachtet wird, ist nach Lage der Dinge leicht vorstellbar. Die Bedeutung der schlesischen Gymnasien für den Humanismus, die Bedeutung des Luthertums, aber auch die Härte der Gegenreformation werden besonders herausgehoben. Dazu hier nur der Satz: »Um 1700 verfügten die schlesischen Protestanten nur mehr über 220 Gotteshäuser im Vergleich zu über 1500 ein Jahrhundert zuvor« (S. 101). Es wird aber auch gezeigt, wie Wien versuchte, Schlesien Schritt für Schritt der Zentralregierung zu unterwerfen, dabei aber auf den Widerstand der Herzöge und des Landtages stieß, so daß eine einheitliche »Verwaltung tatsächlich nur durch ein gütliches Übereinkommen mit althergebrachten Privilegien wirklich möglich war« (S. 218). Im Grunde war das aber typisch für die gesamte Habsburger Monarchie, in der so viele Völker und Volksgruppen nur darum unter einem Dach zusammengehalten werden konnten, weil die Zentralregierung ihnen einen gewissen Spielraum zur Selbstentfaltung ließ bzw. lassen mußte.

Alles in allem ein Buch, das sich gut lesen läßt, das eine Fülle von Informationen vermittelt und interessante, aufschlußreiche Durchblicke eröffnet. Ich möchte es sehr empfehlen.

Christian-Erdmann Schott

Werner Bellardi, *Die Bethauskirche in Arnsdorf im Riesengebirge*. Verlag »Unser Weg« Lübeck 1986, 32 S., 10 S. Abb.

Vor genau 30 Jahren – 1956 – wurde die von Dr. Dr. Gerhard Hultsch angelegte Reihe der Monographien schlesischer Kirchen mit der Darstellung der Kirche Wang im Riesengebirge begonnen. Das vorliegende Heft als Nummer 15 dieser inzwischen zur Hälfte vergriffenen Reihe will, wie das Nachwort betont, Arnsdorf als Beispiel für die Entwicklung eines friderizianischen Bethauses aufzeigen, von dem ersten schlichten Holzbau bis zur massiven Kirche mit dem zuletzt angefügten stattlichen Turm, und wenn der Verfasser im Vorwort sein Büchlein als ein dankbares Gedenken denen zueignet, die dort in Gemeinde und Kirche ihre Heimat hatten, so gibt er ihnen mit der Beschreibung und Geschichte ihres nun verfallenden Gotteshauses ein kostbares Geschenk in die Hand und hält über den begrenzten Kreis der einstigen Gemeindeglieder hinaus in Wort und Bild die Erinnerung wach an diese heilige Stätte evangelischer schlesischer Frömmigkeit.

Bei aller Würdigung dürfen doch die Mängel dieser Publikation nicht verschwiegen werden. Die wenig glückliche Anlage des Buches, die den Exkurs über die Bethäuser als zweiten Teil sowie als dritten ein Nachwort nötig machte, mag noch hingehen, obgleich formal die Geschlossenheit der Darstellung beeinträchtigt wird; ebenso sollen einige Fragezeichen, die in dem kurzen Abriss der schlesischen Kirchengeschichte (S. 7–8) zu setzen wären, unterbleiben, nicht aber die nötigen Ergänzungen und Berichtigungen zu Einzelheiten der Orts- und Kirchengeschichte, die dem Wert der Veröffentlichung gewiß nicht abträglich sein werden.

In dem uns bekannten Urkundenbestand (schlesische Regesten und schlesisches Urkundenbuch) gibt es keinen Beleg für die Erwähnung von Arnsdorf für 1241, auch nicht für das Vorhandensein einer Kirche 1289, schon gar nicht in Verbindung zu Kloster Liebenthal, die erst für 1394 bezeugt ist (H. Neuling, *Kirchorte* 1902, S. 6). Bei Erwähnung der Kirchenreduktion am 16. Februar 1654 (S. 9 und 10 – bei der natürlich keine Lichtensteiner Dragoner mehr, wie 1629, unterstützend mitwirkten!), hätte der Verfasser von der einmaligen Tatsache zu berichten sich nicht entgehen lassen sollen, daß die Arnsdorfer als einzige Kirche in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer wegen des renitenten Verhaltens der Bevölkerung wohl für den evangelischen Gottesdienst gesperrt, aber nicht förmlich, wie sonst überall, durch feierliches Meßopfer rekatholisiert werden konnte, auch verlautet nichts davon, daß es für die widerspenstigen Arnsdorfer ein strafendes Nachspiel gegeben hätte! Der anschauliche Bericht aus dem Churschwandt'schen Protokoll (J. Berg, *Geschichte der gewaltsamen Wegnahme*, 1854, S. 182, vgl. die Ergänzungen zum Literaturverzeichnis unten) soll hier eingefügt werden: »Wie man zur Kirche gegangen, dieselbe zu reconciliiren und den P. Georgium Lemgauer einzuführen, ist ein Haufen heillo-

ses Völklein von etliche 100 Manns- und Weibspersonen, denn dieser Ort trefflich volkreich, vorgedrungen und in der Kirchen mit Geschrei, Springen, Laufen, Bedrohen ein solch Tumultuiren vorgenommen, daß Einem die Haare zu Berge stehen mögen. Wie nun kein Bitten und Vermahnen unter der Exhortation des Officials (Sebastian v. Rostock) bei den Leuten helfen wollen, sondern sie's je länger, je ärger betrieben, hat man, größer Unglück zu vermeiden, die Kirchen unverrichter Sachen verlassen und sich von dannen mit Schmach und Spott wohlbeladen, begeben müssen«. Über einen Erfolg auf die gegen die Unruhestifter beim Landeshauptmann in Jauer eingebrachte Klage ist nichts bekannt. – Bei dem Stichwort »Buschprediger« und »Waldgeschrei« hätte auf den gleichnamigen Roman von Fedor Sommer (1926) hingewiesen werden sollen (S. 10), dessen Schauplatz Arnsdorf 1706/07 ist, nicht ohne ein kritisches Wort über diesen gewiß spannenden, aber in Bezug auf die geschichtlichen Tatsachen wohl schwächsten seiner historischen Romane. Die Namen der drei Buschprediger, Kandidaten der Theologie, finden sich nur in einer handschriftlichen Abhandlung des Arnsdorfer katholischen Pfarramts (Sommer, Zur Geschichte der Buschprediger im Fürstentum Jauer, Zeitschr. 1872), und davon, daß einer von ihnen, der »Praedikant Balthasar Heydorn«, »um 1713« zweiter Pfarrer an der Gnadenkirche zu Hirschberg geworden sei (S. 11), kann natürlich keine Rede sein!

Grundherrschaft war die Familie von Reibnitz schon bald nach der Kirchenwegnahme nicht mehr (entgegen S. 12), das Protokoll der bischöflichen Visitation nennt 1677 als Patron der Kirche Carl Heinrich Freiherr von Zierotin, der katholisch war. Interessant ist aus dem Bericht, daß der Visitor über den kläglichen Zustand der Parochianen klagt, kaum 12 Gläubige (= Katholiken) in der großen Pfarrei lebten: »Alle laufen aus zu ihrer Religionsübung ins Fürstentum Liegnitz« (hauptsächlich nach Probsthain). Die Kirche hatte keinen eigenen Pfarrer, sie gehörte als Filial nach Schmiedeberg. 1687 wird dieselbe Feststellung gemacht: Katholisch sind nur die Hausangehörigen der katholischen Herrschaft, kaum 12 an Zahl. »Es besteht bei den andern keine Hoffnung auf Bekehrung, weil alle Pfarrangehörigen entweder die »Waldbewohner« (silviculas), die Buschprediger, oder die »Mietlinge«, die lutherischen Pastoren, aufsuchen«. Sträflich ist einmal, daß der Schmiedeberger Pfarrer nicht häufiger seinen Kaplan das Amt zu halten heraufschickt, zum andern, daß er einem Laien gestattet, in der Kirche öffentlich Lesepredigten zu halten, ja sogar durch ihn anstatt durch den Kaplan Brautleute aufbieten läßt. Solch tolerante Pfarrer hat es also auch zur Zeit der Gegenreformation gegeben, was nicht verschwiegen werden soll. Von dem seit 1695 als erstem am Ort wohnenden katholischen Pfarrer Johannes Thiel (nicht Friedrich Ferdinand Scheckel, wie F. Sommer S. 121 u. a. angibt, der 1690–1729 in Alt-Kemnitz war) wird dagegen gesagt (Bisumsschematismus 1724), daß er von gutem Lebenswandel, aber streng und un-

verträglich war. Der Pfarrer zählte in der ganzen Pfarrei 43 Katholiken bei 1200 Lutheranern, Patron war der katholische Graf von Herberstein.

In aller wünschenswerten Ausführlichkeit gibt der Verfasser Bericht über die Bethausbauten von 1742 und 1755, vor allem den Neubau von 1755, den die beiden abgedruckten Kirchensiegel von 1755 und 1855 mit dem Dachreiter zeigen, ebenso über die 200 Jahre örtlicher Kirchengeschichte bis zur Vertreibung, die auch ihn, als den letzten Ortspfarrer, Ende Dezember 1946 betraf (S. 12–21). Hier müssen (zu S. 17) noch zwei Anmerkungen gemacht werden: Einmal Patronat und Kollatur betreffend, deren Verbindlichkeiten oft miteinander verwechselt oder unterschiedslos als ein und dasselbe angesehen werden. Es stimmt, daß Arnsdorf für sein Bethaus keinen Patron mehr hatte wie einst für die 1654 katholisch gewordene alte Ortskirche – bis dahin die Reibnitz und danach katholische Herrschaften –, der wohl unbeschränkt in seinen Rechten war, aber ebenso auch fast ausschließlich die Verpflichtung zur Instandhaltung der kirchlichen Gebäude hatte. Dem Grundherrn stand jetzt nur noch (und das galt wohl für alle Bethausgemeinden) das Kollaturrecht zu, aber das bedeutete keineswegs ein bloßes Mitspracherecht bei der Wahl der »niedereren« Kirchenbediensteten, der Kollator war vielmehr sehr maßgeblich an der Pfarrwahl beteiligt: Er bestimmte bei der Vakanz 6 Probeprediger, die Gemeinde nimmt 3 in die engere Wahl, präsentiert sie dem Kollator, und dieser beruft den Pastor. Dieses vereinfacht 6 : 3 : 1 genannte Verfahren wurde, wie ein Blick in die *Silesia sacra* (1927) zeigt, bei sämtlichen Landgemeinden des Hirschberger Kirchenkreises bis zuletzt angewendet. In Arnsdorf verfuhr das Konsistorium nach diesem Modus, nachdem durch die Verzichtleistung des katholischen Grafen Theodor von Matuschka 1850 auf das Recht der Kollatur dieses auf die Gemeinde übergegangen war. Zum andern, was die 16 gewählten »Deputierten« betrifft, so dürften sie kaum lange demokratisch die Kirchengemeinde geleitet haben: 1848 bestand das Kirchenkollegium aus dem Pastor und 5 Vorstehern (Anders, Statistik 1848, S. 459). Man wird auch in Arnsdorf von einem Kirchenrat erst seit 1861 sprechen können (Bildung der Gemeindekirchenräte, Anders, Statistik 1867, S. 524, wo keine Zahl der Mitglieder genannt ist).

Die Reihe der evangelischen Pfarrer von Arnsdorf, 8 von 1552 bis 1654 und 11 von 1742 bis 1946, hat Gerhard Hultsch zusammengestellt (S. 21–24). Wohl aus Raumangel mußte er sich auf ihre wichtigsten Lebensdaten beschränken und die Familienverhältnisse unberücksichtigt lassen, so die Namen der Pfarrfrauen, die von den meisten Pastoren bekannt sind (sie werden also in den Manuskripten zum schlesischen Pfarrerbuch verborgen bleiben, bis sie mit diesem hoffentlich einmal das Licht der Welt erblicken!). Der letzte Pastor vor der Kirchenwegnahme, Johann Emrich, hat, wie sein Vorgänger Wenceslaus Kahl, schwere Drangsale mit seiner Familie im 30 jährigen Kriege erlitten, bei einer Flucht in die Wälder stirbt ein Kindlein, das am 2.8.1646 »im Pusche« begraben

wird (nach den Resten des 1628 beginnenden Tauf- und Begräbnisbuches im Breslauer Diözesanarchiv). Beim Eintreffen der Reduktionskommission waren »sein Weib und Kinder noch im Dorfe vorhanden«, er hatte sich kurz zuvor nach Gebhardsdorf begeben, wo er bis 1665 ohne Amt lebte. In seinem »Waldgeschrei« hat Fedor Sommer die Grenzen dichterischer Freiheit erheblich überschritten, wenn er Emrich noch nach 1700 als steinalten Mann im Arnsdorfer Oberkreitscham bei seiner dort in zweiter Ehe verheirateten Tochter leben läßt und dieser ein platonisches Liebesverhältnis zu dem einen im Hause einlogierten Buschprediger andichtet! Emrich ist 1678 (nicht 1687) in Groß-Wilkau gestorben. Pastor Julius Dittrich (1849–56) war seit 1850 verheiratet mit Margaretha Rogge, Pfarrerstochter aus Groß-Tinz, und durch sie der Schwager des Kriegsministers Albrecht Graf von Roon und des Potsdamer Hofpredigers D. theol. Bernhard Rogge. Das Pfarrvikariat war 1904 begründet worden, die Kirche in Krummhübel 1907/08 erbaut; die Namen der Pfarrvikare und ihre Tätigkeitsdauer, vor allem in der Seelsorge in Krummhübel, hat Konrad Feige in mühevoller Nachforschung ermittelt.

Sehr dankenswert ist die Wiedergabe des Kupferstichs aus dem II. Teil über die schlesischen Bethäuser von Friedrich Bernhard Werner 1749 mit dem dazu gehörigen Text durch Ulrich Hutter (Titelbild und S. 25). In seinen Ausführungen über die Bethäuser (S. 26 und noch einmal im Nachwort von G. Hultsch S. 29) ist es ein fast peinliches Versehen, daß Werner, dieser Urschlesier und »schlesische Robinson«, zu einem »Augsburger Kupferstecher« gemacht wird! Johann Georg Merz in Augsburg ist u. a. sein Verleger gewesen, der vor allem zahlreiche Einzeldrucke herausgebracht hat, Werners »Scenographia Urbium Silesiae« erschien 1737–1752 in Nürnberg; er wurde am 28. 1. 1690 in Reichenau bei Kamenz geboren und ist als Königl. Preuß. Ingenieur am 20. 4. 1776 in Breslau gestorben (Biographie von Paul Bretschneider, Neustadt 1921). Werners Hauptwerk, die »Topographia Silesiae«, die in verschiedenen, von ihm angefertigten Handschriften – den Zeitraum von 1709 bis 1774 umfassend – in sieben Foliobänden in der Breslauer Stadtbibliothek und in vier Bänden in Fürstenstein vorhanden war mit tausenden nach der Natur gezeichneten kolorierten Federzeichnungen, ist ungedruckt geblieben. Erhalten sind leider nur fünf Bände, die in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek durchzublätern immer wieder neu Freude bereitet. Der (S. 29) gegebenen Anregung einer Neuausgabe des Bethausbandes, von dem in westdeutschen Bibliotheken kein Exemplar zu ermitteln ist, kann nur lebhaft zugestimmt werden – ein Gedanke, der bereits 1843 begeistert zu realisieren versucht worden war, aber an mangelndem Interesse durch zu geringe Subskribentenzahl scheiterte (Ein fast 100 jähriges zeitgemäßes und bleibendes Jubelwerk, in: Kirchlicher Anzeiger. Zunächst für Schlesien und die benachbarten Provinzen, Redaktion Dr. August Hahn, Breslau 1843, Nr. 5 und 6, S. 17–18 u. 21–22). Das Werk, das den Titel

tragen sollte: Die jubilirenden evangelischen Kirchen in Schlesien, wie sie wurden und waren in den Jahren 1748 bis 1752, war anscheinend bereits druckfertig, es sollte »ein altes und ein neues Kunstwerk geliefert werden«, also neben den Wernerstichen die Kirchen von 1842 in lithographischen Ansichten erscheinen, ein Probetext von Buchwald und Abbildungen der Kirchen von Buchwald und Striegau sowie einiger anderer (z.B. von Giersdorf, Schreiberhau, Kaiserswaldau und Lomnitz) sind bekannt. Könnte der damals nicht verwirklichte Plan vielleicht im Hinblick auf das 250-jährige Jubiläum der schlesischen Bethäuser 1991 – 1993 ins Auge gefaßt werden?

Wenn Zahlenangaben gemacht werden, dann sollen sie genau und zutreffend sein, die S. 27 berichtet werden müssen: Werners Werk enthält 164 Kupferstiche von Bethäusern und zwar Teil 1 Fürstentum Schweidnitz 34, Teil 2 Fürstentum Jauer, Kreis Hirschberg 31, Teil 3 Fürstentum Jauer, Kreis Jauer, Löwenberg und Bunzlau 37, Teil 4 Fürstentümer Glogau und Sagan mit Schwiebus 41 und Teil 5 Supplement Fürstentum Breslau, Standesherrschaften und Oberschlesien 21. Dazu kommen noch die 3 Friedens- und 6 Gnadenkirchen, sowie 19 Klöster und Propsteien des Cistercienserordens in Böhmen, Mähren und Schlesien, so daß in dem Bethausband insgesamt 192 Ansichten enthalten sind nebst zwei in Kupfer gestochene kolorierte Karten (falls mein Exemplar vollständig ist) und Werners Selbstportrait.

Als kleine Druckfehler bzw. Berichtigungen seien noch angemerkt: S. 10 und 23: Probsthain. S. 15 Z. 7 v.o.: P. Leder. S. 16 Z. 6 ff v.o.: Die Deckengemälde stammten aus dem Jahre 1756 und wurden vielleicht zu Beginn des 20. Jahrhunderts restauriert. Die 4 Abbildungen vermitteln einen Eindruck, wieviel davon noch im Inneren der zerstörten Kirche erhalten ist. S. 18 Z. 10 v.o.: Orgelbauer Joh. Gottlob Meinert. S. 20 Z. 19 v.o.: 'ausgeheimatet' sollte als schlechte Wortbildung aus unserem Sprachgebrauch verschwinden. S. 25 Z. 8 v.o.: II. Theil.

Im Literaturverzeichnis (S. 31–32) können noch ergänzt werden:

W. Bellardi, Die Kirche in Arnsdorf im Riesengebirge, in: G. Hultsch, Schlesische Dorf- und Stadtkirchen, 1977, S. 15–16, 2 Abbildungen S. 431.

J. Berg, Die Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evangelischen Kirchen und Kirchengüter in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer während des 17. Jahrhunderts, Breslau 1854, S. 182.

S.J. Ehrhardt, Presbyterologie des evangelischen Schlesiens, 3. Teil, 2. Hauptabschnitt, Fürstentum Jauer, Liegnitz 1784, S. 286–89.

K. Feige, Beiträge zur Geschichte der evang. Kirchengemeinde Arnsdorf, in: Schlesische Bergwacht Jahrgang 19, 1969, Bericht über die Vollendung des Turmes in Jahrgang 1959 (Beilage »Der kleine Lomnitzbote« Nr. 173, März 1959). Silesia sacra 1927, S. 381–82.

F. Sommer, Das Waldgeschrei, 3. Aufl., Halle 1926.

B. Sommer, kath. Pfarrer von Arnisdorf, Zur Geschichte der Buschprediger im Fürstenthum Jauer, in: Zeitschr. des V. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens X, 1870, S. 342–357; derselbe, Die betenden Kinder in Schlesien (in Arnisdorf noch 1731 und 1741), in: Zeitschr. XI, 1.H., 1871, S. 18–24.

Wäre die Veröffentlichung von Dr. Bellardi nicht so wichtig und bedeutungsvoll, würde diese Besprechung nicht so ungewöhnlich lang geworden sein!

Johannes Grünewald

*Dora Puschmann, *Erinnern – Zurückschauen nach Jannowitz im Riesengebirge. Wangen im Allgäu 1983, 110 S.**

»Die Liebe zur schlesischen Heimat, dem Riesengebirge und meinem Heimatort Jännowitz im Riesengebirge veranlaßten mich, nach der Vertreibung die wenigen geretteten Fotos, Ansichtskarten, Bücher, Landkarten usw. zusammenzutragen. Es war mein Versuch, die sich abspielende Jannowitzer Ortsgeschichte vor 1945 aufzuzeichnen, soweit ich Unterlagen bekam. Sie soll das Leben und Wirken der Menschen und das Gesicht einer Landschaft wiedergeben«. So hat die Verfasserin im Vor- und Nachwort Entstehung und Zielsetzung ihres Buches beschrieben, und es ist ihr mit Text und Bildern bestens gelungen, den einst so vornehmen und wohlhabenden Ort vor unserem Auge erstehen zu lassen. Die geschichtliche Darstellung beruht auf sorgfältiger Benutzung der einschlägigen Literatur. Die alte Ortskirche stammt den spärlichen Kunstformen nach wohl erst aus dem 15. Jahrhundert, die heut noch vorhandene Glocke trägt die Jahreszahl 1494 (zu S. 90). Die Kirche war bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts Filial der Pfarrkirche zu Kupferberg, der sie auch bei der Rekatholisierung 1654 wieder adjungiert wurde und bis 1946 zugehörig war. Das kurze Verzeichnis der Pastoren vor der Reduktion kann noch ein wenig berichtigt und um einen Namen ergänzt werden: Johannes Megander (Großmann) starb im Juni 1616, 55 Jahre alt, sein Nachfolger war der bis jetzt unbekannt Jacobus Werner aus Hirschberg, der 1622 nach Kammerswaldau ging (zu S. 93). Die gräflich von Promnitz'sche Gutsherrschaft stellte 1743 einen Teil des Schlosses zur Verfügung für den wieder bewilligten evangelischen Gottesdienst, bis 1744 das aus Fachwerk errichtete Bethaus eingeweiht werden konnte. Dieses zeigt, höchst malerisch zwischen der katholischen Kirche und dem alten Pfarrhaus gelegen, die Wiedergabe eines Ölbildes aus der Zeit um 1840 (S. 91), bevor es 1863 durch den massiven Neubau mit dem schlanken Turm ersetzt wurde. Auf den reichen Inhalt dieses schönen Heimatbuches mit den vielen, auch in der Druckqualität guten Abbildungen kann nur in Stichworten hingewiesen werden. Wer in Jannowitz zu Hause war oder nur kurze Zeit dort verbracht hat (wie ich als letzter

Vikar bei Superintendent Poguntke), läßt sich von der Verfasserin die vertrauten Straßen und Wege führen zum alten Schloß am Bober, an der Schule, dem Genesungsheim, Sanatorium und Elisabethstift vorbei zum Teich an der Meierei, zum Bahnhof mit dem Blick auf die Falkenberge; wir wandern mit ihr zur hoch über dem Bobertal gelegenen Burgruine Bolzenstein, deren wechselvolle Geschichte ausführlich geschildert wird (S. 80–86). Wir genießen den Fernblick von der Rosenbaude, den Alexander von Humboldt einen der sieben schönsten Ausblicke der Welt genannt hat (S. 11), wir betreten den hoch gelegenen Friedhof, einst liebevoll gepflegt, heut verwahrlost, ausgelöscht (S. 58). Wir werden erinnert, daß Jannowitz ein Luftkurort war mit Erholungsheimen für Kranke und zahlreichen Pensionen für Sommerfrischler (S. 31), wir erfahren Wissenswertes über das Wirtschaftsleben, Handwerks- und Industriebetriebe, über das rege Vereinswesen, erleben die fröhlichen Feste nach mit Johannisfeuer, Kirmes und Feuerwehr, wir lesen die vielen Namen prominenter Persönlichkeiten wie die ebenso unvergessenen einiger Dorfformale, erschütternd lang ist die Ehrenliste der Gefallenen und Vermißten des letzten Krieges und der Opfer der Besatzung und Vertreibung (S. 60–65). Unter den Liedern und Gedichten fehlt »Blaue Berge, grüne Täler«, das Riesengebirgslied, nicht (S. 13), ebensowenig Mundartliches, »Schützafest« und »Lustiges Feuerwehrlatein« (S. 48 und 51), sogar der Fahrplan aus dem Kursbuch von 1940 nach Breslau, Hirschberg und Waldenburg (S. 40) und ein Rezept für den schlesischen »Sträselkucha« werden mitgeteilt (S. 105)! So stellt uns die Verfasserin Jannowitz in seinen vielfältigen Lebensäußerungen vor Augen und läßt im Zurückschauen und Erinnern Vergangenes gegenwärtig und lebendig werden, nicht zuletzt in der Veranschaulichung durch das sorgfältig ausgewählte Bildmaterial. Von diesem sei neben den Abbildungen der beiden Kirchen (S. 92) die Einführung von Pastor Poguntke als Superintendent des Kirchenkreises Schönau 1935 (S. 93), die Wiedergabe des Wappens nach dem Gemeindesiegel und zwei Lagepläne (S. 5 und 6) hervorgehoben. Bei der nötigen und hoffentlich möglichen Neuauflage (das Buch ist bereits vergriffen) sollten unschwer Innenansichten der Kirchen neu beigelegt werden können. Im heutigen Janowice Wielkie (Groß-Jannowitz) sind beide Kirchen in gottesdienstlichem Gebrauch der polnischen Katholiken, wobei die im Inneren etwas veränderte evangelische unter dem Weihenamen Christus König als die Pfarrkirche gilt und die kleinere katholische zur Himmelfahrt Mariens Nebenkirche ist.

Johannes Grünewald

*Chroniken aus dem Steinauer Land: Pronzendorf.* Bearb. von Luzia Günther. Hrsg. von Pfarrer Richard Hoppe. Wiesbaden 1979, 100 S.

*Dörfer im Altkreis Steinau (Oder) 3: Ransen.* Bearb. von Luzia Günther. Hrsg. von Richard Hoppe, Wiesbaden, 1983, 204 S. (Schriftenreihe im Selbstverlag des Steinauer Heimatboten).

*Dörfer im Altkreis Steinau (Oder) 4: Bielwiese.* Bearb. von Marianne Müller, hrsg. von Pfarrer Richard Hoppe, Redaktion Luzia Günther, Düsseldorf, 1985, 173 S. (Schriftenreihe im Selbstverlag des Steinauer Heimatboten).

*Dörfer im Altkreis Steinau (Oder) 5: Thauer, unsere unvergessene Heimat,* von Hans Toepesch (Herausgeber und Redaktion wie vorher) 1986, 37 S.

Wohl kein schlesischer Kreis hat in den letzten Jahren so erfreulich viele Einzeldarstellungen von Ortsgeschichten herausgebracht wie der einst selbständige und bei der Kreiszusammenlegung größtenteils zu Wohlau geschlagene Kreis Steinau, dank der Rührigkeit des Herausgebers, seiner tatkräftigen Mitarbeiterin und ihrer selbstlosen Helfer. Bei allen genannten Chroniken handelt es sich um Neuschöpfungen, da Vorarbeiten nicht vorhanden sind, auch Ortsakten zur Kirchen- und Schulgeschichte sowie die Kirchenbücher nicht mehr auffindbar waren, wie Luzia Günther im Vorwort von Ransen sagt (als Ergänzung: Ransener Kirchenbücher, Taufen, Trauungen und Begräbnisse, für 1802 bis 1823, sind in das erzbischöfliche Diözesanarchiv nach Breslau gelangt). So mußte das Material mühsam aus der Literatur zusammengetragen werden, was die Ortsgeschichte der älteren Zeit betrifft; für die letzten Jahrzehnte standen die Berichte der Erlebnisgeneration zur Verfügung. Tief bewegend sind die ausführlichen Schilderungen der Augenzeugen von den Ereignissen während des Zusammenbruchs 1945 daheim, auf der Flucht und bei der Vertreibung. Die Kirchengeschichte ist bei allen Gemeinden eingehend berücksichtigt, die Verzeichnisse der Pastoren seit der Reformation konnten aus dem noch nicht abgeschlossen Manuskript zum schlesischen Pfarrerbuch eingearbeitet werden, für Pronzendorf der Katalog der Kunzendorfer Pastoren. Die Kirchengebäude sind erhalten geblieben und werden heute von den polnischen Katholiken benutzt. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die zahlreichen Abbildungen, auch in guten Wiedergaben die der Kirchen mit Außen- und Innenaufnahmen, von Bielwiese dazu die vielen wohl erhaltenen Figurengrabsteine aus dem 17. Jahrhundert. Die Katholiken von Pronzendorf waren nach Preichau eingepfarrt, das zum bischöflichen Halt Preichau gehörte, der mit seinen Kirchen und Gemeinden überwiegend katholisch geblieben war. Der Preichauer Pfarrer Rudolf Sabisch starb im Februar 1945 an den Folgen einer Schußverwundung durch einen russischen Kommissar. In der sehr persönlich gehaltenen kleinen Monographie von Thauer hat der Sohn des letzten Domänenpächters seine Kindheits- und Jugenderinnerungen wiedergegeben.

*Heinz-K. Backhaus und Luzia Günther, Köben an der Oder. Unsere Heimatstadt im Bild. Selbstverlag des Steinauer Heimatboten. Herausgeber Pfarrer Richard Hoppe, Wiesbaden. Schriftleitung Luzia Günther, Düsseldorf, Wiesbaden 1984. 38 S., 174 Abb.*

Das schöne Buch will im Bilde festhalten, was einmal war: das beschauliche Oderstädtchen mit der es umgebenden Landschaft, seinen Straßen und Gassen, historischen Bauwerken und Bürgerhäusern, mit den Menschen, die dort lebten und in ihm ihre Heimat hatten. Auch wenn das Buch keine Chronik sein will, so bietet doch der Textteil in aller Kürze einen gut informierenden Abriss der Stadtgeschichte. Chobienia, wie es die Polen heute wieder nennen, war vor über 700 Jahren ein slavisches Fischerdörfchen. Die erste urkundliche Erwähnung datiert vom März 1238 durch eine von Herzog Heinrich II. in Hobena ausgestellte Urkunde für die Johanniter in Lossen bei Brieg. »Städtlein« wird Köben erstmalig 1303 genannt: Herzog Konrad von Sagan schenkt es in diesem Jahr einem Herrn von Dohna (dies als Berichtigung und Ergänzung zu S. 18 aus SR 514, 2737 und W. Irgang, Schles. Urkundenbuch II 1231–1250, Nr. 146, S. 95). Die Burg soll bereits 1209 von Herzog Heinrich dem Bärtigen erbaut worden sein, die Georg von Kottwitz 1583 bis 1584 zu dem prächtigen Renaissance-schloß umgestaltete, das heute als traurige Ruine dasteht. Der sogenannte Dom stammt in seinen Erstanfängen wohl auch aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, als erster bekannter Pfarrer wird 1300 Albert in Chobena genannt; die aus dem späten Mittelalter stammende Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul, die als Filial des Domes galt und 1587 in der jetzigen Gestalt erbaut worden ist, erst 1446. Die um 1540 evangelisch gewordenen Kirchen wurden 1654 rekatholisiert, 1741 fand wieder evangelischer Gottesdienst auf dem Rathaus statt, ehe 1767 bis 1769 das ihm benachbarte Fachwerkbethaus errichtet werden konnte. Dem Sänger von Köben und schlesischen Hiob, Johann Heermann, der von 1611 bis 1639 in Köben als Pfarrer amtierte, wird von den Verfassern ein kurzes, aber würdiges Denkmal gesetzt (S. 34) und der Kupferstich von Lucas Kilian von 1631 wiedergegeben. Am Anfang des Bildteils stehen nach dem Stadtwappen zwölf Kalenderblätter nach kolorierten Zeichnungen von Rudolf Mideck, die Auge und Herz beim Betrachten immer wieder neu erfreuen. Ausgezeichnet sind die Photographien der Kirchen mit zahlreichen Außen- und Innenansichten, man ist erschüttert bei der Gegenüberstellung der Abbildungen des Schlosses aus der Zeit vor 1945 (Abb. 44–47) mit dem Anblick, den es drei Jahrzehnte nach Kriegsende und heute in seinem Verfall gewährt, und es ist nicht zu begreifen, daß mit dem Abbruch von Rathaus und evangelischer Kirche unersetzliches Kulturgut vernichtet werden mußte.

Im Literaturverzeichnis wäre noch zu ergänzen: Johann Heyne, Fragmente und Skizzen aus der Geschichte der kath. Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul in Köben a.O. im Steinauer Kreise (Neisse 1853), zu den Abbildungen könnten

noch die wohl älteste Köbener Stadtansicht von Friedrich Bernhard Werner aus der *Scenographia urbium Silesiae* (1738) und die Federzeichnung des Schlosses von Elfriede Springer aus »Kunstdenkmäler des deutschen Ostens, Schlesien II«, Zeichnungen und Text von E. Springer, 2. Aufl., Liegnitz 1938, S. 30, hinzugefügt werden.

Johannes Grünewald

*Dieter Nellessen, Beiträge zur Kirchen- und Profangeschichte von Neukirch a. d. Katzbach/Schlesien. Als Manuskript in Maschinenschrift Krefeld 1986, 135 S., 70 Abb., Lagepläne und Skizzen.*

Es hat angefangen mit einer Glocke, der kleinsten in einem melodischen Dreigeläut, das einst vom Barockturme der romanischen Kirchenruine in Neukirch an der Katzbach durch das weite Tal klang, und die mit den beiden größeren und älteren 1943 der Glockenbeschlagnahme zum Opfer fiel und abgeliefert werden mußte. Glücklicherweise überstanden alle 3 Glocken das Kriegsende im Hamburger Hafen, und diese kleinste gelangte als Leihglocke in die katholische Pfarrkirche von St. Andreas in Krefeld-Stratum, was ich schon vor fast 20 Jahren durch Mitteilung des Glockenarchivs im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg feststellen konnte und mir durch den dortigen Pfarrer Pelzer bestätigt wurde. Erst viele Jahre später folgte dann die Verbindung mit dem Verfasser, der von seinem Pfarrer gebeten worden war, die Rede zum Volkstrauertag 1979 zu halten. Der »Aufhänger« zur Entfaltung seines Themas wurde die in seiner Heimatgemeinde läutende schlesische Glocke, Baron Sigismund von Zedlitz und Neukirch gab ihm auf seine Bitte wertvolle Hinweise und Unterlagen, die ihn über den konkreten Anlaß hinaus dazu bestimmten, weitere Nachforschungen über die 1746 in Liegnitz gegossene Glocke und ihren Herkunftsort anzustellen, und daraus ist das vorliegende große Werk entstanden, mit dem die über Neukirch reichlich vorhandene Literatur ihren krönenden Abschluß findet und von dem nur gewünscht werden kann, daß es im normalen Druckverfahren einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden möchte.

Es ging dem Verfasser, wie er im Nachwort sagt, darum, in sechsjähriger Arbeit ein »Stück Schlesien« erneut gegenwärtig zu machen. Deshalb hat er mehr als die Hälfte von dem Umfang seines Buches in vier vorangestellten Abschnitten der Neukircher Orts- und Kirchengeschichte gewidmet und erst in den Abschnitten 5 bis 7 »seiner« Glocke sich zugewendet. Die Arbeit zeugt von sorgfältigen Literaturstudien auf allen Gebieten der ortsgeschichtlichen Forschung, so etwa, um nur einiges anzuführen, in Bezug auf die Interpretation der beiden ersten urkundlichen Erwähnungen von Biztric = Nova Ecclesia 1217 und 1228, die auch den ersten uns bekannten Pfarrer, Arnold, nennen, oder in der Aus-

einandersetzung mit den Kunsthistorikern, neben den älteren Lutsch und Tintelnot, vor allem den polnischen nach 1945, Z. Świechowski, T. Kozaczewski und B. Steinborn über die Baugeschichte der romanischen Ortskirche, die wie die wenig jüngere benachbarte Röversdorfer Kirche zu den ältesten Kirchen Schlesiens gehört und seit ihrem Einsturz 1838 in Trümmern liegt, mit der bildlichen Wiedergabe der erhaltenen Architekturreste in »Formen, wie sie vollkommener nicht an Musterbauten des westlichen Deutschlands vorkommen« (Lutsch, Kunstdenkmäler Bd. 3, 1891, S. 430), deren wenige Originalstücke jetzt im Lapidarium des Breslauer Museums zu sehen sind. Einen breiten Raum der Darstellung mit reichen Bildbeigaben nimmt die Geschichte des Schlosses und die seiner Besitzer, der Freiherren von Zedlitz, ein, die mindestens seit 1399 (mit Ausnahme der Jahre 1636–1719) auf Neukirch ansässig waren, bis zum traurigen Ende mit dem Untergang des Schlosses 1945. Mit dem Bericht von der alten Tradition, daß Georg von Zedlitz »der ersten einer« war in Schlesien, der zur Lehre Luthers sich bekannte, wendet der Verfasser sich der Kirchengeschichte zu. Vermutlich will das große Tafelbild im Breslauer Diözesanmuseum aus der Neukircher Kirche (um 1550 entstanden, Abbildung im Jahrbuch 62/1983, S. 56), Luther predigend und Melanchthon Beichte hörend (!) in einem kapellenähnlichen Raume, das Ereignis der ersten evangelischen Predigt in Neukirch festhalten, auf der großen, 1556 gegossenen Glocke steht neben den Namen der vier Gebrüder Zedlitz als Stiftern auch der Name des ersten evangelischen Pastors, MELCIAR HOFMAN PFARHER.

Wiederum ist es ein Zedlitz gewesen, der 1743 denselben Saal im Schlosse für den wieder eröffneten evangelischen Gottesdienst zur Verfügung stellte und 1748/49 die neue Kirche erbauen ließ, die nach 1946 für den katholischen Kultus durch die Polen umgestaltet und in den letzten Jahren bestens renoviert wurde. Das in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts um- und teilweise neu im Tudorstil gebaute Schloß brannte bei den Kämpfen im Frühjahr 1945 mit seinen Kunstschatzen und Archivbeständen aus, wobei auch die von Breslau verlagerten Sammlungen zugrunde gingen; die Ruine haben die Polen nach 1970 abgebrochen.

Der Turm der alten, 1654 rekatholisierten Kirche stürzte 1660 ein; bei der bischöflichen Visitation von 1677 hingen die 3 Glocken in einem neben der Kirche stehenden hölzernen Gestell. In diesen Zeitraum fällt nun das Gußjahr der »Falckenhayn«-Glocke, wie sie Dieter Nellessen nach der Patronin, der protestantischen Witwe Eva von Falckemhayn, nennt, die 1674 den Erstguß der in Frage stehenden Glocke veranlaßte, der als Neuguß einer vielleicht bei dem Turmeinsturz unbrauchbar gewordenen Glocke verstanden werden muß, worauf ausdrücklich durch die bei dem erneuten Umguß 1746 zusätzlich zur Wiederholung des alten Textes angebrachte Inschrift »secundo refusa« hingewiesen wird. Mit viel Einfühlungsvermögen und Scharfsinn erörtert der Verfasser die möglichen Motive für die Glockenerneuerung durch diese hervorragende Frau

als Donatorin, die auch 1746 noch nicht als eine »perillustris Domina« (Erlaucht) in Vergessenheit geraten ist. Der Inschrifttext sei im vollen Wortlaut angeführt: IN HONOREM SANCTISSIMAE TRINITATIS FUSA Ao. MDCLXXIV AERE PERILLUSTRIS DOMINAE EVAE DE FALCKENHAYN. ATQVE PROPAGATIONI AC HONORI SS: TRIVNIVS DEITATIS SECVNDO REFVSA ET RESTAVRATA ECCLESIAE NEOKIRCHENSIS PECVLIO. Die hervorgehobenen Buchstaben des Chronogramms ergeben die Jahreszahl 1746.

Sehr dankenswert sind des Verfassers kenntnisreiche Ausführungen über die Entwicklung der Glocke im allgemeinen sowie über Ornamentik und künstlerische Gestaltung der Neukircher im besonderen. Meisterhaft in ihrer Ausführung sind die Handzeichnungen von Inschrift und Ornamenten (S. 70/71). Abschließend werden auch die beiden anderen aus Neukirch stammenden Glocken beschrieben, die undatierte Mittelglocke aus dem 15. Jahrhundert, heute in Lohfelden bei Kassel, und die 1000 kg schwere große, 1556 in Löwenberg gegossen, heute in Lingen/Ems.

Von der reichen Fülle der beigegebenen Abbildungen sollen nur die beiden schlichten Zeichnungen hervorgehoben werden: Die eine, von der 17 jährigen Baroness Ernestine von Zedlitz 1832 angefertigt, von Freiherrn Sigismund von Zedlitz zur Verfügung gestellt, ist ein rarissimum, weil sie als einzig bekanntes Bild das alte Schloß in seiner Gesamtheit vor dem Umbau und die alte Kirche vor dem Einsturz des Daches zeigt (S. 55, Abb. 42). Die andere, eine Federzeichnung der Liegnitzer Künstlerin Elfriede Springer, vermittelt einen stimmungsvollen Eindruck von dem wehrhaften Kirchhof, der ihn umgebenden Feldsteinmauer mit Torhaus und Pechnase und dem dahinter aufragenden 1799 neu erbauten Turm, dessen zierliche Barockhaube hier etwas zu behäbig ausgefallen ist!

Ein »Stück Schlesien« wieder gegenwärtig zu machen, das ist Rektor Dieter Nellessen mit seiner Monographie über Neukirch und die kleinste seiner alten Glocken bestens gelungen, und der Respekt vor der vollbrachten Leistung wird noch erhöht, wenn man weiß, daß der Verfasser Neukirch und seine Geschichte vorher nicht gekannt und die alte Heimat »seiner« Glocke erst ein Jahr nach Abschluß seines Buches erstmalig besucht und gesehen hat. Das Buch ist über die lokale Bedeutung zur Orts- und Kirchengeschichte hinaus ein wichtiger Beitrag zur schlesischen Glockenkunde, ein Baustein zu dem noch fehlenden schlesischen Glockenbuch. Wenn auch der feine, helle Ton der Sterbeglocke der Domina Eva von Falckenhayn nicht mehr beim abendlichen Ave über dem Katzbachtal schwebt – wir haben ihn von Kinder- und Jugendzeit her noch wohlvertraut im Ohr –, so ist es tröstlich, daß sie, zwar getrennt von ihren beiden Schwestern, doch mit ihnen erhalten blieb und weiter zu Gottes Ehre erklingt. Der Verfasser schließt mit dem ergreifenden Gedicht »Schlesischer Friedhof« von Baron von Zedlitz, der an den von Unkraut überwucherten Gräbern seiner

Ahnen steht, wo er sinnend in Gedanken die vier Jahreszeiten von einst nacherlebt und den letzten Vers niederschreibt:

So war es stets, so wird es immer bleiben,  
in alter, ewig junger Wiederkehr,  
und immer wieder wird mein Herz mich treiben –  
o Heimat du, ich laß dich nimmermehr!

Denn »nichts vergeht, wenn Erinnerungen wach werden« (S. 99).

Nur ein paar Bemerkungen und Ergänzungen:

Vorwort und S. 16: Neukirch war ein Dorf, keine Stadt oder Marktflecken, es konnte also keine Marktrechte verlieren.

S. 16: M. Martin Fechner, bis 1647 Pfarrer in Neukirch. Er hielt sich nur 1640 mit einer Anzahl von Gemeindegliedern sicherheitshalber in Goldberg auf.

S. 40: Georg von Zedlitz der Fruchtbare (wegen seiner 27 Kinder), gefürchtet war er außerdem oft von seinen katholischen Orts Pfarrern.

S. 68: Hinzendorf. S. 76 muß es wohl 'Interpretationsbreite' heißen. S. 78 Gußort Liegnitz (statt Lemberg) 1746.

Im Literaturverzeichnis S. 123 und 126 kann noch eingefügt werden:

Heinrich Appelt, Zur Siedlungsgeschichte der Kastellanei Lähn, in: Zeitschr. d. Vereins für Gesch. Schlesiens 73/1939, S. 1–10,

Bożena Steinborn-Stanisław Kozak, Złotoryja-chojnow-Świerzawa (Goldberg-Haynau-Schönau, Breslau 1971, S. 135–136.

Johannes Grünewald

*Józef Mandziuk, Katalog ruchomych zabytków sztuki sakralnej w Archidiecezji Wrocławskiej Tom 1, Wrocław 1982, 258 S. (Katalog der beweglichen sakralen Kunstdenkmäler in der Erzdiözese Breslau I. Band, Breslau).*

*Józef Pater, Katalog ruchomych zabytków sztuki sakralnej w Archidiecezji Wrocławskiej Tom 2, Wrocław 1982, 270 S.*

Dieses große und wichtige Inventarwerk könnte man einen kirchlichen »Lutsch« nennen in Analogie zu dem einzigen und noch gültigen – weil durch keine ganz Schlesien betreffende Neubearbeitung ersetzt – Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien (4 Bände, Breslau 1886–1894), freilich mit der doppelten Einschränkung: Einmal umfaßt der neue polnische Katalog allein den im Vergleich zu früher erheblich verkleinerten Bereich des Erzbistums Breslau, nicht die einstige Provinz Schlesien in ihren drei Regierungsbezirken (auch ohne die nordschlesischen Kreise Freystadt, Glogau, Grünberg und Sagan-Sprottau wie den ganzen ehemaligen Regierungsbezirk Oppeln), zum andern sind nur die gegenwärtig benutzten Kirchen aufgenommen, leerstehende oder verfallene Gotteshäuser von kunstgeschichtlichem Wert bleiben unberücksichtigt.

Die Verfasser sind Assistenten des 1983 verstorbenen Direktors und Weihbischofs Dr. Winzenty Urban am Breslauer Diözesanarchiv und Diözesanmuseum gewesen und üben ihre Tätigkeit weiterhin dort aus, Dr. Pater in Vertretung des Direktors. Der Katalog ist nach den zur Diözese Breslau gehörigen Wojewodschaften angeordnet: Der erste Band enthält die auf Breslau, Liegnitz und Kalisch entfallenden Dekanate (zur Wojewodschaft Kalisch nur das Dekanat Groß-Wartenberg), der zweite Band umfaßt die in den Wojewodschaften Waldenburg, Hirschberg, Oppeln (zu letzterer nur Brieg und Namslau) und Landsberg (nur Guhrau) gelegenen Pfarreien. Da die Dekanatsbereiche nicht immer sich mit den Wojewodschaftsgrenzen decken, sind manche Dekanatspfarreien, z.B. Goldberg, auf zwei Verwaltungsbezirke verteilt, das Dekanat Jauer sogar auf drei, wo die Kirchorte dann in den beiden Bänden an verschiedenen Stellen zu suchen sind. Manchmal geht die Grenze auch mitten durch die Pfarrei, wie bei Leipe Kreis Jauer: Die Mater mit den beiden Filialen Kleinhelmsdorf und Lauterbach liegt in der Wojewodschaft Hirschberg, die dritte Filiale Groß-Neudorf in der Wojewodschaft Liegnitz. Doch bedeutet das keine Erschwernis bei Benutzung des Katalogs, da beiden Bänden ausführliche Register der Dekanate und Pfarreien beigegeben sind.

Die Pfarreien werden innerhalb der Dekanate in alphabetischer Reihenfolge angeführt, natürlich (und leider nur) unter den heutigen polnischen Ortsnamen, nach einheitlichem Schema: An erster Stelle stehen die Angaben über die Pfarrkirche mit dem Weihetitel, die Zeit der Erbauung bzw. ersten urkundlichen Erwähnung, über bauliche Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte und Renovierungen, besonders nach 1945, in den meisten Fällen wird der Baustil angegeben und außerdem vermerkt (im ersten Band selten, im zweiten fast immer), wenn die Kirche vorher evangelisch war. Diese durchweg sehr zuverlässigen Angaben sind in der Hauptsache dem letzten Breslauer Bistumsschematismus von 1979 entnommen. Darauf folgt die genaue Bestandsaufnahme der in der Kirche befindlichen Gegenstände und Kunstdenkmäler: Altäre, Kreuzfixe, Skulpturen, Gemälde, Kanzel, Orgelprospekt (Hinweise auf zerstörte Orgelwerke), Portale, Sakramentsnischen, Fensterformen, Emporenbrüstungen, ferner die Aufzählung der Kultgeräte wie Baptisterium (aus Stein oder Holz), Kelche und Monstranzen (Art des Metalls und Entstehungszeit), sogar der Leuchter, des Rauchfasses und des Weihwasserbeckens. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Aufnahme der Grabsteine und Epitaphien in den Katalog, zum großen Teil mit Vor- und Zunamen der Verstorbenen (leider fast ausnahmslos in polonisierter Wiedergabe), Todesjahr oder wenigstens der Angabe des Jahrhunderts, wobei sich im Vergleich mit Lutsch oder der ortsgeschichtlichen Literatur feststellen läßt, welche Grabdenkmäler bis heute erhalten geblieben sind, eine erfreulich große Anzahl. Für die gewissenhafte Verzeichnung muß den Verfassern aufrichtiger Dank ausgesprochen werden. Bedauerlich ist die in den letzten Jahren vielfach gemachte Feststellung, daß ältere deutsche In-

schriften ausgekratzt und zerstört worden sind (z.B. in Bunzlau und Giesmannsdorf bei Bolkenhain). Daß die Glocken nur unvollständig erwähnt werden (besonders im 2. Band), obgleich trotz des Glockenraubes 1942/43 die eine auf den heimatlichen Kirchtürmen verbliebene Glocke fast immer noch vorhanden ist, wird man den Verfassern nicht als einen Mangel an Gewissenhaftigkeit ankreiden dürfen, wenn man bedenkt (aus eigener Erfahrung bestätigt!), wie halsbrecherisch und verschmutzt oft der Zugang zur Glockenstube ist, doch hätten vielleicht die Pfarrer veranlaßt werden können, hierfür die erforderlichen Unterlagen bereitzustellen.

Auf die Angaben über das Inventar der Pfarrkirche folgen sodann in der gleichen Anordnung die für die Filialen, Nebenkirchen und Meßkapellen, die an manchen Orten neu errichtet worden sind. Am Schluß stehen jeweils bibliographische Hinweise, die neben der neueren polnischen Literatur auch die älteren kunst- und ortsgeschichtlichen Veröffentlichungen vor 1945 berücksichtigen, auch einige deutsche Titel nach 1945 sind verzeichnet.

Eine ausführliche Würdigung der beiden Inventarbände kommt den Kunsthistorikern zu, den deutschen ebenso wie den polnischen; es können hier nur einige wenige Bemerkungen gemacht werden, die dazu auch noch beschränkt sind auf ein räumlich begrenztes Gebiet Niederschlesiens aus eigener Kenntnis und Vergleichsmöglichkeit.

1. In der Regel übernahmen die polnischen Katholiken nach 1945 die katholischen Kirchen; war nur eine bis dahin evangelische Kirche am Ort vorhanden, so wurde diese dem katholischen Kultus entsprechend im Inneren mehr oder weniger umgestaltet, etwa die Kanzel aus ihrer Verbindung mit dem Altar gelöst (Kanzelaltar) und seitlich aufgestellt (so z.B. in Steudnitz, Panthenau und Straupitz bei Haynau). Die oft mehrfach übereinander gebauten Emporen mit ihrem reichen Bildschmuck aus dem 17. und 18. Jahrhundert wurden abgebrochen (wie etwa in Neukirch an der Katzbach, Probsthain und Röchlitz Kr. Goldberg). Als erfreuliche Ausnahmen von unverändert gebliebenen Innenräumen – dank der verständnisvollen Behandlung einzelner Pfarrer – seien Goldberg (Stadtpfarrkirche, heut »Hilfskirche« für die kleinere St. Hedwigs-, einstige Klosterkirche), Adelsdorf, Pilgramsdorf (mit Filial Ulbersdorf) und Neudorf am Gröditzberge genannt.

2. Wo an einem Ort Kirchen beider Konfessionen vorhanden waren, muß es ein Glück genannt werden, wenn zugleich die bis dahin evangelische Kirche in Benutzung durch die Katholiken genommen wurde, weil sie dadurch vor Verfall oder Zerstörung bewahrt blieb. Das gilt etwa (Band 1) für Heidersdorf Kr. Reichenbach (S. 17), Militsch (die einstige Gnadenkirche hat diesen Namen »kościół łaski« behalten, S. 39, Sulau (S. 42), Trachenberg (S. 45), Öls (S. 52), Neumarkt (S. 88), Lossen Kr. Trebnitz (S. 95), Wohlau (S. 128), Herrmannsdorf bei Breslau (S. 172), Langhelwigsdorf (S. 186/187), es fehlt der Hinweis, daß sich die Grabsteine in der alten leerstehenden kath. Kirche befinden, der

schöne Figurenstein im Chor ist für die kleine Pfarrerstochter Regina Werner, † 1581. Wohin mag die Reanaissanceausstattung von 1618 ff, Orgelgehäuse von 1517 gekommen sein?), Poischwitz bei Jauer (S. 191), Haynau, Stadtpfarrkirche (S. 195), Liegnitz, St. Peter und Paul (S. 200) und die ehemalige Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche (S. 199), Lüben (S. 212), Arnsdorf-Siegenderdorf, fehlt (S. 213), Thiemendorf bei Steinau (S. 227 – das dort verzeichnete Epitaph ist der 1714 verstorbenen Pfarrfrau Anna Rosine Ulrich errichtet – und Goldberg. (S. 239). Ebenso (im 2. Band) etwa für Weigelsdorf Kr. Reichenbach (S. 23), Groß-Rosen (S. 82, wo die einstige evang. Kirche die Pfarr- und die alte katholische »Hilfskirche« ist, Wüstegiersdorf (S. 100), Freiburg (S. 110), Sandberg bei Waldenburg (S. 111), Nieder-Hermsdorf (?), S. 111), Stolz Kr. Frankenstein, Frankenstein (S. 122), Groß-Walditz (S. 140), Bunzlau (S. 142), Gießmannsdorf (S. 143), Seifersdorf Kr. Bunzlau (kath. Kirche zerstört) (S. 143), Langenöls (S. 151), Rabishau (S. 151), Welkersdorf (S. 152, kath. Kirche nach dem Kriege ausgebrannt), Jannowitz (S. 158), Hirschberg, Gnadenkirche (S. 159), Ketschdorf (S. 160, die alte kath. Kirche steht leer, der Altar ist in die einstige evang. Kirche gekommen), Streckenbach (S. 161, die kleine kath. Kirche »nicht aktiv« wie in Buchwald, S. 158; bei Buchwald ist zu fragen, wohin die beiden von Lutsch III, 448/49 erwähnten 2 dreiflügeligen spätgotischen Altarschreine gekommen sind), Krummhübel (S. 161), Kammerswaldau (S. 165; bisher war die evang. Kirche in Benutzung; die Angabe, daß die kath. Kirche Ruine sei, trifft nicht mehr zu, sie wurde 1983 außen und innen bestens restauriert und ist in gottesdienstlichem Gebrauch, während die von Hochwasser geschädigte einstige evang. Kirche 1986 nicht mehr benutzt zu werden schien), Seiffersdorf Kr. Hirschberg (S. 166), Seidorf (S. 167, die evang. Kirche ist Pfarrkirche), Boberröhrsdorf (S. 175), Hermsdorf u. Kynast (S. 176 ebenso wie Seidorf, desgleichen Schreiberhau (S. 177), Rohnau, Landeshut (S. 181, die Gnadenkirche), Haselbach (S. 185 beide Kirchen in Gebrauch, Pfarrkirche die einstige evangelische), Merzdorf-Wernersdorf (S. 188, kath. Kirche in gutem Bauzustand, aber die größere einst evangelische, in Gebrauch), Kunzendorf am Großen Haus (S. 188, kath. Kirche seit 150 Jahren Ruine), Marklissa (S. 193), Kesselsdorf Kr. Löwenberg (S. 199, kath. Kirche Ruine), Mauer bei Lähn (S. 206), Neukirch a. Katzbach (S. 218, kath. Kirche seit 1839 Ruine), Tiefhartmannsdorf (S. 221, kath. Kirche seit 1818 Ruine), Michelau Kr. Brieg (S. 232, beide Kirchen benutzt), Herrnsstadt, St. Matthias (S. 255).

Diese nicht vollständige Übersicht zeigt deutlich, daß heute, besonders in den Dörfern, nur in Ausnahmefällen noch zwei Kirchen stehen; wo die einst evangelische nicht in katholischen Besitz als alleinige am Ort übergang, wurde sie als entbehrlich und als willkommenes Baumaterial abgebrochen oder dem Verfall preisgegeben oder auch säkularer Nutzung zugeführt, worüber der Katalog natürlich keine Auskunft gibt. Von der Zerstörung betroffen sind vor allem die Gemeinden mit den so stimmungsvollen Bethäusern im Bober-Katzbach-, Rie-

sen- und Isergebirge der einstigen Kirchenkreise Schönau, Hirschberg, Löwenberg und Bunzlau, die teilweise noch in ihrer ersten Gestalt als malerische Fachwerkbauten erhalten waren (z.B. Konradswaldau Kr. Schönau, Seitendorf, Alt-Kemnitz, Reibnitz, beide Kunzendorf), aber auch die später errichteten massiven Gotteshäuser, die unbeschädigt das Kriegsende überstanden hatten (z.B. Falkenhain, Berbisdorf, Maiwaldau, Kauffung, Schönau, Arnsdorf, Fischbach, Lomnitz). Das Studium des Katalogs läßt diese Verluste, die auch von der polnischen Denkmalspflege beklagt werden, erneut schmerzlich erkennen. Zugleich wird auch Dankbarkeit und Freude geweckt, daß soviel an Gebäuden und Inventar erhalten geblieben und gewissenhaft registriert worden ist.

3. Noch einige abschließende Anmerkungen, Ergänzungen und kleine Berichtigungen aus persönlicher Anschauung, die vor allem auf den Kreis Goldberg begrenzt sind..

Zu Teil 1: S. 232. Die große, 1520 gegossene Glocke von Straupitz hängt heute im Turme der Pfarrkirche von Rothbrünnig, die dortige Glocke von 1664 ist dafür in die Filialkirche von Straupitz gekommen. S. 234: In Modelsdorf war der Grabstein für den Plebanus Martin Keiler († 1506) schon lange nicht mehr vorhanden. Die undatierte Glocke ist nach 1920 gegossen. S. 234: Der Taufstein in Neudorf a.Gr. stammt aus der Mitte des 16. Jh. (nicht 15.), Glocke von 1522. S. 235: Die Kirche in Wilhelmsdorf ist 1981 durch Blitzschlag ausgebrannt und inzwischen wieder aufgebaut worden, die Laterne des Turmes zeigt fast die frühere Gestalt. S. 235: Aus der Alzenauer Kirche sind außer dem Orgelchor alle Emporen entfernt worden. Unter den Grabsteinen fehlt der für den 1680 gestorbenen Pastor Joh. Rhüdelius.

S. 235/36: In der Kirche zu Pilgramsdorf sind die Decken- und Emporengemälde gereinigt und originalgetreu restauriert; die den Einsturz drohende Kirchturmspitze mit der doppelten »Durchsicht« ist erneuert worden. Unter den Epitaphien ist das 1668 für Max von Knobelsdorf errichtete, das noch hinter dem Altar hängt, nicht erwähnt. Glocke von 1879. S. 236: In Ulbersdorf sind die beiden Taufsteine vergessen, der aus Sandstein von 1696, der hölzerne Ständer von 1830. Die Grabsteine sind für Angehörige der Familie von Mauschwitz errichtet. S. 237: In Röchlitz ist der Grabstein von 1725 für die Pfarrfrau Juliana Sophia Thebesius geb. Kaetzler. Glocke von 1475. S. 237/38: Der Sitz des Pfarramtes Harpersdorf ist im Filialort Probsthain, obgleich als Pfarrkirche die kleine, zur Zeit der Jesuitenmission 1718 erbaute Kirche in Harpersdorf gilt. Die dortige ehemalige Grenzkirche steht außer dem baufälligen Turm als traurige Ruine da. Die Probsthainer Kirche ist im Inneren völlig umgestaltet, die Außenrenovierung dauert noch an. Von den vielen vorhandenen Grabdenkmälern des 16. bis 18. Jh. sind nur die Jahreszahlen angegeben. S. 238: Adelsdorf. Die Kirche ist wenig verändert und in bestem Bauzustand. Zwei Glocken von 1878 und 1922. S. 239: Stadt Goldberg. Im Turm der St.-Hedwigskirche hängt

die kleinste Glocke des 1929 beschafften Geläuts, im Turm der einstigen evangelischen Stadtpfarrkirche die 1930 für Kauffung gegossene Glocke. S. 240: Der Grabstein für den Bürgermeister Georg Helmrich ist von 1536, das von seinem Sohn Johannes ihm 1564 errichtete Epitaph ist durch den Barockaltar verdeckt. Pastor Johannes Opitz († 1738), Eleonora von Faber, († 1794). Es fehlt der Figurengrabstein für den Groß-Hartmannsdorfer Pastor Caspar Polo († 1592). In der Filiationkirche zu Hermsdorf Glocke von 1794.

Zum landrätlichen Kreise Goldberg gehörte bis 1945 der Kirchenkreis Haynau mit 13 evangelischen Kirchgemeinden, deren Gotteshäuser alle erhalten sind und von den polnischen Katholiken benutzt werden. Die Pfarreien verteilen sich heute auf die Dekanate Bunzlau-Ost, Liegnitz und Lüben, im Teil 1 des Katalogs. S. 180: Kaiserswaldau (Glocke von 1897) mit den Filialen Kreibau (Figurengrabsteine der Familie von Festenberg, Glocke von 1661) und dem früher zum Kirchenkreis Goldberg gehörenden Märzdorf, wo die evangelische Kirche 1945 ausgebrannt ist und jetzt (1986) renoviert wird, die kath. Kirche 1981 gut wiederhergestellt. Zu bedauern ist der Verlust der aus dem 16. Jh. stammenden steinernen Renaissancekanzel. Der alte Taufstein von 1566 liegt halb zerschlagen im Eingang, das große Epitaph der Familie von Diebitzsch ist von 1732, das andere, nicht verzeichnete, für Gottfried v. Diebitzsch († 1737) und Sophia Elisabeth geb. v. Braun († 1748). 2 Glocken von 1848 und 1935 (letztere war von der evang. Kirchengemeinde angeschafft). S. 181: fehlt bei der Pfarrei Aslau als Filial Altenlohm, die erst 1936 nach dem Brande der alten Grenzkirche neu erbaute Kirche ist in bestem Bauzustand. Glocke von 1936. S. 195: An der einst evangelischen Stadtpfarrkirche zu Haynau sind alle alten Grabdenkmäler erhalten, neben einer undatierten Glocke (nach 1920) hängen zwei 1972 gegossene polnische Glocken, im Turm der kath. Pfarrkirche läutet die für Märzdorf von Stephan Goetz gegossene Glocke von 1593. S. 196: Die Kirche von Panthenau ist im Inneren sehr verändert, der Figurengrabstein von 1525 und die Inschrifttafeln für die Familie v. Rechenberg (Ende 16. Jh.), die noch vorhanden sind, werden nicht erwähnt; die angeführten Grabsteine (darunter der für den Pastor Christian Gottlieb Bretschneider († 1745) von besonders schöner Barockumrahmung) an der Südseite der Kirche sind dem letzten Außenabputz zum Opfer gefallen. Im Turm hängt eine von anderswoher (Rothbrünnig?) gebrachte Glocke von 1768. S. 206: Göllschau ist Filial der 1972 errichteten Pfarrei Reisicht, wo 1966 eine Kirche erbaut worden ist. Bei der Renovation der Göllschauer Kirche 1958/59 sind sogar die Bilder Luthers und Melanchthons in Glasmalerei der Chorraumfenster belassen worden (auf meine verwunderte Frage erwiderte der junge Haynauer Kaplan: Wir sind eine ökumenische Gemeinde!). Zu ergänzen: Taufstein von 1843, Glocke von 1921. S. 207: In der ebenfalls zu Reisicht gehörigen Kirche von Samitz steht unverändert das schöne Grabmal für den Grafen Erdmann v. Promnitz († 1704). Von den 3 vorhanden gewesenen Glocken ist die älteste von 1722 allein übrig geblieben. S.

213: Die beiden benutzten Kirchen von Arnsdorf-Siegenderf erwähnt der Katalog nicht, aber als jetziges Filial die alte Pfarrkirche von Steudnitz. Im Turm hängen noch die beiden 1923 gegossenen Stahlglocken, auch stehen in der Gruft die beiden bestens erhaltenen Figurengrabsteine mit der alten Bemalung für das jung verstorbene Ehepaar Christoph Friedrich v. Tschech († 1699, 28 Jahre alt) und Anna Magdalena geb. Zedlitzin († 1700, 22½ Jahr alt). S. 213/14: Bärsdorf-Trach ist das schlimmste mir bekannte Beispiel für denkmalzerstörerische Betätigung in und an einer Kirche: Die erst 1939/40 bei der Renovierung größtenteils neu aufgefundenen Figurengrabsteine, die im Chorraum aufgestellt worden waren, sind, wie die zahlreichen an der Südseite der Kirche angebrachten und auf dem Kirchhofe freistehenden Barockdenkmäler, nach Aussage des Ortspfarrers vor 1968 mutwillig zerschlagen worden. Die Angaben des Katalogs halten wenigstens noch die Namen und Jahreszahlen fest. Die alte Glocke, die Wolf von Busewoy 1558 gestiftet hatte (sein Wappen ist noch an der Südseite außen erhalten), war in den 60er Jahren gesprungen, aus ihrem Metall und den Spenden der Parochianen wurden 1970 drei neue Glocken beschafft.

Zu dem von Dr. Pater bearbeiteten 2. Teil des Katalogs sollen für die im Bereich des einstigen Kirchenkreises Schönau liegenden Kirchen – heute zu den Dekanaten Jauer und Hirschberg gehörig – noch einige ergänzende Bemerkungen gemacht werden.

S. 156: In der Kirche zu Kleinhelmsdorf habe ich 1986 die Pieta nicht mehr finden können (vielleicht nur sichergestellt, da die Kirche im Inneren renoviert wurde). S. 156: In Groß-Neudorf (Pfarrei Leipe) waren die hier noch verzeichneten Epitaphien schon vor 50 Jahren nicht mehr vorhanden (die Angaben stammen wohl aus Lutsch III, S. 414). S. 158: In Jannowitz hängt die Glocke von 1494 der kath. Kirche heute neben der 1925 gegossenen evangelischen im Turm der einst evang. Kirche. S. 159: In Kupferberg Glocke von 1937. S. 164: In Berbisdorf ist die Glocke von 1507 an Ort und Stelle, ebenso S. 165: in Kammerwaldau die 1633 gegossene Mittelglocke des alten Dreigeläuts. S. 166: Auf dem Turm der um 1860 abgebrochenen kath. Kirche von Seiffersdorf hängen noch wie eh und je die kunstgeschichtlich wertvollen 3 Glocken von 1576, 1595 und 1612, was einmalig für ganz Schlesien sein dürfte. S. 167: Das Triptychon aus der Kirche zu Schildau befindet sich im Nationalmuseum in Breslau, nicht im Muzeum Narodowe in Warschau. Im Turm hängt die Glocke von 1498, nicht, wie angegeben, die 1638 gegossene, die 1943 abgenommen wurde, aber erhalten ist. S. 173: In Giersdorf Kr. Hirschberg ist die im Verfall gewesene evangelische Kirche durchgreifend in jüngster Zeit renoviert worden. S. 218: In Neukirch hängt die 1849 gegossene Glocke aus der abgebrochenen evang. Kirche von Falkenhain, in Falkenhain (S. 218) läuten die vier 1925 beschafften großen Stahlglocken. 219: In Schönwaldau Glocke von 1837, die evangelische Kirche dient als Speicher, ebenso (S. 220) die in Schönau. S. 220: Das figurierte Grabmal im Eingang zur Pfarrkirche in Schönau ist dem 1606 verstorbenen Ge-

org v. Seidlitz auf Kauffung errichtet, seine Hausfrau (ohne Fragezeichen) ist Anna geb. v. Reibnitz. Statt Abraham v. Prsniz muß es A.v. Polsnitz heißen. Im Turm hängt außer der alten Glocke von 1437 eine neue polnische. In der St.-Johanniskirche sind nur noch die steinernen Monumente vorhanden, auch Kanzel und Taufstein, die beiden Altäre von 1498 und 1689 wurden anderswohin gebracht. Die Aufzählung der Epitaphien ist unvollständig, es fehlen die beiden ältesten Grabsteine von 1385 und 1483 im Fußboden vor dem Presbyterium wie auch der bedeutende Figurengrabstein für Lassel v. Huberg († 1516), (vgl. Lutsch, III, S. 436/37). S. 220: Die gotischen Fresken aus dem 15. Jh., die im Presbyterium der Kirche zu Hohenliebenthal aufgedeckt und restauriert wurden, sind abgebildet bei B. Steinborn und St. Kozak, *Złotoryja-Chojnów-Świerzawa* (Goldberg-Haynau-Schönau), Breslau 1971, S. 130/31. Altar, Taufstein und Orgel aus der profanierten evang. Kirche stehen nun in der kath. Kirche. Von den beiden Glocken im Turm ist eine 1832 von der evang. Kirchgemeinde gestiftet worden. S. 220: In Kauffung Glocke von 1753, in Tiefhartmannsdorf zwei Stahlglocken von 1927.

Auf weitere Bemerkungen muß aus Raumgründen verzichtet werden, so nötig und wichtig es wäre, bei den vielen verlesenen oder verschriebenen Familiennamen der Grabdenkmäler Korrekturen anzubringen. Da bei den hier gegebenen Hinweisen vor allem an deutsche Benutzer des Katalogs gedacht ist, sind die früheren Ortsnamen gebraucht worden; der Leser wird sie zur besseren Orientierung hinter die jetzt polnischen an den Rand setzen. Auch wer – wie der Berichterstatter – keine polnischen Sprachkenntnisse hat, wird ohne große Schwierigkeiten die angeführten kirchlichen Ausstattungsgegenstände verstehen, wenn er die sich ständig wiederholenden Vokabeln einmal aus dem Lexikon herausgeschrieben hat. Hingewiesen sei noch auf das beiden Bänden am Schluß beigefügte Literaturverzeichnis.

Für die mühevolle Arbeit dieses wichtigen Werkes zur heimatlichen Kirchen- und Kunstgeschichte gebührt den Verfassern aufrichtiger Dank. Der Katalog ist erhältlich bei dem Erzbischöflichen Diözesanarchiv in Breslau (Archiwum Archidiecezjalne 50–329 Wrocław, ul. Kanonia 12).

Johannes Grünewald

**Roman Gorzkowski**, *Najdawniejsze dzieje Złotoryi* (Die Frühgeschichte Goldbergs bis Ende des 13. Jahrhunderts). *Złotoryja* 1986, 55 S.

**Roman Gorzkowski**, *Bibliografia historii Złotoryi do roku 1983* (Bibliographie zur Geschichte Goldbergs bis zum Jahre 1983). *Złotoryja* 1985, 64 S.

**Roman Gorzkowski** – Tadeusz Szapował – Renata Wojteczek, *Złotoryja zabytki dawniej i dzis* (Goldberg einst und heute), *Złotoryja* 1987, 3 S. Text und 11 S. Abbildungen.

Der junge Autor ist Oberlehrer mit dem Fach Geschichte am Goldberger Lyzeum, der ehemaligen Schwabe-Priesemuth-Stiftung. Veranlassung zur Abfassung der ersten Schrift ist die 775. Wiederkehr der Verleihung des Magdeburger

Stadtrechts an die hospites de Auro durch Herzog Heinrich I. von 1211. Die Urkunde ist (S. 21) nach einer Vorlage von 1911 in Faksimile wiedergegeben. Auch die älteste Kirchengeschichte Goldbergs wird ausführlich erörtert auf Grund des päpstlichen Schiedsspruchs über den Rangstreit der beiden Pfarrer von 1217, ohne daß neue Ergebnisse vorgelegt werden können. Die Abbildungen vorgeschichtlicher Funde, von Lageplänen der alten Goldbergsiedlung und benachbarter Grabungsfelder, des ältesten Stadtsiegels von 1292 sowie der drei Kirchen und zweier Portale der Stadtpfarrkirche aus spätromanischer und frühgotischer Zeit verdienen, besonders hervorgehoben zu werden.

Die 1985 zusammengestellte Bibliographie (zum Gedenken an die 40-jährige Wieder-Rückkehr zum Mutterland [!] und in Vorschau auf die vor 775 Jahren erfolgte [deutsche!] Stadtgründung) umfaßt die stattliche Zahl von 1536 Titeln, darunter in den Nummern 1253 bis 1270 die der Kirchengeschichte, bis auf einen Zeitschriftenaufsatz über die Veränderungen der provinziellen Zugehörigkeit der Franziskanerkustodien Breslau und Goldberg eines polnischen Verfassers (1983) nur Arbeiten deutscher Verfasser vor und nach 1945, letztere könnten wohl noch um einige Nummern vermehrt werden. Die Tatsache, daß ich 1961 nur 100 Titel (40 selbständige Veröffentlichungen und 60 Einzelaufsätze) zusammengebracht habe, zeigt, wie fleißig seitdem, gerade auch von polnischen Historikern, an der Geschichte Goldbergs gearbeitet worden ist und welch große Leistung der Verfasser mit seiner gewissenhaft erstellten Bibliographie vollbracht hat.

Das dritte Schriftchen ist ein liebenswertes Bilderbüchlein mit der Wiedergabe von Motiven Friedrich Bernhard Werners aus seiner *Scenographia urbium Silesiae* von 1738 und der Federzeichnungen aus der *Topographia Silesiae* von 1748 – Prospekt der Stadt, Stadtplan. Franziskanerkloster, St.-Nicolai- und Stadtpfarrkirche –, dazu von Ansichten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die beiden Marktplätze, alte Lateinschule von 1765, des Flügelaltars von 1495 und der einstigen Kettenbibliothek in der Stadtpfarrkirche, weiter von Abbildungen der abgebrochenen Weißgerberwalke, der Bildsäule aus dem Ende des 15. Jahrhunderts an der kath. Kirche, diese und eine Partie an der Stadtmauer sowie des Figurengrabsteins für den Pastor Polo auf dem Nikolaikirchhof in Handzeichnungen, alle Illustrationen werden kurz erläutert. Das Heft ist in einen ansprechenden Umschlag mit dem Stadtwappen, dem Adler auf den drei Bergen, gefaßt.

Johannes Grünewald

*Helmut Walter, 700 Jahre Ebersbach 1285–1985. Herausgegeben vom Rat der Gemeinde Ebersbach (Kreis Görlitz), 24 S., 16 Abb.*

Die St. Barbara geweihte Kirche, 1346 erstmals urkundlich erwähnt, ist in zwei schönen Abbildungen wiedergegeben, ihre Geschichte bleibt ohne Berücksichtigung. Die statistischen Angaben und die Mitteilung einiger Sagen

sind von Bedeutung, wie auch die Darstellung der Ereignisse der jüngsten Geschichte bis und nach 1945.

Johannes Grünewald

*Leonhard Radler, Das Schweidnitzer Land im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) in politischer, wirtschaftlicher, militärischer und kirchlicher Hinsicht. Lübeck 1986, 96 S. (Beiheft zum Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte, hrsg. Gerhard Hultsch und Dietrich Meyer).*

Dr. Leonhard Radler ist den Mitgliedern unseres Vereins kein Unbekannter. Über Jahrzehnte hinweg hat er im »Jahrbuch«, darüber hinaus aber auch im »Archiv für Schlesische Kirchengeschichte« und in schlesischen Heimatzeitungen sein Thema 'Schweidnitz und das Schweidnitzer Land' fundiert und kenntnisreich zur Darstellung gebracht. Einen vorläufigen Höhepunkt erreicht diese zielgerichtete Forschungstätigkeit mit dem hier anzuzeigenden Buch. Ich betone: Einen vorläufigen Höhepunkt, weil das Ziel aller dieser Forschungstätigkeit auf ein »Heimatbuch über den Altkreis Schweidnitz« (Vorwort) hindrängt, das vielleicht einmal aus den Arbeiten von Dr. Radler hervorzunehmen kann. Ich würde es herzlich wünschen!

Die vorliegende Arbeit ist chronologisch angelegt. Nach einer kurzen Skizzierung der »Ausgangslage« des Dreißigjährigen Krieges bis zum Jahre 1621, in dem dann auch Schlesien in ihn hineingezogen wird, folgt ein Abschnitt über »Die damalige Kriegführung« (S. 9–21). In ihm werden das Söldnerwesen, wichtige Personen, vor allem Offiziere, die Werbemethoden, die Ausrüstungen, die Besoldungen, aber auch die Krankheiten der damaligen Zeit geschildert. Mit Abschnitt II (S. 21–25) unter der Überschrift »Der Oberst von Schlieben« beginnt dann die Darstellung der ersten, in diesem Falle kursächsischen, Einquartierung in Schweidnitz. Das war im Sommer 1621. Von da ab gibt es für die Stadt und die umliegenden Orte eine ständige Abfolge von Besatzungen: 1624–1625 waren es die Kaiserlichen, 1627 der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg – mit ihm »hatte Schweidnitz den übelsten Schinder der Wallensteinschen Armee erhalten« (S. 37) –, 1632–1633 die Schweden, 1633 Wallenstein, 1643–1644 wieder die Schweden, 1644–1652 wieder die Kaiserlichen. Alle diese sogen das Land bis zum äußersten aus, verlangten unerhörte Kontributionen, plünderten, schikanierten die Bevölkerung. Was die Soldaten den Leuten nicht nahmen, nahm ihnen 1633 die große Feuersbrunst. Pest und andere Krankheiten kamen hinzu. Daneben die Belastungen der Seele und des Glaubens durch die Brutalitäten der Gegenreformation. Als 1648 endlich der Friedensschluß kam, war der Zustand des Landes trostlos (S. 85–93).

Radler schildert das alles mit exakten Zahlenangaben und Belegen, so daß die unvorstellbaren Erpressungen der jeweiligen Besetzungen und die Leiden der Bevölkerung deutlich herauskommen. Gerade diese Details sind wichtig. Sie zeigen an einem begrenzten Ausschnitt, wie verheerend der Dreißigjährige Krieg gewesen ist und was gerade Schlesien als Brückenlandschaft zwischen Kursachsen, Kurbrandenburg, Böhmen, Mähren, Polen und Ungarn im einzelnen zu leiden hatte. Es ist eine Arbeit, die jedem Interessierten zur Lektüre empfohlen werden kann.

Christian-Erdmann Schott

*Geschichtlicher Atlas von Schlesien. Im Auftrag der Histor. Kommission für Schlesien hg. von L. Petry und J.J. Menzel. Lieferung 1: Herbert Schlenger, Friderizianische Siedlungen rechts der Oder bis 1800 aufgrund der Aufnahmen von Hammer und von Massenbach. 3 Karten und 1 Beiheft. Sigmaringen: Thorbecke 1985 (Neudruck der 1. Auflage Breslau 1933)*

Jeder, der sich mit Landesgeschichte beschäftigt, ist zunächst einmal auf genaue Karten angewiesen. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß die Historische Kommission für Schlesien in Verbindung mit dem Jan Thorbecke Verlag die einzig erschienene Lieferung des Geschichtlichen Atlas' von Schlesien aus dem Jahr 1933, neu aufgelegt hat. Die drei Karten mit dem umfangreichen Beiheft, das eine eigene Monographie über die Kolonisation Schlesiens enthält, sind rechtzeitig zum 200. Todestag Friedrich des Großen erschienen. Bedauerlich ist nur, daß sich das Kartenwerk lediglich auf Schlesien rechts der Oder bezieht. Obwohl so nicht einmal ein vollständiges Bild der friderizianischen Kolonisation entsteht, belegen die Karten mit ca. 200 Kolonien eindrucksvoll die Leistung Friedrich II. und des preußischen Staates bis 1800, auch das teilweise von privaten Gründern ausgehende Engagement. Das Jahr 1800 wurde gewählt, da es am Beginn der oberschlesischen Industrialisierung steht und die Umwandlung der überkommenen Natur- und Kulturlandschaft durch die friderizianische Besiedlungspolitik zu dokumentieren vermag. Ein besonderer Vorzug der Karten ist die Tatsache, daß sie nicht von einer modernen Grundkarte ausgehen, sondern auf Grund der alten Kartenaufnahmen von Hammer (1782–1784) und der von Massenbach (1796–1806) angefertigt wurden und über die Besiedlung hinaus die zeitgenössische Kulturlandschaft wiedergeben.

Sehr verdienstvoll ist das umfangreiche Beiheft (XX, 183 S.), das Friedrichs Verdienste um die Kartographie und die Vorzüge und Nachteile der einzelnen wichtigeren Karten beschreibt. Von Anfang an haben militärische Zwecke im Vordergrund gestanden, auch August Ludwig von Massenbach war Ingenieurmajor und seine Mitarbeiter Offiziere. Vor allem behandelt Schlenger eingehend Zweck und Verlauf der friderizianischen Kolonisation, so daß ein an-

schauliches Bild entsteht. Beispielhaft werden die Kolonien Süßenrode und Plümkenau im Dombrowkaer Revier vorgestellt. In der Anlage ist ein Verzeichnis der Kolonien rechts der Oder mit dem Entstehungsjahr, auch eine Liste der älteren Orts- und Flurnamen beigegeben. Die Herausgeber führen in der Einleitung die seit 1901 unternommenen Versuche, einen geschichtlichen Atlas von Schlesien zu edieren, vor, und man kann nur wünschen, daß in den kommenden Jahren weitere Lieferungen folgen.

Dietrich Meyer

*Lothar Hoffmann-Erbrecht, Musikgeschichte Schlesiens. Dülmen: Laumann-Verlag 1986, 157 S. (Die Musik der Deutschen im Osten Mitteleuropas. Band 1)*

Mit diesem Werk eröffnet das Institut für Ostdeutsche Musik eine auf vier Bände geplante Reihe von Monographien zur Musikgeschichte in Nordosteuropa, Schlesien, Böhmen-Mähren und Südosteuropa mit Einschluß der Deutschen in Rußland. Die »Anthologie Ostdeutscher Musik« auf Schallplatten wird so durch eine wissenschaftlich fundierte Darstellung der musikalischen Entwicklung in diesem Raum sehr glücklich ergänzt. Solche Längsschnitte durch eine Landschaft können selbstverständlich nicht alle Namen und musikalischen Zentren gleichermaßen behandeln, sondern müssen sich auf Höhepunkte und besondere Merkmale beschränken. Dieser Zwang zu Konzentration durch einen festgelegten Umfang erweist sich in dem vorliegenden Band über Schlesien durchaus als vorteilhaft, denn so ist ein handliches, gut lesbares Buch entstanden, das man als hilfreiche Orientierung und Hinführung zur Spezialliteratur gerne zur Hand nimmt.

Der Verfasser gliedert den Stoff in sieben Abschnitte: Mittelalter, Blütezeit um 1500, Reformation und Gegenreformation, Lautenspiel und -komposition, Musik im preußischen Schlesien, schlesische Komponisten der Gegenwart, schlesisches Volkslied. Was die geistliche Musik angeht, so sind hier die Ergebnisse von F. Feldmann, A. Schmitz u. a. zusammengefaßt. Schlesien tritt erst im 15. Jahrhundert mit umfangreicheren Notenhandschriften deutlicher hervor: das Glogauer Liederbuch, der Breslauer Kodex u. a. Den Höhepunkt aber bezeichnet die Tätigkeit des begabten, aus Schweidnitz gebürtigen Thomas Stoltzer, der zunächst Vikar am Breslauer Dom und seit 1522 Kapellmeister am ungarischen Hof war. Über ihn hat Hoffmann-Erbrecht eine grundlegende Monographie und zahlreiche Aufsätze vorgelegt. Zwar trat Stoltzer bis zu seinem frühen Tod 1526 nicht der Reformation bei, aber der Verfasser erkennt in der symbolträchtigen, ausdrucksstarken Kompositionsweise eine innere Nähe zu Luther, dessen Psalmenübersetzungen Stoltzer in vier Motetten zugrunde legte. Die Universität Wittenberg sorgte später für die Verbreitung seiner Werke. In der Reformationszeit beginnt mit den ersten deutschen Gesangbüchern (Adam Dyon 1525, Michael Weiße 1531, Valentin Triller 1555) eine eigene schlesische

evangelische Kirchenmusik, die musikalisch zunächst noch mit der katholischen Tradition zusammengeht. Auch die führenden Lautenspieler und -komponisten des 17. und 18. Jahrhunderts sind z.T. evangelisch gewesen. Behandelt werden die Familien Reusner, Kropfgans, Baron und Weiß, unter denen Silvius Leopold Weiß, der mit J.S. Bach befreundet war, hervorgehoben sei. Verdienstvoll ist auch der Überblick über schlesische Komponisten der Gegenwart, unter denen Richard Mohaupt, Von Borck, Günter Bialas, Friedrich Metzler, Joachim Denhoff, Frank Lewin, Heino Schubert, Rudolf Halaczinsky, Hans Otte und Norbert Linke mit ihrem Werk gewürdigt werden. Das Kapitel über das schlesische Volkslied geht auch auf das geistliche Volkslied (»Was soll das bedeuten?«, Kommet, ihr Hirten«, Ich will dich lieben« u. a.) ein und bietet eine gute Einführung in die Volksliedforschung. Ein Ort- und Personenregister erschließt den Inhalt griffig. Im Vergleich zu Fritz Feldmanns Darstellung »Die schlesische Kirchenmusik im Wandel der Zeiten«, Lübeck 1975 (Das Evangelische Schlesien VI, 2, hg. von G. Hultsch) besitzt diese umfassendere Musikgeschichte den Vorzug, daß sie den evangelischen Beitrag in Beziehung zur allgemeinen Entwicklung stellt und die neuste Literatur berücksichtigt. Im Detail bietet Feldmanns ausführlichere Darstellung für den Kirchenmusiker selbstverständlich mehr an Namen und Fakten.

Dietrich Meyer

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Pfarrer i.R. Konrad Feige, Hamburger Str. 109, O.T. Hoisbüttel, 2071 Ammersbek 1

Bischof i.R. D. Hanns Joachim Fränkel, Holderstrauch 5, 3550 Marburg-Marbach

Pfarrer i.R. Herbert Girke, Ellensen Nr. 33, 3354 Dassel-Ellensen

Pfarrer i.R. Johannes Grünewald, Rohnsterassen 6, 3400 Göttingen

Pfarrer Reinhard Hausmann, Ev. Pfarrhaus, 6981 Bettingen

Oberstudienrat i.R. Kirchenrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch, Gerhart-Hauptmann-Str. 53, 6980 Wertheim

Wiss. Mitarbeiter Ulrich Hutter, Michaelstr. 11, 5300 Bonn 1

KOAR Dr. Dietrich Meyer, Im Luftfeld 49, 4000 Düsseldorf 31

Oberstudienrat i.R. Dr. Leonhard Radler, Herzog-Wilhelm-Str. 27, 3388 Bad Harzburg

Propst i.R. Eberhard Schwarz, Blücherplatz 5, 2300 Kiel

Pfarrer Dr. Christian-Erdmann Schott, Eleonorenstr. 31, 6500 Mainz-Gonsenheim

Professor Dr. D. Robert Stupperich, Möllmannsweg 12, 4400 Münster

Verlagsredakteur Eberhard Thiel, Diebelhorststr. 33, 3300 Braunschweig

